This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Oesterreich

im Jahre 1840.

Verwaltungs- und Culturfortschritte.

Von einem österreichischen Staatsmanne.

Vierter Band.

Leipzig, 1844.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun.

Oesterreich

und seine

Staatsmänner.

Ansichten

eines österreichischen Staatsbürgers

über

Oesterreichs

Fortschritte seit dem Jahre 1840.

Zweiter Band.

Leipzig, 1844.

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun.

DB82
S3
v.2

Vorrede.

Als ich im Jahr 1841 den ersten Band dieses Werkes der wohlwollenden Theilnahme einer freundlichen Lesewelt empfahl, war es meine Absicht, den Beweis festzustellen, daß Oesterreich, — was man auch dagegen einwenden möge, ein Staat des Fortschrittes sei.

Leider dürfte der hier vorliegende zweite Theil jenes Urtheil nicht bekräftigen, da derselbe vor allem Andern den Zustand einer Provinz bespricht, die, an der äußersten Spitze der österreichischen Erbstaaten liegend, vielleicht eben hierdurch, vielleicht aber auch durch andere Verhältnisse von jedem Fortschritt fern gehalten wird. Polen war Jahrhunderte lang ein selbstständiges, mächtiges Reich, sagt der Verfasser der deutschen Worte eines Oesterreichers, die Polen waren berufen, das Slaventhum zur Geltung, zu Ehren zu bringen. Sie haben diesen Beruf nicht erfüllt. Sie entwickelten ein elendes Staats-, ein noch elenderes Gesellschaftsleben. Französelnde Magnaten, in Schmutz und Stumpfsinn lebende Leibeigene und

zwiſchen beiden die blutſaugenden Juden, das waren die Elemente des alten polniſchen Staatslebens, und wäre es ihnen jüngſt gelungen, ein neues zu gründen, es wäre nicht viel edler ausgefallen. Daß dadurch das Unrecht, welches an Polen begangen wurde und wird, nicht gerechtfertigt iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Ueber dieſe Schauerthaten hier noch etwas zu ſagen, wäre anmaßend. Dieſe ſchwere Schuld iſt mit dem Herzblute des zerriſſenen Volkes eingetragen in das Buch der ewigen, langmüthigen, aber auch vergeltenden Gerechtigkeit. —

Oeſterreich kann und wird eine Schuld nicht theilen wollen, an der es vielleicht wider ſeinen Willen Antheil zu nehmen genöthigt worden war; darum gilt es in dieſem Werke, das ſich Wahrheit und Recht zum unanſtößlichen Grundſatze ſeiner Mittheilungen gemacht, die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ein Volk hinzuziehen, das, wie jedes Volk der Erde, zum Fortſchritte berufen iſt, und fortſchreiten muß.

Die Noth der Zeiten drängt, es gilt, ſie zu erfaſſen und zu beherzigen, darum ſchließen wir mit den Worten: Der Zeitgeiſt dringt überall hin; keine Grenzſperre, keine chineſiſche Mauer kann ihn abhalten; gerade dort, wo man ihn verachtet, wird er am mächtigſten, und nur, wo man ihn fürchtet, wird er fürchterlich.

Leipzig, am 1. Juli 1843.

Der Verfaſſer.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

Oesterreichs Motto: Recta tueri.

Seite

I. Oesterreichs Gerechtigkeitspflege

Einleitung 3

II. Charakterzüge.

I. Priester und Künstler 9
II. Der Fürst 16
III. Der Freiherr 22
IV. Der Bürger 31
V. Der Bauer 37
VI. Der Beamte 42
VII. Der Soldat 51

Zweites Buch.

Oeffentliche Staatscharaktere.

Einleitung 59
I. Graf Hardegg 61
II. Graf Hartig 64
III. Graf Inzaghi 67
IV. Freiherr von Kübeck 71
V. Graf Münch-Bellinghausen 81
VI. Graf Taaffe 83
VII. Graf Wilzeck 86

Drittes Buch.

Galiziens Verwaltungszustände.

I. Oesterreichs Politik in Bezug auf Galizien.

1. Allgemeines politisches System 91
2. Galiziens politische Umtriebe und deren Ursachen . . 100

Seite

3. Galiziens materielle und geistige Vernachlässigung . . 106
4. Die Mittel, Galiziens gesunkenem Zustande abzuhelfen . 111

II. Galiziens Verfassung und Verwaltung.

1. Ständische Verfassung 122
2. Oeffentliche Verwaltung 126

III. Religion.

1. Allgemeine Religionsverhältnisse 132
2. Die Jesuiten in Galizien 135

IV. Handel und Gewerbe.

1. Allgemeine Handels-Verhältnisse 144
A. Ausfuhr 146
a. Hornvieh-Handel 146
b. Borstenvieh-Handel 157
c. Getreide-Handel 157
B. Einfuhr 159
C. Durchfuhr 161
D. Innerer Verkehr 163
E. Allgemeine und besondere Mittel zur Beförderung der galizischen Handelsverhältnisse 165

Viertes Buch.

Galiziens Kultur-Zustände.

I. Die Reise des Verfassers nach Galizien.

Theater 199
Literatur 230
Kunst 238
Geselliges Leben 251

Erstes Buch.

Oesterreichs Motto „Recta tueri“.

I.

Oesterreichs Gerechtigkeitspflege.

Einleitung.

Gerechtigkeit, welch' hohes Wort! wie kurz! und doch — wie inhaltsschwer! Wie sagt es so viel, während es nur zu oft Nichts erfüllt. Wie tröstet es nicht die Menschen, denen ein bitteres Unrecht Alles geraubt, mit der süßen Hoffnung, jenseits Recht zu finden! Wie zermalmt es nicht den Verbrecher, der zitternd und bebend seinen Urtheilsspruch erwartet! — Er fällt; — fällt er dem Rechte, der Gewalt? — Wer weiß es? — Gott allein.

Ja, Gerechtigkeit ist ein hohes Wort, das höchste dieses Erdenlebens. Es umschließt eine Welt in seiner Bedeutung, eine Welt, die sich in Staaten und Völker scheidet, eine Welt, deren allgemeines Ziel der Fortschritt ist.

Heil darum jenem Monarchen, der in der Entwickelung seines Volkes nach diesem Ziele, der in der gerechten Ausübung seiner Regentenpflicht das Glück seiner Unterthanen zu sichern strebt. Zu diesem Ziele aber kann nur der Flammenstrahl der Wahrheit führen. —

Wer den Willen hat, Gerechtigkeit zu üben, darf die Wahrheit nicht scheuen; denn besser ist es, diese unverhüllt, in ihrer Nacktheit zu gewahren, als dieselbe, mit höfischen Schranzengewändern bekleidet, nicht zu erken-

nen, und erſt durch den Weheruf einer ganzen Nation zu ihrer Erkenntniß gebracht zu werden. —

Blickt empor, ihr Menſchen! Ringsum herrſcht dunkle Nacht, nur am fernen Horizonte glänzt ein Sternenmeer, glitzernd, flimmernd, blinkend, ſtrahlend. Hinter den Sternen aber im hochgewölbten Dome der Unendlichkeit, da thront auf ewigem Wolkenſitze der Herr des Weltalls, und neben und vor und über ihm verkünden Cherubimen- und Seraphimenchöre ſein Lob, und wie von leiſe tönendem Poſaunenſchall durchſchauert fühlen wir uns an das Ende von Menſchen und Welten, an Vergeltung, Göttlichkeit und Verweſung erinnert. „Gebt Gott die Ehre und fürchtet ſeinen Zorn," ſo lautet die Jubelhymne, und nahe und ferne antwortet das Echo der Seligen, das Jammergeſchrei der Verfluchten. Millionen jauchzen auf im Anſchauen der Unendlichkeit. Millionen ächzen unter ſelbſtverſchuldeten Höllenqualen. —

Doch nicht in der Gerechtigkeit allein iſt das Glück der Staaten zu finden. Um gerecht zu werden, gilt es, wahr zu ſein, Wahrheit zu vertragen. Gerechtigkeit iſt der Tempel des Völkerglückes, Wahrheit, Offenheit und gegenſeitiges Vertrauen ſeine Strebepfeiler, ſeine Grundſtützen; der Mörtel eines jeden Staatenverbandes. Laßt jene weichen, dieſen mangeln, und der Rieſenbau aller Staaten ſtürzt früher oder ſpäter in Trümmern nieder, denn ohne Wahrheit gibt es kein Recht, ohne Recht keine Liebe, ohne ſie kein Vertrauen, ohne dieſes keine — Freiheit. Völker und Staaten aber ſind mündig geworden, ſie fühlen, ſie regen ſich.

„Feurig rollt der Drang nach Freiheit im Blute der Generation," ſo lauten die deutſchen Worte eines Oeſterreichers. Die Sehnſucht nach Freiheit iſt der Herzſchlag unſerer Zeit;

die Hoffnung der Freiheit ist der Frühlingsodem, der alle edlen Seelen erquicket. Freiheit aber, wie sie die Gegenwart fordert, sie ist nichts als Gerechtigkeit, gegründet auf Wahrheit und gegenseitiges Vertrauen. Das eben ist die göttliche Urkraft der Wahrheit, daß sie endlich Alle durchdringt und selbst ihre schlimmsten Widersacher zwingt, sie, wenn auch knirschend, anzuerkennen und anzubeten.

Zwar gibt es viele friedlich wohlmeinende Seelen, die, im Vertrauen auf diese Sieghaftigkeit der Wahrheit, den Rath geben, man möge sie ruhig fortwirken lassen; sie werde auf natürlichem Wege friedlich, ohne Unordnung und Unheil, zur Geltung gelangen. Allein diese guten Seelen befinden sich in Bezug auf den natürlichen Gang menschlicher Entwickelung in einem wesentlichen Irrthume. Was im Betreff wichtiger Lebensveränderungen von dem einzelnen Menschen gilt, das gilt von den Völkern, von der Menschheit.

Die Idee des Neuen blitzt in der Seele auf. Anfangs von Zweifeln und Irrthümern umdämmert, mit feindseligen Nebeln ringend, wird sie immer klarer und heller, bis vor ihrem Lichte der Wille erwacht. Auch er kämpft eine Zeit lang mit Hemmnissen feindlicher und freundlicher Art; allein wenn das Licht, das ihn weckte, von seiner Lebensstirne leuchtet, so ruft es bald mit tausend Stimmen in ihm: Du mußt! und nun ist es nicht mehr möglich, Schritt für Schritt in den neuen Zustand zu treten, nun muß man hineinspringen. Jeder Mensch, der ein lebendiges Leben, jedes Volk, das eine Geschichte hat, bestätigt dies.

Wir aber werden nur dann gefahrlos vor- und aufwärts kommen, wenn Regenten und Völker, in Vertrauen und Offenheit vereinigt, die nothwendige politische Reform der

Vollendung näher bringen. Nicht nur die Völker, auch die Regenten werden aus ihr Gewinn schöpfen. Was sie an der Gewalt verlieren, das gewinnen sie zehnfach am Recht; vor der Gewalt beugt sich die Furcht, dem Rechte aber gehorcht die Pflicht. —

Darum dulde man die Wahrheit, wenn sie sich im bescheidenen Gewande zeigt, darum zürne man dem nicht, der sie zu sprechen wagt. Frei ist das Wort, das Ausströmen der Göttlichkeit zu menschlichen Lauten geformt.

Duldet die Wahrheit, Ihr Fürsten dieser Erde, und Ihr werdet gerecht sein; seid gerecht, und Ihr habt Euren Völkern Alles gegeben, was sie mit Recht von Euch verlangen können. Oben im weiten Sternenzelte wird das Glück der Völker mit schwerem Gewichte Euch zugewogen. Es zu erhalten, zu erhöhen, zu entwickeln, zu veredlen, ist Eure Pflicht; dem Fürsten, der die Wahrheit ehrt, das Vertrauen seines Volkes erwidert und auf beides seine Gerechtigkeit baut, ihm zu gehorchen mit Gut und Blut, mit Habe und Leben, das ist unsere Pflicht. Sie wird der letzte wie der erste der Unterthanen mit freudigem Herzen erfüllen, wenn er sich nicht fürchten darf, der Wahrheit als Opfer zu fallen, wenn er frei dem Throne seines Monarchen nahen und nicht des leeren Trostes, sondern auch der schnellsten Hülfe und Gerechtigkeit versichert sein kann.

So sprach ich zu mir selbst, und blickte sinnend vor mich nieder, denn ich gedachte des eigenen Schicksals, der eigenen schweren, bittern Erfahrungen, des Rechtes, das ich als Mensch zu besitzen vermeint und das doch der Gewalt zu weichen genöthigt war.

Da lag es vor mir, das ruhige Papier, das die Bewil-

ligung meiner Auswanderung aus dem Vaterlande enthielt, da lag es vor mir, das Dokument des einzelnen Unterthanenglückes, das mich der Heimath beraubte, ja mehr als dies, das mich von Weib und Kindern riß. Was hatte ich gethan, das so schwere Sühne nach sich zog? war es Gerechtigkeit, die mich den Wanderstab zu ergreifen genöthigt, oder war's die steigende Noth der Zeiten, die Aussicht, in meinem Vaterlande zu verkümmern? Begehrte ich Unmögliches? Nein, ich rang nach Geringem; dessen bedurfte ich aber für Weib und Kind, für sie, deren Seelen- und Körperheil mir Gott anvertraut, für sie, für die ich einst Rede zu stehen verpflichtet, wie alle Monarchen dieser Erde. Säßen sie auf dem höchsten Throne, sie sind dem strengsten Richterstuhle jenseits für jedes Haar verantwortlich, das wissentlich oder unwissentlich dem Geringsten des Volkes gekrümmt worden. Der Letzte desselben aber ist Mensch, und Menschen-Rechte lassen sich nicht mit Füßen treten.

Es gibt eine Vergeltung, einen Richter, vor dem nur die Wahrheit besteht, vor dem Lüge und Trug in Schaum zerfließen; dies muß den Unglücklichen trösten, und es tröstete auch mich. —

Wohl ist das Vaterland kein leerer Wahn, die Heimath kein Fantom, Eltern- und Kindesliebe keine verlegene Waare, deren man sich wie einer überflüssigen Bürde im öffentlichen Ausstrich entledigen kann. Es ziemt dem Manne nicht, sich den überströmenden Gefühlen seines Herzens in willenloser Ohnmacht hinzugeben, doch aber ehrt ihn die Thräne, die dem Vaterlande, den Lieben in der Heimath fließt. Sie ist Bürge für sein Herz, seine Männlichkeit, sein besseres Wollen.

Du verlangst Gerechtigkeit, sprach ich zu mir selbst; weißt

empor, kein Zug änderte ſich in ſeinem Geſichte, keine Miene der Hoffnung, der leiſeſten Möglichkeit einer Rettung ſpricht ſich in dieſem aus.

Wohl verſteht der Vater die ſtumme Sprache des Arztes, er erwartet nichts, ohne jedoch das zu fürchten, was in kurzer Zeit der Lauf des menſchlichen Lebens unbedingt nach ſich ziehen mußte. — Und doch — doch wäre es ihm Troſt geweſen, die Urſache einer Krankheit zu wiſſen, die bis jetzt durch die ſonderbaren, im Verlaufe derſelben eingetretenen Erſcheinungen eben ſo ſelten, als unerklärlich daſtand. — —

Der Arzt hatte ſeine Forſchungen vollendet; mit dem Vater des Kindes in eine entferntere Ecke des Zimmers tretend, entwickelte ſich zwiſchen Beiden ein Geſpräch, deſſen Folgen zu wichtig in dieſem kurzen Daguerreotyp-Bilde öſterreichiſcher Gerechtigkeitspflege hervortreten, als daß wir den Inhalt deſſelben nicht näher beleuchten ſollten. — —

„Es iſt keine Hoffnung, — — 3 bis 4 Tage ſind die längſte Lebensdauer, die ich Ihrem Sohne verſprechen kann; Schade um den hoffnungsvollen Knaben, — Schade."

„„Aber, ſagen Sie mir, woher dieſe plötzliche Krankheit? woher ein Uebel, das ſich ſchon in ſo kurzer Zeit von tödtlicher Wirkung zeigt?"" —

„Iſt mir ſelbſt ein Räthſel. Die Bruſt ſcheint geſund, Lunge und Luftröhre in voller Thätigkeit, die ſonſtigen Organe, ſo viel ich dies dem Augenſcheine nach beurtheilen kann, im natürlichen Zuſtand; nur — — —"

„Willſt Du, Eduard, nicht Deinen Profeſſor ſehen?" unterbrach die Mutter Beider Geſpräch; Beider Antlitz wendete ſich bei dieſen Worten nach dem Knaben hin. „Nein," ächzte dieſer auf, und auf ſeinem Geſichte zeigte ſich eine ſonderbare

Veränderung. Die Wange erglühte, die Augen strahlten in dunklem Feuer, bald bleichten beide wieder, Furcht, Angst, Entsetzen sprachen sich in allen Zügen aus, ein convulsivischer Zustand beschloß die Aufregung, mit diesem die augenblicklichen Qualen des Leidenden.

„Sonderbar," murmelte der Arzt des Hauses leise vor sich hin. Der Vater aber faßte den Ausruf auf, indem er sprach:

„Ich sende nach dem Professor . . . . ."

Jener zuckte die Achseln und schwieg, — dieser eilte, seinen Entschluß zur Ausführung zu bringen.

Allmälig begann der Kranke wieder aufzuleben, sein Auge, matt umherblickend, schien mit ängstlicher Qual Jemand zu suchen; als es ihn nicht fand, klärten sich die beängstigten Züge wieder, die Blicke nahmen den frühern Ausdruck leidender Ruhe an.

Nicht lange dauerte dieser Zustand; an der Thüre wurde geklopft, sie öffnete sich, — herein trat ein Priester im Klostergewande, der Lehrer und Professor des sterbenden Kindes. — Dieses gewahrte ihn kaum, als es seine Hand wie abwehrend, kraftlos gegen den Eintretenden erhob; wieder gaben sich die vorigen Erscheinungen kund, doch dies Mal in noch heftigerem Grade. Es schien, als übe nicht die Erwähnung jenes Mannes allein, sondern auch dessen Nähe einen Einfluß auf die Gemüthsruhe des Kranken, dem eine tiefere Ursache zum Grunde liegen mußte, als man anfänglich denken mochte. —

Alle Bemühungen, den Leidenden zu beruhigen, blieben umsonst; von Sekunde zu Sekunde verschlimmerte sich der

I.

Oesterreichs Gerechtigkeitspflege.

Einleitung.

Gerechtigkeit, welch' hohes Wort! wie kurz! und doch — wie inhaltsschwer! Wie sagt es so viel, während es nur zu oft Nichts erfüllt. Wie tröstet es nicht die Menschen, denen ein bitteres Unrecht Alles geraubt, mit der süßen Hoffnung, jenseits Recht zu finden! Wie zermalmt es nicht den Verbrecher, der zitternd und bebend seinen Urtheilsspruch erwartet! — Er fällt; — fällt er dem Rechte, der Gewalt? — Wer weiß es? — Gott allein.

Ja, Gerechtigkeit ist ein hohes Wort, das höchste dieses Erdenlebens. Es umschließt eine Welt in seiner Bedeutung, eine Welt, die sich in Staaten und Völker scheidet, eine Welt, deren allgemeines Ziel der Fortschritt ist.

Heil darum jenem Monarchen, der in der Entwickelung seines Volkes nach diesem Ziele, der in der gerechten Ausübung seiner Regentenpflicht das Glück seiner Unterthanen zu sichern strebt. Zu diesem Ziele aber kann nur der Flammenstrahl der Wahrheit führen. —

Wer den Willen hat, Gerechtigkeit zu üben, darf die Wahrheit nicht scheuen; denn besser ist es, diese unverhüllt, in ihrer Nacktheit zu gewahren, als dieselbe, mit höfischen Schranzengewändern bekleidet, nicht zu erken-

bauten Criminalgebäude der Reſidenz. Mit lang emporgeſtreckten Hälſen ſah Alles nach dem verſchloſſenen Eingange, den zahlloſe Bajonettreihen in einem engen Kreiſe umgaben.

Es ſchlägt 7 Uhr. Das leiſe Geflüſter: „er kommt," geht in unaufhörlichem Gemurmel durch die Menſchenmenge. Mit dem letzten Schlage öffnen ſich die Thore, von ſtarker Wache umringt, fährt langſam ein grau angeſtrichener Leiterwagen aus ſelbem, und vor- und rückwärts ſchließen Bajonettmaſſen den Zug, ſeitwärts aber drängt ſich das Volk, um Jenen feſter in Augenſchein zu nehmen, den ſein Weg, auf dieſem Wagen zum erſten und zum letzten Male durch das Leben geleitet, nach dem — Galgen führt.

Das wilde, faſt trotzige Antlitz auf den Blüthenſtrauß gerichtet, den das Mitleid der Menſchen zum letzten Anblick des nahenden Frühlings in die Hände des Gefeſſelten gebunden, dann aber mit immer feſterem Auge auf den gaffenden Volkszug blickend, ſcheint weder er, noch dieſer des Regens zu achten, der in vollen Strömen auf den Unglücklichen herniederſchießt, als wolle er in ſeinen Fluthen den Körper des Verbrechers von dem begangenen Verbrechen reinigen.

Was that der Menſch? — fragte mancher der Vorübergehenden, die ein Zufall oder Geſchäfte dem Zuge entgegenführte.

„Er ſuchte ſeinen eigenen Neffen einem Dritten (man ſagt, es ſei ein Großer geweſen) zuzuführen; da der Knabe aber, der an ihn ergehenden Zumuthung ſich weigernd, dieſe ſeinen Eltern zu entdecken droht, wirft ihn der eigene Onkel von dem Walle herab, wo ſeine Leiche zerſchmettert gefunden wird, während der Mörder den Mantel des Ermordeten an

einen Trödler verkauft und dadurch die Entdeckung seiner Gräuelthat befördert. — —

Eine Stunde ist vorüber; lachend, schäkernd, scherzend kehrt die Menge von der Richtstätte zurück. Man erzählt sich, wie fest und unerschrocken der Verurtheilte sich auf dem letzten Gange benommen, wie schnell der Scharfrichter die Schlinge geknüpft, sie um den Hals des Missethäters gelegt und diesem den Genickstoß gegeben. —

Von einem Eindrucke der Gerechtigkeit, den diese Strafe auf die Menschheit ausüben soll, ist keine Spur, nichts zu gewahren, was nur immer auf Abschreckung hindeuten könnte. Es ist kein Strafgericht gewesen, bloß ein Schauspiel, der Menge zum Ergötzen dargebracht, ein Ueberbleibsel aus den Vergnügungen der einstigen Wiener Stierhetzen, ein Gelegenheitsstoff zu mehrmonatlicher Unterhaltung. — — —

Vor dem Criminalgebäude ist es indessen leer geworden; nur einzelne hin und her gehende Spatziergänger beleben die Passage.

Zum zweiten Male öffnen sich die Thore, wieder rollt ein, dies Mal wohl verschlossener Wagen aus demselben; in seinem Innern sitzt ein bärtiger Gefängnißwärter neben dem, der geistlichen Würde entkleideten früheren Mönche. Nicht Mord war sein Verbrechen gewesen, nicht vorsätzlich durch seine Hand war das unglückselige Opfer seiner teuflischen Lust dem Tode verfallen — er hatte den seiner Erziehung anvertrauten Knaben nur gemißbraucht — weiter nichts. Darum lautete seine Strafe nicht auf den Tod durch Henkershand, nur auf — einjährigen Kerker.

II.

Der Fürst.

1.

Der Fürst war erhitzt; auch das bleiche Antlitz der Prinzessin zeigte Spuren reichlich vergossener Thränen. Es hatte eine Scene gegeben, wie solche in der gewöhnlichen Welt zu den alltägigen Begebenheiten, in den Zirkeln der haute société zu den Ausnahmen von den allgemeinen Regeln gehören.

Die Treue ist heut zu Tage ein Luxusartikel geworden, dessen sich jeder Ehemann, wo dies ohne Eclat geschehen kann, gern entlediget. Der Fürst machte hierin keine Ausnahme. Er liebte heiß und glühend, aber nicht seine Gemahlin; dies wäre Ueberfluß gewesen; Niemand konnte ihm ihren Besitz streitig machen. Er liebte vielmehr eine Dame aus den höchsten Ständen, die mit gleicher, Alles vergessender Zärtlichkeit in seinen starken, kräftigen Armen Ersatz für den schwächlichen Gemahl suchte und fand.

Das Verhältniß blieb nicht verborgen.

Leise erzählten es sich zuerst die Kammerzofen, wenn sie Abends ihre Gebieterin zu Bette gebracht. Dann gerieth das süße Geheimniß unter das Dienst- und Stallpersonal, und wie ein Lauffeuer durcheilte es von hier aus die ganze Residenz. Natürlich, daß es auch der Gemahlin des Prinzen nicht verborgen blieb.

Lange und ſchweigend duldete dieſe. Aber allgemach war das Benehmen ihres fürſtlichen Gemahles immer kühler, ſeine Liebesergüſſe immer ſeltener, ſeine Küſſe immer eiſiger geworden.

Ein Weib vergibt Alles. Sie kann ſelbſt Zurückſetzung ertragen, nie aber eiſige Kälte im Momente der höchſten ehelichen Zärtlichkeit: dieſe vergibt kein Weib, am wenigſten ein liebendes, ſie möge dem höchſten oder niedrigſten Stande angehören.

Die Prinzeſſin ertrug viel, aber auch bei ihr bewährte ſich das Sprichwort: „Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht," und gebrochen mußte er ſein; denn es hatte eine Unterredung geſetzt, bei welcher der Prinz immer hitziger geworden, während ſich der Schmerz ſeiner Gemahlin in einem immer reicheren Perlenſtrome über die bleichen Wangen ergoß.

„Was ſoll Ihre Eiferſucht, Madame?" ſprach der Fürſt nach längerem Schweigen. „Wie können Sie ſich und mich mit ſolcher Thorheit quälen?"

„Sie nennen Thorheit, mon Prince," erwiederte die Prinzeſſin von leichter Roſenglut überhaucht, „Sie nennen Thorheit, was die Sprache meines Herzens iſt, was ich Ihnen zu ſagen ſchuldig war; denn ich bin Ihre Gemahlin, Sie mein Gemahl!"

„Eine alte Geſchichte, ſo alt, wie wir mit einander verheirathet."

„Dauert Ihnen dies etwa zu lange?"

„Das nicht, aber lange genug, um Ihr eiferſüchtiges Benehmen albern und lächerlich zu finden."

„Albern?" fragte die Princeſſin, und eine hohe Zornesglut färbte die bleichen Wangen mit flammender Röthe. „Sie nennen es albern, wenn ich Sie auf die Mediſance unſerer

Zirkel, ja mehr als dies, wenn ich Sie auf das allgemeine Stadtgewäsch aufmerksam mache? Nun denn, so hören Sie: wenn Ihr Benehmen, Ihr Verhältniß mit einer Anderen Ihnen nur albern und lächerlich erscheint, so will ich diese Lächerlichkeit theilen. Auch ich will eine liaison d'amour beginnen, auch ich werde in den Armen eines fremden Mannes einen Ersatz für jene Gefühle suchen, die Sie dem Weibe Ihrer eigenen Wahl, nicht einer harten Convenienz, so schnöde versagen."

Der Fürst erstarrte zu Stein.

Sich selbst in den Armen einer Andern zu sehen, war ihm in letzter Zeit nichts Neues, ja vielleicht etwas Alltägliches geworden. Seine Gemahlin jedoch in einem gleichen Verhältnisse mit einem fremden Manne zu erblicken, sie an einem fremden Busen zu höhern Wonnegefühlen erwacht zu wissen, das schien dem Fürsten mehr als neu; es war ihm unerhört. Wüthend stürmte er zur Thür hinaus, die Treppe hinab. Das feurigste Roß seines Marstalles besteigend, jagte er pleine carrière die Jägerzeile hinab, den Prater entlang. In dem Schatten der breiten Allee wollte er sich überlegen, welche Maßregel er zu nehmen habe, um seine Ehre vor den Eingriffen eines fremden Mannes, vor dem giftigen Hauche der Welt zu wahren. Die Fürstin aber zog sich weinend in ihr Closett zurück. Der letzte Streich auf ihres Mannes Herz war gefallen, noch wußte sie nicht, ob er gewirkt haben würde. Die nächste Zeit sollte enthüllen, ob ihr fürstlicher Gemahl zu ihr zurückkehren oder ob er sie durch Fortsetzung seiner öffentlich-geheimen Liebe auch fernerhin schmerzlich kränken werde. Leider wählte er das Letztere. Sein Benehmen blieb nach wie vor dasselbe.

2.

„Liebt sie mich?“ fragte Freiher von M... sich selbst, indem er vor den großen Trumeauspiegel seines Zimmers trat und dabei nicht ohne Wohlgefallen seine schlanke Adonisgestalt vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete. Baron M... war jung und hübsch. Für Letzteres bürgten ihm insbesondere die schmachtenden Blicke so mancher schönen Dame der Wiener haute volée, wenn sie länger als gewöhnlich auf der glänzenden Militair-Uniform des jungen Mannes weilten. Eduard aber liebte nur Eine. Ihr gehörte all sein Denken, all sein Handeln. Ihr Bild begleitete ihn von der Wachtparade bis in das Vorzimmer seines fürstlichen Gebieters, von da bis in die Salons der Prinzessin, die den jungen Mann, wie es schien, mit zarter, wohlwollender Aufmerksamkeit behandelte. Sie war es, die ihm den Muth gegeben, sein Auge zu jenem Sterne zu erheben, der flammend in seinem Innern thronte, so wie er alle Damen seines Umganges an Glanz und Schönheit weit überstrahlte. Tief in den Gedanken an sie versunken, gewahrte der Adjutant des Prinzen nicht früher, daß sich die Thüre seines Zimmers öffnete, als bis die erste Kammerzofe der Prinzessin ein wohlversiegeltes Päckchen in seine Hände legte.

„Von Ihrer Hoheit der Prinzessin. Eine Antwort ist nicht nöthig.“

„Von der Prinzessin?“ fragte der Freiherr ahnungsvoll. Höher hob sich seine Brust. In stürmischer Hast drohte sie die Schranken seiner Uniform zu durchbrechen. Eilig löste seine Hand das Siegel, während die Ueberbringerin ver-

III.

Der Freiherr.

1.

Im innerſten Geheimzimmer ſeines weitläufigen Palaſtes ſaß zu Anfange des Jahres 18.. Freiherr von ***, ein Mann, deſſen Vermögen ungeheuer, deſſen Geiz eben ſo ſprichwörtlich geworden.

Daß arme Leute ihre Armuth mit dem Unglücklichen theilen, erſcheint gerade nicht ſelten, während es etwas Allgemeines iſt, ſein Hab und Gut in großen Geldkiſten zu verwahren, und ſich allein an dem Anblick von Schwadronen blinkender Goldfüchſe zu laben, ohne irgend einem Fremden die gleiche Freude zu geſtatten.

Doch, wie geſagt, Freiherr *** ſaß vor ſeinem Schreibtiſche; ob in gerader oder etwas legèrer Stellung, ſteht in der Chronik des Reſidenzlebens, der ich dieſen Stoff entlehne, nicht angegeben; man erzählt ſich nur, er ſei zu jener Zeit beſonders auf das Fallen der Papiere beſeſſen geweſen, ein ſicherer Beweis, daß er vor ſeinem Schreibtiſche ſitzend vorgefunden worden ſein mußte.

Eine Maſſe Papiere, mit hieroglyphiſchen Figuren bemalt, lag in ausgeſuchter Unordnung auf dem eleganten Mahagoniſekretair. Sie ſchienen darauf anzuſpielen, daß ſich der edle Freiherr in das Gebiet der Schriftſtellerei verirrt habe, und nun bemüht ſei, die hin und wieder auf kleinen oder größern

Papierſchnitzeln entworfenen Gedankenſpäne zu einem gefälligen Ganzen, d. h. zu einem klaſſiſchen Roman zu ordnen. Nun glichen zwar jene Papiere keineswegs den zerſtreuten Atomen eines in der erſten Blüthe der Erſchaffung befindlichen Romanes, vielmehr hatten dieſelben alle Aehnlichkeit mit Berechnungen und dergleichen ähnlichen Entwürfen; demohngeachtet aber that dies nichts zur Sache. Freiherr *** war wirklich geſonnen, unter den Augen der Welt einen Roman zu entwickeln, deſſen ſchauderhaft-gräßliche Kataſtrophé, von allgemeinem Jammern, Heulen, Wehklagen, Flüchen und Verwünſchungen begleitet, die gewöhnliche Welt erzittern, die Handelswelt aber bedeutend erſchüttern, wo nicht gänzlich vernichten ſollte.

Beinahe gewann es das Anſehen, als habe ſich der Baron Victor Hugo in Paris zu ſeinem Vorbilde genommen, in der Wirklichkeit jedoch wollte er dieſen noch weit übertreffen. Während einige Bogen mit lammfrommer Geduld die romantiſchen Ergießungen Victor Hugo's aufzunehmen beſtimmt waren, während derſelben Zeit ſtellte die Welt, oder im engeren Sinne genommen Oeſterreich die Großfolio-Blätter des vom Freiherrn von *** verfaßten Romanes dar, und bunt durcheinander trieben ſich auf denſelben ſtatt einzelner krummer oder gerader Federzüge die in jenes merkantiliſche Meiſterwerk eines harrenden Bankbruches verwickelten Menſchen umher, um allmälig nach langen Vorbereitungen ſich zu einem Schluſſe zu vereinigen, der, in jeder Hinſicht auf das Höchſte ſpannend, auch mehr als Victor Hugo's ſchauerliche Romane die Augen der Welt auf ſich ziehen ſollte.

Eine längere Zeit mochte verfloſſen ſein, während welcher der Freiherr ***, wie es ſchien vertieft in die vor ihm liegenden Papiere, Alles rings um ſich vergeſſen hatte, als

er plötzlich von seinem Sitze stürmisch aufsprang und die Worte ausstieß: „Soll ich, oder soll ich nicht? das ist die Frage."

Zum größten Unglück für den Fragenden erschien kein Hamlet, um dieselbe nach Shakespeare'scher Weise zu beantworten; wohl aber klopfte es erst leise, dann aber immer stärker an die wohlverschlossene, geheime Tapetenthür. Geräuschlos öffnete sich diese; auf das Zuthun des Freiherrn ließ sie einen Mann herein, der eine viel zu wichtige Person in der Welt- oder vielmehr in der Geld-Geschichte Oesterreichs spielte, als daß ich die Persönlichkeit desselben mit Stillschweigen übergehen sollte.

Wer von uns hat jemals Judas Iskariot gesehen, den Verräther des größten Wohlthäters der Menschen, diese Ausgeburt der Hölle, nicht einer blos schriftstellerischen Phantasie? — Niemand! Nun denn, auch ich gehöre unter die Person Niemand, auch ich habe ihn nicht gesehen, und kann daher über die Persönlichkeit des Eingetretenen nichts Anderes sagen, als daß er seinem weiland Namensvetter von Haar zu Haar, von Auge zu Auge, von Mund zu Mund, mit einem Worte vom Kopf bis zu den Füßen glich (es versteht sich von selbst, wenn's wahr ist), mit dem einzigen Unterschiede, daß Jener dem Vernehmen nach eine römische Toga getragen haben soll, während dieser in der schwarzen, feinen Kleidung eines freiherrlich Geymüllerschen Comptoirbedienten mit leichten, lauernden Schritten und zwinkernden Blicken in das Gemach trat.

2.

„Ich soll," antwortete der Baron sich selbst, indem er mit der Frage auf den Eintretenden zuschritt: „Haben Sie die Papiere?"

„Ja, Euer Excellenz," entgegnete der Fremde mit einem tief gekrümmten Katzenrücken.

Wäre in demselben Augenblicke irgend ein Glied einer alten freiherrlichen, mit Kammerherrnschlüsseln oder dem Geheimenrathstitel gezierten Familie im Gemache zugegen gewesen, so wäre der Freiherr in diesem Augenblicke wahrscheinlicherweise zu einer Strafe von mehreren hundert Dukaten verurtheilt worden, weil er sich einen Titel beilegen ließ, der ihm ganz und gar nicht gebührte; so aber waren Beide allein. Uebrigens gehört es in der Jetztzeit zum bon ton, einen ganz gewöhnlichen, pechbeschmierten Schuster „Herr von" und eine Grünzeugverkäuferin „meine Gnädige" zu nennen, mithin kann man einen Mann, der ein Corps von einigen Millionen blanker, im Gold- und Silberglanze schillernder Truppen commandirt, in dessen Händen zudem Europa's Gleichgewicht eine nicht unerhebliche Rolle spielt, unmöglich anders als „Ew. Excellenz" tituliren.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir zu den vorerwähnten zwei merkwürdigen Personen unserer Erzählung zurück. Der eingetretene schwarze Mann (man darf denselben jedoch in keinerlei Hinsicht mit Großhoffingers schwarzem Mandl verwechseln) griff bei der Frage des Freiherrn in seinen Busen, und, ein größeres Portefeuille aus demselben hervorholend, präsentirte er es seinem Gönner mit einer abermaligen und noch tieferen Krümmung seines Rückens.

Hastig ergriff Jener die dargebotenen Papiere; dieselben rasch überfliegend malte sich der Ausdruck einer höllischen Freude in seinen echt griechischen Gesichtszügen. „Ha! ha!" tönte es von seinen Lippen, und ein Hohngelächter der Hölle prallte ohrerschütternd von den vier Wänden zurück. „Hab'

ich Dich, mein edler Ritter, wohin ich Dich haben wollte?! Wohlan, der Würfel iſt gefallen, Dein Schickſal entſchieden, fortan herrſcht mein Name allein; — Welt, haſt du mich verſtanden?" und mit triumphirenden Schritten das kleine Gemach durchmeſſend, während ſein Gefährte ganz beſcheiden in eine Ecke des Gemaches zurücktrat, ſchwoll die Mittelader ſeiner Stirn immer kräftiger an und immer gräulicher und ſtrahlender blitzte ſein Auge. Jetzt endlich zu ſeinem Sekretair eilend, ſchloß er hier ein verborgenes Fach behutſam auf und einige vollwichtige Rollen ergreifend, wanderten dieſe in Judas Iſkariot's gierig gekrümmte, krampfhaft zuckende Finger, während der Rücken deſſelben ſich faſt bis zur Erde bog und die leiſe murmelnden Lippen den Stiefel des Millionärs mit feuchtem Kuſſe begeiferten. —

Sprachlos ſtanden Beide, jener gebend, dieſer nehmend, doch war es ein Glück, daß Judas bereits wohl verwahrt hatte, was der Baron ihm gegeben; denn ſchon ſchien die plötzliche Aufwallung einer fürſtlichen Großmuth bei dem Freiherrn verflogen, und mit eiſernen, kalten Geſichtszügen erſtarrte er ſelbſt zu Stein über eine Freigebigkeit, die kaum einen Millionentheil ſeines ungeheuren Vermögens betrug, die aber dem ungeachtet mit innerem Unmuthe an dem goldgetrockneten Herzen zerrte.

Haſtige der Hauptthüre nähernde Schritte unterbrachen eine Scene, welche des Pinſels Hogarths würdig geweſen wäre. Ein Wink verabſchiedete Judas Iſkariot, den Verräther. Lautlos ſchloß ſich die Tapetenthüre. Der Baron war allein. — Näher kamen die früher vernommenen Schritte. — Ein leiſes Klopfen folgte, herein trat der Kam-

merdiener des Freiherrn mit der Meldung, der Procuraführer des Banquiers und Barons von *** harre der Erlaubniß, in einem wichtigen Geschäfte mit Sr. Freiherrl. Gnaden zu sprechen.

„Mein Gott, ich danke Dir," rief dieser mit heftig bewegter Stimme. Voll Verwunderung über diesen Ausruf entfernte sich der Diener, um den Angemeldeten vor seinen Herrn zu führen.

3.

Mit dem Gefühle des ruhigsten Selbstbewußtseins und innerer Würde trat der Angemeldete in das Gemach, ein Paquet Schriften unter seinem Arme.

Das Geschäft mußte wichtig, sehr wichtig sein; darauf deutete seine ernste Miene und die mehr als eiserne Ruhe des Freiherrn, der ihn mit steifer Förmlichkeit empfing, so wie mancher Gutsherr Oesterreichs seinen Rentmeister, wenn dieser mit leerem Säckel und einer Masse zu bezahlender Schuldverschreibungen vor seiner geldbedürftigen Obrigkeit erscheint.

„Ich komme."

„Ich weiß."

„Ich wünsche."

„Sie wollen."

„Diese Papiere."

„Sind falsch."

„Herr Baron!" fuhr sein Gegner auf, doch kalt und gemessen sprach dieser:

„Dort auf meinem Bureau die Belege, ich kenne die Verhältnisse Ihres Hauses seit Jahren. Ich war einer der Gäste bei der glänzenden Fête, welche die Gemahlin Ihres

Principals auf ihrem Sommersitze gab. Das Bassin von hochspringendem Champagner, zur Erfrischung der zahlreich versammelten Gäste aufgestellt, enthielt das letzte flüssige Gold der geleerten Kassen Ihres Principals. Es war der Deckmantel, unter äußerer Pracht die innere Leere zu verbergen. Seither hat fremdes Geld das lecke Schiff über die Fluthen des Meeres erhalten, jetzt schwankt es, bald geht das Wrack seiner gänzlichen Vernichtung unrettbar entgegen.

„Herr Baron!" fuhr Jener auf.

„Wollen Sie weitere Belege?" fragte dieser schneidend kalt. „Soll ich Ihnen sagen, daß ich seit Jahren den Bestand Ihrer Kassen, den Inhalt Ihrer Bücher kenne? soll ich Ihnen sagen, daß der Ruin Ihres Hauses seit Jahren nur von mir abhing? Nein, nein, mein Herr, ich bin Geldmann im wahrsten Sinne des Wortes, ich liebe das Reelle, nicht das Scheinbare, mit einem Worte, Ihr Haus fällt; denn es steht mir im Wege."

„Und die Welt, was wird sie zu diesem Falle sagen?"

„Gilt mir gleich."

„Und der Ruin anderer Häuser, den dieser ungeheure Bankbruch nach sich zieht?"

„Hat nichts zu bedeuten."

„Und die Nachtheile, die der mercantilische Credit Oesterreichs bei dieser furchtbaren Erschütterung erleidet?"

„Noch ist Rothschild, ich und Lafitte auf festem Boden."

„Und mein Herr, mein armer Herr!"

„Kann ihm nicht helfen. Hol' ihn der T.....!"

Der Bescheid war verklungen, lautlos verließ der Procuraführer das Cabinet.

4.

Ein wunderschöner Sommerabend hatte seine dunklen Schwingen über die in leichtem Schlummer ruhenden Gefilde ausgebreitet. Millionen blinkender Sterne glitzerten wirr durch einander am hohen Himmelsgezelt. Nichts regte sich. Kein Lüftchen durchhauchte den weiten Aether. Die Welt bot den Anblick des süßesten Friedens dar. Nur ein Auge wachte, während alles Uebrige in die heiterste Ruhe versunken schien; es war das Auge der allgewaltigen Vorsehung, die mit starker, fester Hand Licht und Schatten, Freiheit und Zügellosigkeit ihrem unbeugsamen, weisen Willen unterzuordnen weiß. Von den unruhigsten Gefühlen gemartert lag Falkner, der zum Baron gestempelte Neffe und Adoptivsohn der frühern beiden Handlungsbegründer Geymüller auf schwellender Ottomane; das sorgenvolle Haupt in die linke Hand gestützt, schien er mit trübem Antlitz die purpurnen Wände seines Gemaches zu messen, während seine Rechte wie in losem Gedankenspiel hin und wieder Hieroglyphenzüge in der Luft beschrieb.

„Das System von Staatspapieren und Anleihen," sprach er zu sich selbst, „wohin wird es noch Oesterreich führen? Heute werden Millionen zerrissene Einlösungsscheine verbrannt, morgen eine gleiche Zahl ausgegeben; noch sind die alten Schulden nicht getilgt, und neue contrahirt man wieder. Fallen sie dem Staate zur Last? Nein, sagt das Ministerium der Finanzen; was ich denke, darf ich nicht sagen, aber die Welt empfindet es am meisten. Das Spiel ist bei uns, in dem Lande, wo der Friede blüht und goldnes Lorbeerlaub sich um politische Stirnen zieht, das Spiel ist in diesem Lande

verboten, und dennoch habe ich im ungeheuren Börsenspiele mein Vermögen, den Credit meines Hauses und meine Ehre verloren."

Wahrscheinlich würde dieser Monolog noch länger gedauert haben, wenn nicht in demselben Augenblicke jener Mann in das Zimmer getreten wäre, dem wir erst vordem in des Freiherrn von *** Geheimgemache begegnet. „Es ist vergebens," rief dieser; schluchzend senkte Falkner sein Haupt in die weichen Kissen. Diese Nachricht hatte er nicht erwartet; doch bald gewann er seine Fassung wieder.

Was sie nun mehr mit einander verkehrten, war kurz aber wichtig.

Es entschied den unvermeidlichen Fall eines Hauses, das einst im Besitze von Millionen, an den wichtigsten Finanzoperationen Oesterreichs Theil genommen und sich nur durch eigene Schuld, Lebensart und Börsenspeculationen seinem Ruine zugeführt sah. Einige Stunden später war Falkner verschwunden. Viele sagten, der Teufel habe ihn geholt, Andere meinten, ihn auf dem Wege nach Amerika gesehen zu haben.

Viele verloren durch dieses Falliment Hab und Gut, Mancher gerieth selbst an den Bettelstab, während die ersten Handelshäuser und selbst Millionäre in den Grundfesten ihres Reichthums erschüttert wurden und Oesterreichs blühender Handelscredit sich fast auf Null reduzirte. Nur das Wirken eines der tugendhaftesten und aufgeklärtesten Staatsmänner Oesterreichs, den nicht Geburt, sondern Herz und Kopf zu seiner hohen Stellung verhalf: er allein vermochte den Sturm zu beschwören, dessen Folgen ohne ihn unberechenbar geworden wären.

IV.

Der Bürger.

1.

In einem kleinen Städtchen der preußisch-sächsischen Gränze lebte ein junger Kaufmann, der einen bedeutenden Aufwand führte, und als die Quelle desselben ohne alle Scheu die Spedition mit eingeschwärztem Tuche angab. Wäre der Mann vernünftig gewesen, so hätte er sein Geschäftchen in aller Stille fortgeführt, und kein Mensch, am wenigsten die so ruhige und das Schwärzersystem liebende Grenzwache, hätte seinen industriellen Strebungen ein unwillkommenes Ziel gesetzt. Doch frei und offen sorgte Jener für das Wohl der Schneider Wiens längere Zeit hindurch, ohne aus seinem Gewerbe irgend ein Hehl zu machen. Ganze Wagen des feinsten Niederländer Tuches gelangten nach der Residenz, wo sie zwar an den Linien auf das Strengste untersucht, aber als unverdächtiges Gut bald wieder frei gelassen wurden. Man sieht hieraus, daß die in den meisten Reisebeschreibungen so sehr gerühmten Spürnasen der österreichischen Zollbeamten nicht immer die pflichtmäßige Witterung haben, sondern zu derselben erst dann gelangen, wenn sie ihnen etwa der Wind, oder was das Nämliche sagen will, eine geheime Denunciation zuträgt.

Zufälliger oder absichtlicher Weise war während der

ganzen mehrjährigen Schmuggelei mit feinen Niederländer Tuchen eine wohlthätige Windſtille eingetreten, mithin konnte man in Wien keine Ahnung von dem haben, was ſich an den Zollbarrieren des Auslandes etwa Unheimliches begab.

Plötzlich aber erhob ſich ein kleines, ganz kleines Lüftchen gerade von der Seite, wo es ſich die Herren Schmuggler en gros und en detail in keiner Art und Weiſe verſehen hatten, mit einem Worte: Man bekam durch die freundſchaftliche Denunciation eines Dritten Wind von der Sache, und bald darauf brach der Sturm los.

2.

Vor das Hotel zum braunen Hirſchen in *** kam eines Tages ein leicht bepackter Reiſewagen gefahren. Die Gaule ſchwitzten und dampften, als hätten ſie die Station in einer halben Stunde auf Leben und Tod zurück legen müſſen Im Wagen aber ſaßen zwei Herren, dick und fett, denen man es beim erſten Anblicke anſah, daß ſie ſich nur mit der beſten Koſt zu begnügen gewohnt ſeien.

Die Pferde wurden ausgeſpannt, kopfhängend und traurig ſchritten ſie ſammt dem Poſtillon davon, denn dieſer hatte blos das gewöhnliche Trinkgeld erhalten, nicht mehr und nicht weniger, als die Poſttaxe vorſchrieb. — Armer Poſtillon!

Die Herren traten in den Gaſthof, ließen hier auftragen, was des Guten und Theuren nur immer aufzutiſchen war; denn ſie reiſ'ten ja auf Staatskoſten. Dabei fragten ſie den Wirth ſo hin und wieder, in Manier gewöhnlicher Reiſenden, nach dem Leben und Treiben, nach Handel, Induſtrie und Fabrikweſen der kleinen Stadt, Fragen, welche der Gaſthofsbeſitzer oder Pachter, wie das ſo zu gehen pflegt, im Gefühle

seiner Wichtigkeit ganz haarklein zu beantworten suchte, dabei unterließ er es nicht, die Gurgeln der Fragenden mit immer frischem Weine zu stärken.

Endlich kam die Rede auch auf den verbotenen und nicht verbotenen Grenzverkehr, und wieder sagte der Wirth was er wußte, indem er zugleich das menschenfreundliche Benehmen der Grenzwache anpries: dem schärfsten Befehle ungeachtet, meinte er, besäßen sie Menschlichkeit genug, einen Verkehr nicht ganz zu hemmen, der nach dem Willen der Regierung eigentlich als gesperrt zu betrachten sei.

Die Herren wußten bald, was sie wissen wollten, und nachdem sie noch die Wohnung eines gewissen Tuchhändlers so nebenbei erfahren, empfahlen sie sich, um diesen aufzusuchen. Jener aber war von der Mutter Natur mit einem feinen Näschen ausgestattet worden. Dieses hatte die von Wien abgesendete Commission ein halbes Stündchen vorher gewittert, und als sie ankam, ihr Amt mit aller Grandezza österreichischer Bureaukratie auszuüben, fanden sie das Nest leer, den Vogel entflohen.

Daß dieser fortgegangen, um die Abreise der beiden Vogelfänger in einem sichern Verstecke abzuwarten, daran that er nicht unrecht, daß Jene dagegen dablieben und sich nicht eher zum Fortgange bereit erklärten, als bis sich der Flüchtling in ihren Händen befände, war ebenfalls ganz an seinem Platze. Beide Theile spielten Versteckens. Sie gedachten des Sprichwortes: „Kein Mensch kann seinem Schicksale entgehen, am wenigsten — ein Schwärzer.

3.

In das weitgeöffnete Thor des Wiener Criminalgebäudes fuhr wenige Wochen später ein wohlverschlossener Wagen;

die Thüre öffnete sich, der Fußtritt wurde herabgelassen, langsam stiegen zwei Herren heraus, ihnen folgte ein Dritter, es war der unglückliche Niederländer Tuch-Spekulant.

Die zu seiner Habhaftwerdung in Folge der stattgefundenen Denunciation abgeordnete Hofcommission hatte ihre Pflicht treu und gewissenhaft erfüllt; fest und unerschütterlich war sie im Gasthofe zum braunen Hirsch sitzen geblieben. Hier hieb sie an der wohlbesetzten Tafel so mörderisch in die aufgetragenen Gerichte ein, daß vielleicht nur zu bald in dem kleinen Städtchen eine gänzliche Hungersnoth eingetreten wäre, wenn es das Schicksal nicht anders beschlossen hätte. Die ganze Zeche ging, wie dies Beide nicht ohne Absicht zu verbreiten wußten, rein auf Unkosten des Entflohenen. Diesem mochte für die Dauer bange werden; er glaubte am Ende Hab und Gut aufgezehrt zu sehen, darum machte er eine freundliche Miene zum bösen Spiele: er verließ sein Versteck, und vor die Herren des peinlichen Gerichts tretend, die so eben das Beinchen eines gebratenen Truthahns zur Verantwortung vor das Forum ihres Magens zogen, erklärte er, er sei derjenige, welcher —

Jene nahmen diese Erklärung sehr artig auf; das hatte der Flüchtling erwartet. Eben so artig kündigten sie jedoch an, er müsse ihnen folgen. Das klang etwas unerwartet, deshalb machte der halb und halb Gefangene die ganz kleine Einwendung: er müsse sich mit Wäsche versorgen u. dgl. m. Aber die Herren waren wieder so höflich, ihm sämmtliche Bedürfnisse in den Gasthof bringen zu lassen. Zugleich bezahlten sie ihre Zeche, der Wagen fuhr vor, und nachdem sie ihn mit der größten Zuvorkommenheit zum Einsteigen genöthigt,

fuhr der Postillon, der Wagen, die Pferde, die beiden Herren und der arme Gefangene wie im Fluge davon.

Dem Städtchen blieb das leere Nachsehen und ein heimliches, immer stärkeres Kopfschütteln, als der so unerwartet abgereiste Mitbürger für längere Zeit nicht wieder erschien.

4.

Wäre dies das Ende? — — Nein! —

Wie Eingangs erwähnt, in Wien angekommen, nahm hier ein enges Gemach den Missethäter auf. Bald wurde rechts und links inquirirt, bald mit verdoppelter Strafe gedroht, bald mit gänzlicher Nachsicht geschmeichelt. Den letzteren Anlockungen vermochte das arme Opfer der Leichtgläubigkeit, gequält von furchtbarer Einsamkeit, nicht zu widerstehen. So gestand er denn nicht allein seinen Schmuggel, — was allerdings ganz in der Ordnung gewesen wäre, denn im Gefängnisse muß man Reue und Leid erwecken; das kann man aber nicht, wenn man in der Lüge verharrt, — sondern er dehnte seine Geständnisse noch weiter aus, indem er erst einen Namen, dann wieder einen, endlich eine ganze Menge Namen nannte. So kam es, daß sich eine Anzahl der achtbarsten Kaufleute in dieses Complot verwickelt und compromittirt sah, daß endlich immer größere Thatsachen und Namen zum Vorschein kamen, und die Regierung sich von einem panischen Schrecken ergriffen sah, als sie gewahrte, in welchem Umfange jene Schmuggelei bisher getrieben worden sei, ja, daß sie sich sogar in der Residenz, dem Mutterherzen Oesterreichs eingenistet habe.

Das Verbrechen war schauderhaft. Wer konnte dafür stehen, daß nicht selbst die ersten Staatswürdenträger, sie,

welche die Regierung zur Handhabung der Geſetze aufgeſtellt, daß ſie nicht ſelbſt eingeſchwärztes Niederländer Tuch an ihrem Körper trugen?

Dem Uebertreter der Zollgeſetze mußte eine exemplariſche Strafe zu Theil werden. Geldſtrafen über Geldſtrafen waren im Anzuge, aber aus reiner Menſchlichkeit wurden ſie ſchon vor der Publication auf die Hälfte reducirt. Herzergreifende Recurſe ſchmolzen dieſe wieder auf die Hälfte herab, bis endlich die gänzliche Unmöglichkeit der Einzahlung den letzten Reſt auf Nichts reducirte. So war die Reiſe nach ***, der Transport des Gefangenen, ſeine Verpflegung während der Gefangenſchaft, das Papier für Acten und Verhöre, Federn, Tinte u. ſ. w., die Reſultate einer Unterſuchung, bei der die Unterſuchungsbehörde das Meiſte verlor — Geld und Zeit.

Und doch konnte ſie nicht anders handeln, da zu deren Hauptpflichten die ſtrengſte Ausübung der Gerechtigkeit gehört.

V.

Der Bauer.

1.

Vater Steffen war ein braver Mann, der Reichſte des Dorfes, wenigſtens waren ſeine Scheuern und Ställe ſtets voll, und Vorrathskammern und Schüttböden mit reichen Vorräthen verſehen.

Alles dies erregte den Neid ſeiner Nachbarn, aber Vater Steffen wußte Jedem ſo freundlich zu begegnen, zu rathen und zu helfen, daß ihm die Wohlgeſinnten am Ende ſeinen Reichthum nicht übel nahmen, und nur einige wenige Uebelwollende ihn um das Gedeihen ſeines Vermögens beneideten.

Der Neid iſt eine böſe Sache; er läßt nicht ruhen, nicht raſten, bis man das ſelbſt beſitzt, wenn auch nur theilweiſe, um deſſen Beſitz man Andere beneidet.

So kam es denn auch, daß in der Seele eines Nachbars der Gedanke entſtand: Wie wäre es, wenn du die Vorrathskammern des Vater Steffen ein wenig lichter machteſt? er würde es in ſeinem Reichthume gewiß nicht gewahren. Dem Gedanken folgte die That. Die nächſte beſte Gelegenheit ſollte dazu benutzt werden, das Vorhaben auszuführen. „Gelegenheit macht Diebe," ſagt man, Diebe aber machen Ungelegenheit.

Erſtere fand ſich in einer finſtern Nacht; der Speicher

wurde ganz vorsichtig mit einem Dietrich aufgesperrt, und die mitgebrachten Säcke nach Herzenslust mit Körnern vollgefüllt. — Als Vater Steffen Tags darauf den Speicher betrat, hatte er die Ungelegenheit, zu seiner nicht geringen Verwunderung, seine Vorräthe bedeutend vermindert zu finden, und doch war die Thüre wohl versperrt gewesen.

Er nahm sich fest vor, zu wachen, und wachte Tage und Wochen, indessen der Nachbar an dem reichlichen Vorrathe zehrte. Bald aber ging dieser wieder aus; Vater Steffen war des Wachens, das ihm keine Früchte trug, ebenfalls überdrüssig geworden, er dachte den Himmel für sich sorgen zu lassen. Der Himmel aber schloß die Augen, eine stockfinstere Nacht brach ein, der Nachbar wiederholte seinen Besuch, und Vater Steffen fand den Speicher noch leerer als das erste Mal.

Dem Diebe muß das Handwerk für immer gelegt werden, dachte er bei sich selbst, und so beschloß er denn in frommer Bauerneinfalt, ein Selbstgeschoß an dem Eingange des Speichers anzubringen, und dieses so zu stellen, daß es jeden unberufenen Eindringling unfehlbar bezeichnen mußte. Tödten sollte es ihn nicht, darum wurde es nur mit Schrot geladen.

2.

Länger denn vier Wochen waren verflossen, nichts regte sich, der Speicher blieb unberührt, mit ihm Steffens Vorräthe. Schon glaubte dieser, die so vorsichtig angebrachte Falle und mit ihr sein Geheimniß verrathen, da knallte es eines finstern Abends durch die Nacht, erschrocken eilte Alles im Gehöfte zusammen. Als Vater Steffen im Gefolge

seiner Angehörigen an den Eingang seines Speichers kam, erblickte er vor diesem die wimmernde Gestalt seines eigenen Nachbars. Vater Steffen hatte den Dieb nur zeichnen wollen, des Himmels vergeltende Gerechtigkeit aber verwandelte seine Absicht in die Strafe des Todes, der Nachbar starb an den Folgen seiner Wunde. Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Die Sache kam vor das Criminalgericht des Kreises, welchem Steffen angehörte. Eine Commission erschien, die Thatumstände genau zu erforschen. Die öffentliche Meinung der Dorfbewohner, die es nicht so ganz verschmerzen konnten, daß Steffen reicher sei, als alle Uebrigen: sie hatte ihn erst im Geheim, dann laut des Mordes beschuldigt.

Ruhig erschien Steffen im vollen Bewußtsein seines Rechtes vor den Richtern, indem er haarklein die Thatsachen erzählte, welche den Tod des Diebes verursacht hatten. Die Commission fand für nöthig, Steffen gefänglich einzuziehen, ihr schien die Sache Mord. Steffen folgte, ohne auch nur mit einer Sylbe zu ahnen, daß ihn seine That dem — Galgen geweiht.

3.

„Haben Sie die Acten beisammen," fragte Criminalrath X., ein alter im Rechte ergrauter Mann, seinen Actuar, einen jungen lebhaften Menschen von etwa 22 Jahren, der bei dieser Angelegenheit seine erste Probearbeit zu liefern erwählt war. Auf dessen bejahende Antwort sah jener die verschiedenen Verhörs-Protokolle durch, und den zum Vortrag gelangenden Spruch flüchtig überblickend, fragte er leicht hingeworfen: „Sie haben doch auf den Tod erkannt?"

„Nein!“ antwortete der Gefragte, eine Falle in dieſer Frage vermuthend; „die Sache liegt klar am Tage. Steffen hat nur das Recht der Nothwehr geübt.“

„Nothwehr,“ brummte der Criminalrath vor ſich hin; „da hat man die junge Welt und ihre Theorien. Man lauert dem Unbefangenen auf, ſchießt ihn nieder, und nennt den vorbedachten Mord Nothwehr. — Es iſt zum Verzweifeln.“

„Aber —“

„Kein Aber, ſage ich Ihnen. Steffen hat das Piſtol geladen, er hat es ſelbſt an die Speicherthür angebracht, und es ſo gerichtet, daß es den Eintretenden treffen mußte.“ —

„Den Eindringenden —“

„Eintretenden oder Eindringenden, darin macht die Praxis keinen Unterſchied; eben ſo wenig darin, daß Steffen den Eintretenden blos bezeichnen und nicht tödten wollte. Seine Abſicht war, ihn zu treffen; darin liegt der Vorſatz, darin liegt die That, dieſe That aber wird durch den Vorſatz zum vorbedachten Mord; auf dieſen ſteht der Galgen, und ſomit werden Sie Ihren Spruch auf die Hinrichtung durch den Strang lautend verfaſſen.“

Vergebens ſchützte der jugendliche Theoretiker den §. 127 des Strafgeſetzes für Verbrechen vor, in welchem es heißt:

„Derjenige, der Jemanden in Anwendung einer gerechten „Nothwehr tödtet, begeht kein Verbrechen. Es muß jedoch „bewieſen oder aus den Umſtänden der Perſonen, der Zeit, „des Ortes, mit Grund zu ſchließen ſein, daß der Thäter „ſich der nöthigen Vertheidigung gebraucht habe, um ſein „oder ſeines Nebenmenſchen Leben, Vermögen oder Frei„heit zu ſchützen.“

Alle Vorſtellungen halfen nichts, der Spruch mußte

geändert werden, und wurde geändert. Er ging bei der Sitzung durch, obwohl die jüngern Beisitzer die Ansicht ihrer älteren Collegen nicht getheilt hatten. Steffen, der brave, reiche Steffen, sollte gehenkt werden. —

Wäre es nach dem Willen des Dorfes und dem Willen des unbarmherzigen Criminalrichters gegangen, Vater Steffen hätte die Sonne in einem andern Welttheile aufgehen gesehen; so aber — der Mensch denkt, Gott lenkt, und er lenkte die Einsicht der zweiten Instanz zum Guten: sie vernichtete das Urtheil der ersten, indem sie nach der Theorie des jugendlichen Actuars und dem §. 127 des Strafgesetzbuches für Verbrechen entschieden. —

Steffen kehrte in die Heimath zurück, wo er gesund und zufrieden lebt bis auf den heutigen Tag. Niemand wagt es mehr, seinen Speicher zu berühren; nur das kann ihm die Bevölkerung seines Dorfes nicht verzeihen, daß er so nahe am Galgen gestanden, und doch nicht gehenkt worden sei. — Hängen sieht die Menschheit für ihr Leben gern. —

VI.

Der Beamte.

1.

Im raſchen Laufe bog ein leichter Reiſewagen in das weitgeöffnete Thor des Gaſthofes zum blauen Stern in P...

Die Klingel ertönte, ſchnellfüßig drängte ſich die Dienerſchaft des Hauſes an den Wagen heran, die Ankommenden zu empfangen. Der Schlag wurde geöffnet, und zu nicht geringem Erſtaunen der Anweſenden erblickte man die bleiche Geſtalt einer jungen Dame, ohnmächtig in die weichen Wagenkiſſen zurück geſunken.

Wenige Augenblicke — und die Unbekannte erwachte. Das geſchloſſene Auge öffnend, betrachtete ſie mit ſtierem Blicke die ſie umgebende fremde Welt. Ehrerbietig nahte ſich der Wirth des Hotels, um dieſelbe mit aller Sorgſamkeit in das für ſie beſtimmte Zimmer zu geleiten. Hier angelangt, übergab ihm die Fremde eine volle Börſe mit dem Auftrage, aus ihr dem Poſtillon die Gebühr der Extrapoſt zu bezahlen.

Kopfſchüttelnd entfernte ſich der Eigenthümer des Gaſthofes. Ihm dünkte die ganze Ankunft der Reiſenden ein Traum, deſſen Löſung er vergebens nachſann.

Eine Dame, ohne alle Begleitung, das rührende Bild eines tiefen, nagenden und, wie es ſchien, ſich ſelbſt un-

bewußt zur Schau tragenden Schmerzes — wer mochte sie sein?

Der Fremden-Zettel konnte die beste Auskunft geben. Nachdem der Gastwirth deshalb den Wunsch der Reisenden erfüllt und den Postillon abgefertigt hatte, wurde der Zimmerkellner zu der Fremden beordert, um ihr nach gewöhnlichem Gebrauche den Fremden-Zettel zur Ausfüllung vorzulegen. Dieser aber fand die Thür verschlossen, der Schlüssel stak inwendig. Lauschend legte er sein Ohr an die Thüre, um zu erspähen, ob sich nichts im Zimmer rege. Ein lautes, krampfhaftes Schluchzen ließ sich augenblicklich vernehmen, ihm folgte der Ausruf: „Mein Gott! mein Gott!" dann war Alles still; es schien, als ob ein tiefer Schlaf oder eine Ohnmacht die geheimnißvolle Bewohnerin des Gemaches übermannt habe.

Schnell eilte der Horcher die Treppe hinab, seinem Herrn die Botschaft über das, was er erlauscht, mitzutheilen. Eben so schnell wollte dieser hinauf, um das geheimnißvolle Treiben der Unbekannten selbst zu ergründen, als ein rascher Klingelzug, aus dem Zimmer der Fremden ertönend, die Wirthin des Gasthofes in das Gemach derselben berief.

Neugierig trat diese ein; sie erblickte die Unbekannte, das Auge thränenfeucht, die Wangen bleich und eingefallen, wie erschöpft, in eine Ecke der Ottomane zurückgesunken. Vor ihr stand auf dem Tische eine elegante Geldkassette.

„Ich habe Sie rufen lassen," begann dieselbe mit einer weichen, klagenden Stimme, „um mich in dem schwersten Augenblicke meines Lebens Ihnen, der mir Fremden, anzuvertrauen."

Ein heftiges Schluchzen versagte die weitere Sprache;

bald hatte sie sich jedoch wieder erholt, um der erstaunt auf-horchenden Gasthofs-Besitzerin ihr weiteres Anliegen mitzutheilen.

„Gänzlich unbekannt in P..., habe ich diesen Ort dazu ausersehen, um hier ein Geheimniß zu verbergen, dessen Ver-öffentlichung in meiner Heimath mich namenlos elend gemacht haben würde."

Sich mühsam vom Sopha erhebend, gaben jetzt, wo sie alle Reisehülle von sich geworfen, die üppigen Formen der Unglücklichen das Geheimniß kund, das ihre Worte nur an-zudeuten, nicht auszusprechen vermocht hatten.

Theilnahmsvoll betrachtete die Wirthin die bleiche, von einem unendlichen Adel überhauchte Gestalt. Schwankend hielt sich diese an den Tisch, indem sie den im Schlosse der vor ihr stehenden Chatulle befindlichen Schlüssel zwei Mal um-drehte, ihn dann still vor sich auf den Tisch hinlegte, wäh-rend sie das schwere Kästchen der Wirthin mit den Worten zuschob:

„Nehmen Sie dies in Ihre Aufbewahrung. Sollte bin-nen vierzehn Tagen von dem Orte, wohin ich mich noch heute Abend begeben werde, keine Nachricht an Sie gelangen, dann ist dies Kästchen mit seinem ganzen Inhalte Ihr Eigenthum; im entgegengesetzten Falle komme ich entweder selbst, dieses Pfand aus Ihren Händen zurückzuholen, oder es wird Ihnen ein Schreiben von mir das andeuten, was damit zu gesche-hen habe."

So geheimnißvoll auch die Worte der Unbekannten lau-teten, so genau begriff sie die Eigenthümerin des Gasthofes. Demungeachtet verweigerte sie hartnäckig die Aufbewahrung einer Sache von vielleicht bedeutendem Werthe, indem sie der Fremden den Rath gab, diesen Gegenstand am sichersten in-

die Hände eines allgemein geachteten und in einem bedeutenden Range bei der Polizei angestellten Mannes zu übergeben, den sie zu solchem Behufe sogleich herbeiholen lassen werde. Obgleich widerstrebend, mußte sich die Unbekannte diesem Entschlusse um so mehr fügen, als derselben bei ihrer gänzlichen Unbekanntschaft in P... ein anderer Weg nicht offen stand.

Bald erschien jener Beamte. Seine Hand nahm das Kästchen in Empfang, den Schlüssel behielt die Unbekannte, die nunmehr, wie natürlich, aus ihrem Range und Stande dem Scharfblicke des Wissenden kein Geheimniß mehr machen konnte; sie legitimirte sich als Freiin von ***.

Am späten Abend desselben Tages rollte ein leichter Miethwagen vor die kleine Pforte der zur Verbergung geheimer Sünden in's Leben gerufenen öffentlichen Anstalt. Langsam öffnete sich der Schlag, mühsam stieg eine elegante Frauengestalt, das Antlitz von einer schwarzen Sammtmaske verhüllt, aus dem Wagen; die Klingel vor der Pforte tönte, sie öffnete sich, und mit wankenden Schritten trat die Unbekannte in das geheimnißvolle Haus, dessen Thüre sich schnell schloß, während der Wagen eben so schnell weiter rollte.

2.

Drei Wochen waren verflossen. Wieder stand, von einer sanften Bläße überhaucht, die Freiin von *** in einem Zimmer des Hotels zum blauen Stern, indem sie aus den Händen des bereits bekannten Polizeibeamten jenes Pfand zurückempfing, das sie demselben zur Aufbewahrung übergeben.

Der Schlüssel drehte sich in dem kleinen Schlosse, der Deckel sprang in die Höhe; es schien, als wünsche die Freiin ihre Dankbarkeit für die Aufbewahrung ihrer Pretiosen durch

die Verleihung irgend eines werthvollen Juwels an jenem Menſchen zu bethätigen.

Stumm, faſt verlegen, ſtand dieſer vor ihr, mit ſeltſam forſchendem Blicke den Inhalt des Käſtchens betrachtend, der ſich, in Geſchmeiden und Papieren beſtehend, ſeinem ſcharfen Auge darbot. —

Lange ſuchte die Freiin umher, als könnte ſie das Geſuchte nicht finden, bis ſich plötzlich ihr Antlitz mit einer glühenden Purpurröthe färbte, die allmälig einer geiſterhaften Bläſſe wich. —

„Mein Gott!“ ſprach ſie endlich, „das ſind nicht meine Juwelen, die Steine ſind falſch, verwechſelt.“

„Madame —!“ ſtotterte der Betroffene.

„Entſchuldigen Sie, mein Herr!“ entgegnete die Freiin, „aber es iſt in der That ſo.“ — Haſtig wühlte ſie bei dieſen Worten auch in den Papieren umher, und ihre raſch hervorſtürzenden Thränen nicht länger bewältigend, ſank ſie in die Kiſſen des Sophas mit dem ſchmerzlichen Ausrufe zurück: „Weh mir, ich bin beſtohlen!“

„Sie ſind wahnſinnig, Frau Baronin,“ bebte es von den zuckenden Lippen des Polizeibeamten.

„Meinen Sie?“ fragte die Freiin würdevoll und mit fürſtlichem Anſtande auf den Faſſungsloſen zutretend. „Ich wiederhole es Ihnen nochmals, ich bin beſtohlen! Wer die That verübt, iſt mir unerklärlich; da ſich jedoch der Schlüſſel in meinen Händen befand, während dieſe Kaſſette in Ihrer Aufbewahrung lag, und ich die in ihr enthaltenen Effecten vor der Uebergabe an Sie genau durchgeſehen habe, ſo kann der Diebſtahl *nur bei Ihnen* durch die Eröffnung mittelſt eines Dietrichs erfolgt ſein.“

„Frau Baronin," ſprach der Polizeibeamte, ſeine Faſſung mühſam wieder gewinnend, „Sie werden die Güte haben, mir zu folgen, um Ihre, meine Perſon verdächtigende Ausſage gerichtlich niederzulegen."

Bald war ein Wagen herbeigeholt; furchtlos ſetzte ſich die Freiin mit ihrem Begleiter hinein, und ſtumm, in die Ecke zurückgelehnt, ſuchte ſie das ſonderbare Ereigniß vor ihrem geiſtigen Auge zu einem klaren Ueberblicke zu bringen.

Endlich hielt der Wagen. Durch eine kleine, wohlverſchloſſene Pforte, die ſich bei ihrer Ankunft geräuſchlos aufthat, traten Beide in einen langen, ſchauerlichen Bogengang, an deſſen äußerſtem Ende ſie ein freundliches Zimmer aufnahm.

Bei ihrem Eintritt erhob ſich ein junger Mann von ſeinem Schreibtiſch, an welchem er hinter einem Haufen von Papieren beſchäftigt geweſen, indem er den ihm perſönlich bekannt ſcheinenden Polizeibeamten um ſeine Wünſche befragte.

„Ich übergebe die Dame hier Ihrer Obſorge, Herr Doctor!" und nachdem er einige leiſe Worte mit dieſem gewechſelt, entfernte er ſich mit einer ſtummen Verbeugung gegen die Freiin. — Betroffen ſah dieſe dem Abgehenden nach.

„Wo bin ich?" fragte ſie endlich den ihr Gegenüberſtehenden, der ſie mit unverwandtem Blicke betrachtet hatte, indem ſie raſch auf denſelben zuſchritt.

„Im Irrenhauſe," ſprach dieſer. Schnell zurücktretend und an einer hinter ſeinem Rücken befindlichen Klingel ziehend, traten rechts und links zwei Männer herein, welche die Widerſtrebende am Arme erfaßten und nach der für ſie beſtimmten Zelle in Verwahrung brachten.

Die Unglückliche befand ſich wirklich im Irrenhauſe.

3.

Mit haſtigen Schritten im Zimmer auf- und abgehend, ſchien das ſonſt ſo freundliche Antlitz des jugendlichen Landrechtspräſidenten Grafen von *** in einer Aufregung befangen, die ſich in der ganzen Bewegung deſſelben abſpiegelte. „Entſetzlich!“ murmelten ſeine Lippen; „eine Dame aus einer der erſten Familien des Landes in das Irrenhaus einzuſperren; die Sache ſcheint unmöglich, und doch iſt ſie wahr.“ Sich raſch dem Tiſche nähernd, überflogen ſeine Blicke noch ein Mal das auf dieſem liegende Schreiben.

Die Freiin hatte mit ſchwerem Gelde einen der untern Diener der Anſtalt gewonnen, um einen Brief an den Präſidenten abzuſenden, in welchem das ganze Verhältniß, das ſie betroffen, mit ſo klaren Worten zu leſen war, daß man unmöglich an der Wahrheit derſelben zweifeln konnte. Auch Graf *** ſchien darüber einig, daß dieſer Brief von keiner Wahnſinnigen geſchrieben worden ſei, und ſofort ließ er ſeinen eigenen Wagen vorfahren, um ſich perſönlich in das Hoſpital zu verfügen und das dort verſchloſſene Opfer einer übermüthigen Büreaukratie aus dem Gefängniſſe zu erlöſen.

So leicht es aber auch ſeinen menſchenfreundlichen Bemühungen möglich wurde, in die Anſtalt zu gelangen und mit der Gefangenen über die Art und Weiſe der an ihr begangenen Gewaltſamkeit Rückſprache zu nehmen, ſo wenig konnte es ihm gelingen, die Unglückliche ſogleich zu befreien, da nach dem ſtarren Feſthalten des Irrenarztes an dem Buchſtaben der Hausvorſchrift vorerſt dieſer genügt werden mußte, ehe die Freiin den ſchrecklichen Aufenthalt zu verlaſſen in Stand geſetzt werden konnte.

Das Geſetz forderte die Ausſtellung eines Reverſes, daß Jemand, der einen nicht gänzlich geheilten Irren aus der Anſtalt entnehme, für jeden Rückfall und die daraus etwa für die Menſchheit entſpringenden Folgen verantwortlich bleibe. — Da der Arzt die Baronin als wirklich ſinneskrank aufgenommen und ſeither behandelt hatte, ſo war nichts natürlicher, als daß die Gefolterte, über dieihr geſchehenen Zumuthungen empört, in ohnmächtiger Verzweiflung ſich durch Worte und That einer Behandlung zu entziehen verſuchte, wie dieſe bei einem wirklich vorhandenen Wahnſinne ganz an ihrem Platze geweſen wäre.

Gerade dies war es aber, was bei dem ſonſt ſo einſichtsvollen Arzte, der an einen gewaltſamen Amtsmißbrauch gar nicht dachte, die feſte Gewißheit hervorgerufen, daß die Baronin wirklich wahnſinnig ſei. —

Nachdem den Formalitäten des Geſetzes Genüge geleiſtet worden, fand nicht der mindeſte Einſpruch mehr gegen den Willen des Grafen ſtatt, der die Freiin ſogleich in ſeinem eigenen Wagen nach ihrer früheren Wohnung zurückbrachte. So grell übrigens der ganze Vorfall erſchien, und die Willkür der büreaukratiſchen Handlungsweiſe in einer Art darſtellte, wie dieſe entſetzlicher nicht gedacht werden kann, ſo wäre demungeachtet Graf *** nicht abgeneigt geweſen, den ganzen Vorfall mit Stillſchweigen zu übergehen, wenn nicht das Schickſal ſelbſt in die Speichen des Zeitrades eingegriffen und den Urheber jener Gewaltthätigkeit einer Strafe zugeführt hätte, die, ſo hart ſie auch erſcheint, jedenfalls nur verdient genannt werden kann.

Es hatte ſich nämlich, wie dies nicht anders erwartet werden konnte, die Nachricht des Unterſchleifes und der mit

ihm verbundenen Gewaltthätigkeit unter dem Volke verbreitet und die öffentliche Meinung sich durch die öffentliche Beschuldigung des Vorgefallenen an jenem Beamten gerächt.

Bei so allgemeiner Theilnahme konnte Graf ***, so gern er dies vielleicht gewollt, den Vorfall nicht mit Stillschweigen übergehen; die Sache wurde dem Criminalgericht zur Untersuchung übertragen; ehe dies aber geschehen, hatte sich der betreffende Beamte selbst an dieses gewendet und um die Untersuchung eines Vorfalles gebeten, der, im Gefühle seiner Unschuld, seine Ehre auf das Empfindlichste gefährde. —

Die in Anspruch genommene Schuldlosigkeit schien sich diesmal nicht zu bestätigen; denn die Criminalbehörde fand die Umstände des ganzen Vorganges so erschwerend, daß auf die Verhaftung jenes Polizeibeamten angetragen und diese in Vollzug gesetzt wurde. —

Eine längere Zeit verfloß. — Endlich war das Urtheil von Seite der Untersuchungsbehörde gefällt; es lautete auf die Aufhebung der Untersuchung wegen Mangel hinreichender Beweise. Sonderbar genug fand jedoch das Appellationsgericht, dem die Acten zur Bestätigung des gefällten Urtheils eingesendet werden mußten, die abgängig sein sollenden Beweise in solcher Menge vorhanden, daß man sich bewogen fand, nicht allein das Erkenntniß der ersten Instanz gänzlich umzustoßen, sondern auch auf eine fünfjährige schwere Kerkerhaft und die Ausstellung am Pranger anzutragen. — Endlich ward bei Hof das Urtheil in letzter Instanz entschieden; es lautete auf zweijährige schwere Kerkerstrafe. — Sofort wurde diese Strafe vollzogen.

VII.

Der Soldat.

1.

Die Gräfin *** war geſtorben. Seit längerer Zeit von ihrem Gatten geſchieden, hatte ſie ſich nach Wien zu ihrem Bruder zurückgezogen, einem Manne, der, eine der angeſehenſten Stellen des Hofes bekleidend, in dieſer Stellung einer allgemeinen Achtung genoß.

Die Gräfin war nicht reich, eben ſo wenig aber arm zu nennen, wenigſtens wußte man, daß dieſelbe ihr Vermögen ihrem Bruder zur Verwaltung übergeben; um ſo mehr erſtaunten ihre Kinder, als ſie nach dem Ableben der ſo ſehr geliebten Mutter eine Rechnung ihres Onkels vorfanden, nach welcher ſich das Geſammtvermögen der Verewigten von einer Summe von 30,000 Fl. auf einen Betrag von 3000 Fl. reducirt hatte. Allein ſelbſt dieſer unbedeutende Betrag fand ſich nicht im Baaren vor, vielmehr beſtand derſelbe in einer einfachen, von dem Bruder der Erblaſſerin ausgeſtellten Schuldverſchreibung.

Dieſem legalen Verhältniſſe war nicht abzuhelfen, man mußte ſich mit dem Vorhandenen begnügen und würde ſich gern begnügt haben, wenn anders ſelbſt für jene geringfügige Summe irgend eine Sicherheit vorhanden geweſen wäre. Leider war dies nicht der Fall. Graf *** hatte ſich durch ver-

schiedene Vorfälle, die wir hier mit Stillschweigen übergehen wollen, die Ungnade des Hofes zugezogen, man entließ ihn, indem derselbe zugleich von seiner früher bekleideten Generalsanstellung zu einer höhern befördert, und in eine ferne Provinz versetzt wurde.

Uebrigens hatte der Graf eine der edelsten Frauen mit einem bedeutenden Vermögen geheirathet und sich hierdurch mit einer der angesehensten Familien des Landes verschwägert, und eben so durch diese Heirath eine nicht unbedeutende Mitgift erhalten. Bald aber war dieses Vermögen, ohne daß man wußte wohin, in wenigen Jahren verschwunden, und dem Grafen außer seinem bedeutenden Generalsgehalte von 6000 Fl., einer Zulage des Hofes von 1500 Fl. und dem Ertrage eines kleinen Landgutes im beiläufigen Betrage von 3000 Fl. jährlich, kein anderes Vermögen übrig geblieben. Demungeachtet wäre diese Revenue jährlicher 10,500 Fl. C. M. zu einer anständigen Lebensweise hinreichend gewesen, statt dessen verkehrte der Graf mit Christen und Juden. Schulden wurden auf Schulden gehäuft, und die Gläubiger bei dem Verlangen der Bezahlung kurz angebunden mit den Worten abgefertigt: „Nehmt was ihr findet, pfändet auch meinetwegen, ich habe kein Vermögen, und was sonst da ist, gehört meiner Frau.“ Obgleich manche Gläubiger, durch den hohen Rang ihres Schuldners eingeschüchtert, im Stillen ihre Leichtgläubigkeit verwünschten, welche sie ihr Geld an diesen Mann verborgen gemacht hatte, so gab es doch wieder andere, welche auf Rang und Stand keine Rücksicht nahmen, und in dieser Beziehung das einzige Mittel ergriffen, das ihnen offen stand, indem sie ein Drittel der Generalsgage ihres Schuldners mit Beschlag belegten.

Der General wüthete und fluchte, daß er dieſen Ausweg zu verſperren vergeſſen, allein die Sache war nicht zu ändern.

2.

Zu derſelben Zeit, als die finanziellen Verhältniſſe des Grafen *** ſich immer mehr verwickelt hatten, war, wie ſchon erwähnt, die Gräfin — ſeine Schweſter, — geſtorben. Als Erben derſelben erſchienen ihre drei Kinder, von denen das eine, eine Tochter, ſich durch ihre Verheirathung mit einem wohlhabenden Manne in ziemlich geſicherten Umſtänden befand, während die zwei Söhne, ohne alles Vermögen und ohne alle Stütze allein in der Welt ſtehend, ſich nur durch angeſtrengte Arbeit ihr Daſein zu friſten im Stande waren. Zwar hätte ihnen der Bruder ihrer verewigten Mutter, derſelbe Mann, der ihr geringes Erbtheil in Händen hatte, durch ſeine Fürſprache eine geſicherte Exiſtenz bereiten können, allein einerſeits bedurfte derſelbe ihrer ſelbſt für ſeine bedeutende Familie bei jenen Perſonen, die noch etwas auf ſein Wort gaben, anderſeits aber hatte dieſe im Allgemeinen ihre Wirkſamkeit verloren.

Beiden blieb nichts übrig, als um die Auszahlung des Erbtheils zu bitten, um mit dieſem ſich eine kleine Beſitzung auf dem Lande zu erkaufen und daſelbſt ruhig und ungeſtört ihr beſchränktes Daſein zu beſchließen. —

Wie allen Gläubigern, ward aber auch ihnen die gleiche Antwort, indem ſelbſt die unbedeutenden, jährlich 150 Fl. C. M. betragenden Intereſſen nicht bezahlt wurden. Dies nöthigte die Unglücklichen zum Aeußerſten; die Klage ward bei der betreffenden Militärbehörde anhängig gemacht und der Proceß eingeleitet. —

Nachdem dieſer ſieben Jahre lang gedauert, gelang es endlich einem redlichen Advocaten, den Friſterſtreckungen und Chikanen des Gegners ein Ende zu machen. — Das Urtheil ward gefällt, Graf *** zur Bezahlung des Betrages von 3000 Fl. ſammt Intereſſen und Unkoſten verurtheilt.

Der Proceß war gewonnen, allein um rechtskräftig zu werden und den Gewinnern die Gelegenheit zu geben, ſich, bei dem Abgang aller andern Mittel, ebenfalls auf die Gage ihres Gegners ſicher zu ſtellen, mußte das Urtheil dem Grafen zugeſtellt, und deſſen Empfang von ihm beſtätigt werden.

Dies geſchah, allein wer die Beſtätigung verweigerte, wer dem Gerichtsdiener mit Piſtolen drohte, — dies war der General Graf ***.

Wieder verfloſſen zwei Jahre, doch bis auf den heutigen Tag wurde der Empfang des Urtheils nicht beſtätigt, die Gegner ſind, ungeachtet des gefällten Urtheils, außer Stande zu ihrem Rechte zu gelangen, Beide nagen am bitterſten Hungertuche, während ihr eigener Blutsverwandter fingirte Schuldverſchreibungen an ſeine Gemahlin ausſtellte, dieſe auf den Drittheil ſeiner Gage ſicher ſtellen ließ, und ſomit den armen Erben ſeiner eigenen Schweſter auf Jahre hinaus die Möglichkeit benahm, jemals zu einem Eigenthume zu gelangen, das Proceß und Gerichtskoſten ohnedies bedeutend geſchmälert hatten.

Zur Ehre Oeſterreichs ſei es geſagt, daß die Schuld eines ſolchen Vorganges nicht in dem Geſetze liegt, da ſich dieſes ausdrücklich dafür ausſpricht, daß, im Weigerungsfalle einer Urtheilsannahme, dieſes an die Wohnung des Betreffenden von Gerichtswegen anzuſchlagen und die Ausführung dieſer Maßregel eben ſo wie eine Zuſtellungsbeſtätigung anzuſehen ſei.

Allein welcher Gerichtsdiener würde sein Leben einer Pistolenkugel gegenüber auf's Spiel setzen wollen?

Wir können diesen Abschnitt nicht besser schließen, als wenn wir die nachstehenden Worte eines Staatsmannes anführen, der, im jahrelangen Staatsdienste stehend, die vielen Gebrechen desselben aufzufassen hinlängliche Gelegenheit hatte. Er meint:

„Die so dankenswerthe Fürsorge der Regierungen für eine sorgfältige Controle und Ueberwachung der Organe der Finanzverwaltung, insbesondere des Zoll- und Forstwesens, steht im grellen Contrast zu jener Fürsorge, welche in Beziehung auf die Organe der Justiz und inneren Verwaltung geübt wird. Jene unterliegen regelmäßigen, sich häufig wiederholenden und strengen Visitationen, diese werden in vielen Staaten nur selten, oder ungenügend, in andern wohl gar nicht visitirt.

Man berücksichtigt mehr die greifbaren, augenscheinlichen und unmittelbar hervortretenden Nachtheile, welche für den Staat aus einer ungeregelten Amts- und Kassenführung bei den Finanzämtern, so wie aus einer mangelhaften Verwaltung des Staatsgutes hervorgehen, als die weniger bemerkbaren und erst in ihren spätern Wirkungen sich zeigenden Nachtheile, welche eine vernachlässigte Handhabung der Justiz und der innern Verwaltung zur Folge hat.

Dort handelt es sich allein vom Materiellen des Geldes, hier sind, nebst den materiellen Interessen, zugleich auch die höchsten geistigen und moralischen Interessen der Staatsbürger betheiligt und in Frage gestellt.

Kassendefecte und andere Mängel in der Verwaltung können durch den schuldigen Beamten selbst gedeckt, oder auf

andere Weiſe wieder eingebracht werden: die Intereſſen, welche die Vernachläſſigung der Juſtiz und innern Verwaltung verletzt, laſſen ſich aber nicht zählen und in Ziffern berechnen; ſie zeigen ſich in den vielfachſten Erſcheinungen; ſie treten bald da, bald dort hervor, und greifen überall tief ein in das Wohl und Weh der Unterthanen; ſie vermag nur die Zeit zu heilen. Daher nehmen wohl die Aemter der Juſtiz und der innern Verwaltung wenigſtens eine gleiche Fürſorge in Beziehung auf periodiſche Viſitationen in Anſpruch, wie die Organe der Finanzadminiſtration."

Es bedarf wohl nach den vorausgegangenen Daten keiner Erwähnung, daß Oeſterreichs Gerechtigkeitspflege nicht das iſt, was ſie ſein ſollte, nicht das, was ſie bei der vorhandenen gediegenen Geſetzgebung ſein könnte. Der innere Kern iſt vorhanden, aber die äußere Form fehlt.

Man iſt zufrieden und glücklich, weil man es nicht anders ſein kann, vielleicht aber auch deshalb, weil man es nur zu ſehr empfindet, daß auf Erden nichts Vollkommenes exiſtirt und daß es bei uns vielleicht bunt hergeht, während es anderwärts darunter und darüber zugeht. Da aber eine Verbeſſerung der beſtehenden Verhältniſſe immerhin möglich iſt, ſo glauben wir uns eben ſo den Dank der Leſewelt wie jenen Oeſterreichs verdient zu haben, indem wir die vorſtehenden Geſchichten, die ſich auf wirkliche Thatſachen gründen, zur öffentlichen Anſchauung brachten. — Wir bemerken hierbei nur, daß die etwaige Ausſchmückung des einen oder andern Factums dem Bereiche der Dichtung zugehört, und daß wir nur deshalb das Gewand der Novelle gewählt haben, um das Trockene einer gewöhnlichen Mittheilung zu vermeiden.

Zweites Buch.

Oeffentliche Staatscharaktere.

Einleitung.

Wir haben in dem ersten Bande dieses Werkes Oesterreichs Staatsmänner in einer Reihe von Charakterschilderungen skizzirt, welche eben so sehr die tiefste Wahrheit, als ein Lob athmeten, das uns jedenfalls nur von der erstern abgedrungen wurde.

Indem wir mit den hier folgenden Skizzen jene Charakterschilderungen beschließen, glauben wir uns mit vollem Rechte gegen mehrere Stimmen des In- und Auslandes verwahren zu müssen, welche uns bei Abfassung der frühern öffentlichen Staatscharaktere der Parteilichkeit und Wohldienerei beschuldigt haben.

Gewohnt, die Wahrheit offen und unverhüllt in jener Weise auszusprechen, wie man sie dem Gesetze gegenüber aussprechen darf, oder wie die Censur-Verhältnisse des Auslandes dies nur immer gestatten, haben wir uns auch jetzt mit unbedingter Wahrheitsliebe nicht sowohl an die Persönlichkeit, als vielmehr an die Amtswirksamkeit der österreichischen Staatsmänner gehalten. In solcher Beziehung müssen wir dieselben insgesammt als vorurtheilsfreie, offene und aufgeklärte Männer bezeichnen, welche eben sowohl den Geist der Zeit, als die Anforderungen desselben an die Gegenwart erfaßt haben.

Ein Anderes ist es dagegen mit der Ausführung der als richtig und zeitgemäß anerkannten Maßregeln. Hier gilt es

den chriſtlichen Grundſatz in Ausübung zu bringen: „Jeder iſt ſich ſelbſt am nächſten.“ Darum iſt es auch in Oeſterreich mehr als irgendwo an der Tagesordnung, ſeine Handlungsweiſe nach allgemeinen und beſondern Verhältniſſen und Rückſichten zu modeln, wenn man ſich nicht ſelbſt um die reichen Früchte jener Ehrenſtellen gebracht ſehen will, zu denen man oft ſehr ſchnell, mehrentheils aber höchſt mühſam emporgeklommen.

Oeſterreichs Geſetze, ja ſelbſt die meiſten Anordnungen, deren Anwendung für den Augenblick oder für die Dauer bemeſſen iſt, ſind ſo gut und dem Rechte ſo angemeſſen, als es nur immer in der poſitiven Möglichkeit liegt.

Anders iſt es mit der Ausübung derſelben, anders mit der Ausführung deſſen, was zum Beſten des Landes dienen ſoll. Hier iſt es nicht das Recht, nicht die Wahrheit, welche den Ausſchlag gibt, ſondern Verhältniſſe und Rückſichten; dieſe aber ſind leider durch die Länge der Zeit mit der Verwaltungsweiſe Oeſterreichs ſo innig verwachſen, daß ſelbſt der aufgeklärteſte Staatsmann, der anfänglich mit gewaltiger Hand ſie zu bekämpfen geſtrebt, ſpäterhin in ſeiner Thätigkeit erlahmt, denn er fühlt es nur zu wohl, daß mit ihrem Brechen auch der ganze innere Organismus Oeſterreichs zerſtört werden müßte; mit dieſer Zerſtörung aber ſteht das eigene Daſein auf dem Spiele. Darum iſt es in der Gegenwart die Aufgabe aller öſterreichiſchen Staatsmänner geworden, einzeln zu rütteln und wieder auszuruhen, bis endlich vielleicht nach Menſchenaltern die Verhältniſſe beſſer werden.

I.

Ignaz Graf von Hardegg.

Aus dem uralten Geschlechte der Grafen von Hardegg stammend, als deren Stammgut die in Salzburg gelegene Burg Hardegg erscheint, ist dieser Staatsmann ein jüngerer Bruder des Grafen Johann Joseph Franz zu Hardegg, der als Senior der ältern Linien nicht allein das oberste Erbland-Mundschenkenamt in Oesterreich unter der Enns, sondern auch das oberste Erbland-Truchsessenamt in Steiermark bekleidet.

Im Jahr 1772 (30. Juli) geboren, trat Graf Hardegg schon in frühester Jugend in Militairdienste, in welchen er sich nicht allein zum General der Cavallerie, sondern auch zu der bedeutenden Stellung eines k. k. Hofkriegsraths-Präsidenten emporschwang.

Obgleich die tiefe Friedenszeit unserer Tage diesem Staatsmanne keine Gelegenheit an die Hand gibt, strategisch-taktische Kenntnisse zu entfalten, so sind doch die verschiedenen im österreichischen Armeewesen seither stattgefundenen Veränderungen hinlängliche Beweise seiner unermüdeten, umsichtigen Thätigkeit. Vor allem Andern geht das Streben des edlen Grafen darauf hin, den Wehrstand Oesterreichs nach und nach zu jener Bildung heranzuziehen, welche die Armee anderer Mächte, Oesterreich gegenüber, so vortheilhaft auszeichnet.

Nicht unwichtig erſcheint in ſolcher Beziehung die Abſicht des Hofkriegsraths-Präſidiums, die frühere Capitulationszeit des gemeinen Soldaten von 14 auf 8 Jahre herabzuſetzen.

Demungeachtet dürfte dieſes nicht genug zu billigende Vorhaben an dem feſten Eigenſinne gewiſſer alter Soldaten ſcheitern, welche, unter der Pike grau geworden, dergleichen Neuerungen überhaupt nicht gern ſehen. So gibt man z. B. bei der Artillerie den Grund an, daß ein tüchtiger Artilleriſt in 8 Jahren nicht herangebildet werden könne, und daß ſomit Oeſterreichs Armee, ſtatt aus tüchtigen, dienſtfähigen Männern, nur aus halb rohen Rekruten zuſammengeſetzt ſein würde.

Was uns betrifft, ſo können wir dieſe Meinung nicht theilen; nicht das Einſtudiren des Exercitiums auf dem Exercierplatze, nicht das Hin- und Herziehen von Exercierhölzchen auf eigends vorgezeichneten Plänen und das genaue Nachdeklamiren eingelernter ſtrategiſch-taktiſcher Bücherſtellen entſcheidet über die Leiſtung des wirklichen Soldaten. Wohl mag eine ſolche Beſchäftigung in den Zeiten des Friedens an ihrer Stelle ſein, im Falle eines augenblicklich ausgebrochenen Krieges aber iſt nur das Gefühl der Ehre der wichtigſte Impuls für die Leiſtungen des wahren Soldaten, ſo wie nur der Augenblick über ſeine wirklichen Fähigkeiten entſcheiden kann.

Man laſſe die Officiere einer Armee Folianten ſtudiren, und wenn der wahre Geiſt der Ehre ſie nicht dahin leitet, wohin der Feldherr ſie beordert ſehen will, ſo wird es umſonſt ſein, ihnen Exercierübungen beizubringen, die wie das Puppenſpiel eines herumziehenden Marionetten-Theaters zwar Kinder überraſchen können, dagegen den Ernſt und

die eigentliche Weihe ihres Treibens ganz vermiſſen laſſen. — Uebrigens darf der Soldat nicht Soldat allein ſein; er muß ſich als Bürger des Staates, als einen Theil der Bevölkerung betrachten, die durch die Vertheidigung des Vaterlandes jenen Theil der Landespflicht erfüllt, den der Bürger, Bauer in ähnlicher Weiſe durch ſeine Steuer- und Contributionsleiſtung zur Ausübung übernimmt.

II.

Graf Franz de Paula Hartig.

Jahre sind in den Raum der Zeit hinabgeschwunden, beinahe ein neues Menschengeschlecht aus dem Weltenstrome aufgetaucht, und noch gedenkt der Gelehrte unsrer Zeit eines der wissenschaftlich gebildetsten Männer früherer Tage, des Grafen Franz de Paula Anton von Hartig.

Im Jahr 1758 zu Prag geboren, übernahm Regensburg, allwo sich sein Vater als kurböhmischer Reichstags-Gesandter aufhielt, die Erziehung dieses ausgezeichneten Gelehrten, den späterhin seine längern Reisen durch Deutschland, Frankreich, England, Italien und die Schweiz zu einem der tüchtigsten Staatsmänner seines Zeitalters heranbildeten. Besonders war es die erhabene Monarchin Maria Theresia, welche sich für den damaligen jungen Reisenden auf das Lebhafteste interessirte und demselben ausdrücklich befahl, ihr seine politischen Bemerkungen über die verschiedenen Verhältnisse der zu bereisenden Staaten unmittelbar zuzusenden.

Leider war ein mehrmal wiederholter Blutsturz die Veranlassung, daß sich Graf Hartig schon im Jahre 1794 aus dem öffentlichen Staatsleben zurückzog, und, in demselben Jahre von der Gesellschaft der Wissenschaften in Prag zum Präsidenten ernannt, bis zu seinem drei Jahre später erfolgten Tode (im J. 1797) sich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte.

Ein Zeitgenosse Voltaire's, Dorats, Cuviers, Florians ꝛc., genoß Graf Hartig nicht allein den Umgang dieser ausgezeichneten ersten Dichter und Gelehrten Frankreichs, vielmehr vereinigte ihn auch das Band der festesten Freundschaft mit Mehreren derselben. Uebrigens schrieb Graf Hartig mehrere Werke, unter welchen wir vorzüglich seine Epistel über die Reiselust hervorheben, die, von der Akademie zu Marseille öffentlich gekrönt, seinen wissenschaftlichen Bestrebungen auch im Auslande die vollste Anerkennung verschaffte. —

Als einziger Sprosse dieses gelehrten Mannes erscheint Franz de Paula Graf von Hartig, geboren am 5. Juni 1789 zu Dresden, auf den zugleich der ganze reiche geistige Nachlaß und die ausgezeichneten Talente seines Vaters übergingen.

Nach einer längern sorgfältigen Erziehung die politische Laufbahn des österreichischen Staatsdienstes betretend, erfolgte im Jahr 1815 die Ernennung desselben zum Gouvernialrathe in Brünn, so wie im Jahr 1820 zum Hofrathe bei der k. k. Hof-Kanzlei in Wien. Im Jahr 1823 zum geheimen Rathe und Gouverneur in Steiermark erhoben, berief ihn der im Jahr 1830 erfolgte Tod des Grafen von Strasoldo auf den wichtigen Standpunkt eines Gouverneurs der Lombardei. Die neueste Zeit versetzte diesen Staatsmann endlich zu dem Ministerium der innern Angelegenheiten, allwo ihn die öffentliche Meinung als den dereinstigen Nachfolger des Grafen von Kolowrat bezeichnet.

Als Staats- und Conferenzrath, dann Sections-Chef der inländischen Geschäfte gewährte ihm diese Stellung hinlänglich Gelegenheit, seine glänzenden Fähigkeiten zur Schau zu tragen und jene besondere Umsicht zu bethätigen, welche Graf Hartig seither auf seinem Posten als Gouverneur entwickelt hatte.

In einer Zeit, wie die unſrige, welche, immer mehr und mehr aus der Vergangenheit und Gegenwart ſich entwickelnd, einer höhern geiſtigen Zukunft mit ſchnellen Schritten entgegeneilt, iſt die Aufgabe eines Staatsmannes keine ſpecielle mehr, vielmehr iſt ſie eine univerſelle geworden; deshalb gilt es, die Verwaltung eines Staates in ihrer Totalität aufzufaſſen, nicht aber, wie früher, die zugetheilte Aufmerkſamkeit blos auf die zunächſt liegenden Gegenſtände zu erſtrecken.

III.

Graf Inzaghi.

Unter den Staatsmännern, welche in der letztern Zeit zu den wichtigeren Posten der österreichischen Staatsverwaltung gelangt sind, gehört der oberste Hofkanzler Graf Inzaghi, welchem diese einflußreiche Stelle nach dem Tode des Grafen v. Wittrowsky verliehen wurde. So gern wir es versucht hätten, eine kurze biographische Charakterschilderung dieses Staatsmannes zu liefern, so wenig ist uns dies möglich geworden, da die Kürze der Zeit die Beibringung der hierzu nöthigen Daten erschwerte. Statt dessen wollen wir daher den Wirkungskreis des Grafen Inzaghi etwas näher beleuchten.

Wie bekannt, ist die oberste Hofkanzlei die oberste politische Behörde über sämmtliche österreichische Erbstaaten, mit alleiniger Ausnahme der ungarischen Provinzen. Derselben unterstehen in solcher Beziehung sämmtliche Landesstellen, so wie der oberste Hofkanzler nebstbei auch als Präsident der Studienhofkommission erscheint. Ohne über die politische Verwaltung Oesterreichs zu sprechen, deren dauernde Ruhe bei dem gegenwärtigen Kampfe der verschiedenen Nationalitäten jedenfalls mit einem gährenden Vulkane zu vergleichen ist, der nur auf eine außergewöhnliche Veranlassung wartet, um Schrecken und Entsetzen in die Welt auszusenden, wollen wir uns lieber an Oesterreichs Lehr- und Schulwesen halten, in

welchem eine der bedeutendsten Ursachen der theilweise vorhandenen innern Zerrüttung des Reiches liegt.

Man geht heut zu Tage in Oesterreich von der Ansicht aus, daß bei dem immer mehr erschwerten Broderwerbe der Staatsdienst am ehesten geeignet sei, die feste Zukunft der männlichen Jugend zu begründen; daher senden Bauern und Handwerker, Bürgerthum und Adel ihre Söhne auf Gymnasien, Lyceen und auf Universitäten, um nur ja die vorgeschriebenen Studien so zeitig als möglich durchzumachen und sobald als möglich angestellt werden zu können.

Welcher Art aber ist die Bildung, welche der Jugend in diesen Lehranstalten zu Theil wird?

Es ist ein alter, allgemein bekannter und oft gerügter Urbelstand, daß meistentheils nur der Reiche mit mehr oder weniger günstigen Zeugnissen betheilt wird, während der Arme zu demselben Ziel nur dann gelangt, wenn er sich zum Diener seines Lehrers hergibt, und als solcher für diesen die gemeinsten Dienstleistungen verrichtet. So verfließen die Jahre der Studienzeit, Jahre, welche die schönsten Tage des menschlichen Lebens umschließen, und doch hat die Jugend nichts gelernt und nichts verdaut, sie perorirt Griechisch und Lateinisch, und macht, wenn's hoch kommt, auch einige mitunter gute Verse; allein was sie zum Leben braucht, was ihr späterer Beruf erfordert, das liegt ihr fern, und so hat man siebenzehn, wenn nicht mehr Jahre, planlos in die Welt hineingelebt, um nach vollendeten Studien als Praktikant in den Staatsdienst einzutreten und hier erst das zu lernen, was man für diesen Beruf benöthigt. Der Staat aber braucht keine Schüler, sondern vollkommen gebildete, ihrem Fache gewachsene Männer, keine Leute, die erst lernen sollen, sondern

Leute, die etwas gelernt haben. Welcher Uebelstand daher aus der bisherigen Besetzungsweise der untern Aemter erwächst, ist leicht zu ergründen.

Man ist als Praktikant Nichts, man hat Nichts, allein man gehört zu dem Beamtenstande, man trägt eine silberne, wenn es hoch kommt, goldene Kokarde und sieht mit Stolz und aufgeblähtem Eigendünkel auf alle Jene nieder, welche sich im ehrlichen Handwerkswege, oder sonst auf eine nicht staatsämtliche Weise ihr Brod erwerben.

Die Mittel, derlei Verhältnissen abzuhelfen, liegen in den Händen der Regierung, deren Hauptpflicht es ist, besonders die untern Aemter mit tüchtigen, ihrem Fache gewachsenen Männern zu besetzen und diese zu solchem Berufe nach einem gediegenern Studienplan heranzubilden. Darum gilt es vor allem Andern, die thörichte Sitte abzustreifen, daß man so manche der geschicktesten Köpfe des Landes nicht beachtet, blos weil sie die vorgeschriebenen Studien nicht ganz durchgemacht haben, während sie das, was ihnen an deren Dauer abgeht, durch Erfahrung und Weltkenntniß mehr als hinlänglich ersetzen, oder aber daß man die verfolgt und drückt, welche durch innern Drang und durch den Wunsch einer bessern Ausbildung genöthigt, ihre Studien auswärts gemacht haben. In diesem Falle gilt es, die Worte eines Staatsmannes zu erfassen, wie diese nicht so leicht gediegener ausgesprochen werden können.

„Die Liebe und das Vertrauen der Unterthanen, in welchen die Fürsten den schönsten Lohn für ihre Regentensorgen suchen und finden, wurzeln vielfach in dem engen Kreise des Gemeinde- und Amtslebens. Hier muß diesen Gesinnungen Nahrung und Pflege werden, hier haben sie ihre Wurzel;

[illegible]

IV.

Freiherr von Kübeck.

So viel auch in neuerer Zeit über den beklagenswerthen Verfall des österreichischen Finanzwesens geschrieben wurde, so wenig war man im Stande, das ganze traurige Gemälde dieses zerrütteten Zustandes in einen Rahmen zu fassen, der ein klares Bild der wirklichen Verhältnisse darstellen könnte.

Die Herausgabe des bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschienenen Buches: „Oesterreich und seine Zukunft," half zuerst dem lange gefühlten Bedürfnisse ab. — Nicht allein, daß in diesem mit allgemeiner Theilnahme aufgenommenen Werke Verhältnisse aufgedeckt wurden, wie dies in solcher Gestalt seither nicht geschehen, so erschien Oesterreichs Finanzgebahrung auch noch mit Ziffern und in einer Weise nachgewiesen, welche jedenfalls manche Besorgnisse rechtfertigen mußte.

Wir wollen zugeben, daß jene Ziffern, auf welche man ein so bedeutendes Gewicht gelegt, theilweise unrichtig seien, ja, wir wollen zugeben, daß der Verfasser jenes Werkes seine Zahlennachweisung ganz aus der Luft gegriffen habe.

Nicht Zahlen sind es, an die wir uns halten; es ist vielmehr das klare, nackte Factum eines alljährlich stattfindenden bedeutenden Deficits, das seither nur durch stets erneuerte Staatsanleihen gedeckt werden konnte, und dies

in ſo lange werden muß, als nicht ein geregelteres Verhältniß der Staats-Einnahme und Ausgabe in Betreff des öffentlichen Staatscredits, und eine ſorgfältigere Leitung der merkantiliſchen Angelegenheiten in Bezug auf den allgemeinen Merkantil-Credit eintritt.

Was den letztern, und beſonders die früheren unglücklichen Verhältniſſe der Wiener Nationalbank betrifft, ſo liefert uns hierüber der von einem durch die Staatskanzlei ganz beſonders ſanctionirten Referenten in einer Nummer der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom Jahr 1841 eingerückte Aufſatz den beſten Aufſchluß. Wir entnehmen demſelben folgende Stelle:

„Der baare Bankſchatz, d. h. die Vorräthe an Gold und Silber, wurde in letzter Zeit durch die immer geſteigerten Anſprüche, die der Merkantil-Credit an die Bank brachte, in ein bedeutendes und täglich zunehmendes Mißverhältniß zu den in ihr niedergelegten Papiereffecten gebracht. Dieſes Mißverhältniß hielt die Regierung für gefährlich (!!) und ſich verpflichtet, ihm entgegen zu treten. Sie that es, indem ſie dem ſchrankenloſen (!!!) Credit Einhalt that. Die Rückwirkung blieb nicht aus. Die ſpeculative Induſtrie, die ihrer Natur nach Verhältniſſe anticipirt, die noch nicht ſind, mußte nothwendiger Weiſe weſentlich erſchüttert werden, ſobald ein auf fingirte Werthe baſirter maßloſer Credit verloren geht. Man muß Zeuge von den Jobbereien ſein, die auf dem Wiener Platze mit den ſogenannten induſtriellen Papieren, namentlich mit den Eiſenbahnactien, getrieben werden, um die gegenwärtige, eben ſo unmotivirte (??) Angſt hinſichtlich des merkantiliſchen Credits zu begreifen. Natürlich traf die Reaction auch allmälig die productive Induſtrie und nicht

unbedeutende Verluste wurden erlitten. Diesen Wirkungen zu begegnen, hat die Regierung im Einverständnisse mit einigen ersten Handelshäusern reichliche Fonds bestimmt, um augenblickliche Stockungen zu beseitigen und die natürlichen für den Moment zurückgehaltenen Quellen wieder fließend zu machen. Diese Stagnation fängt bereits an zu schwinden und wird in kürzester Zeit gänzlich schwinden, die erreichte solide Stellung der Bank aber wird bleiben."

„Wir sind vollkommen überzeugt, daß durch die genommenen Maßregeln dem Schwindel in den Geschäften wirksam gesteuert worden, während dem soliden Verkehr volle Bewegung gelassen ist, die Solidität des Staatscredits aber findet in ihnen noch eine neue Verstärkung und Kräftigung ihrer Grundlagen!" —

Allein man gewahrte das Uebel noch zur rechten Zeit, und — man hatte schneller, als man gedacht, einen Mann aufgefunden, der dem Staatsschiff eine andere rettende Richtung gab.

Ohne uns die Beurtheilung eines Staatsmannes anzumaßen, der zu den thatkräftigsten gehört, welche Oesterreich seit Jahren an seinem Staatsruder aufzuweisen hatte, glauben wir doch bemerken zu müssen, daß unsere Ansichten über ihn ganz mit jenen übereinstimmen, welche Steinemann in dem zweiten Bande seines Mephistopheles mit folgenden Worten zu Tage fördert:

„Auch für Oesterreich eröffnen sich günstigere Aussichten, schönere Hoffnungen. Es sieht einer bessern Zukunft entgegen. An der Spitze seiner Finanzen hat es gegenwärtig einen tugendhaften und aufgeklärten Staatsmann, den nicht durch hohe Geburt, wohl aber durch Kopf und Herz zum

Freiherrn von Kübeck emporgestiegenen, einfachen Schneiderssohn aus Znaym in Mähren. Ein alter Dichter singt:

„Nicht Erbrecht, noch Geburt — das Herz macht groß und klein,
Ein Kaiser könnte Sklav, ein Sklave Kaiser sein,
Und nur das Ohngefähr gibt zu der Zeiten Schande,
Dem Nero Cäsars Thron, dem Epiktet die Bande."

„Baron Kübeck, wenn er der Kabale widersteht, wird seinen höhern Beruf rechtfertigen; denn er führt mit fester Hand die Zügel der Finanzverwaltung. Rothschilds Agiotage-System sinkt, mit ihm Schwindel und Wucher. — Die Lotterieanleihen verschwinden und die Eisenbahnjuden ziehen sich beschämt von diesen, Gemeingeist fordernden und nur in reinen Händen gedeihenden wichtigen Unternehmungen zurück. In der am 4. Mai 1842 in Mailand abgehaltenen Generalversammlung der Actionäre der lombardisch-venetianischen Eisenbahn, auf deren Ergebniß man außergewöhnlich gespannt war, und die auf's Erfreulichste endete, wurden die Grundbesitzer der Bahn entlang aufgefordert, auf Actien zu zeichnen oder sie zu übernehmen, damit das Unternehmen um so mehr einen väterlichen Charakter gewänne, und aus dem unsichern und verderblichen Kreis des Börsenspieles herausgerückt werde. Somit ist die Zeit nicht mehr fern, wo, nach dem musterhaften Beispiele anderer Staaten, Oesterreich seine Lotto- und Güterlotterien abschaffen wird, die alle Moralität der Handwerker, der Soldaten, der Dienstboten und der ganzen Mittelklasse gewissenlos untergraben, blos, um den Staatsschatz jährlich mit einigen Millionen zu bereichern."

Wirklich ist auch nur Baron Kübeck der Mann, von dessen Umsicht und lebenskräftiger Thätigkeit Oesterreichs Finanzwesen eine radicale Abhülfe zu erwarten hat.

Im Jahr 1780 (am 28. Octbr.) zu Iglau in Mähren

geboren, begann derselbe seine Studien am Gymnasium zu Znaym, indem er sie später an der Wiener Universität mit ausgezeichnetem Erfolge beendete. Am 13. October 1800 bei dem k. k. Kreisamte zu Ollmütz in Staatsdienste tretend, beriefen ihn seine seltenen Fähigkeiten schon drei Jahre später (1803) zum mährisch-schlesischen Landesgouvernium, allwo derselbe bei dem Landespräsidium in Verwendung trat. Im Jahr 1804 zum Concipisten bei der N. Ö. Landesregierung befördert, wurde er im Jahr 1805 der Hofcommission unter Grafen Rudolph Wrbna zur Aushülfe zugetheilt. Die wichtigen Dienste, welche Baron Kübeck in dieser Eigenschaft leistete, zogen seine Beförderung zum Hofconcipisten bei der k. k. vereinigten Hofkanzlei (1806) und ein Jahr später (1807) jene zum geheimen Staatsraths-Offizialen nach sich. In demselben Jahre begab sich Kübeck auf das besondere Einschreiten des damaligen Oberstburggrafen von Böhmen Grafen von Wallis als Präsidial-Secretair nach Prag, von wo er im Jahr 1808 als wirklicher Hofsecretair zur k. k. Hofkanzlei zurückkehrte.

Im Jahr 1809 dem Armee-Ministerium beigegeben, und am Ende desselben Jahres zum niederösterreichischen Regierungsrath ernannt, erfolgte im Jahr 1811 seine Zuweisung zur Finanzhofkommission, 1812 seine Ernennung zum wirklichen Hofrath und 1814 die Zutheilung zum Staatsrathe. Im Jahr 1815 endlich von dem Finanzminister, Grafen von Stadion, zur Ausarbeitung eines neuen und festern Finanz- und Credit-Systems verwendet, wurde Kübeck 1816, zur außerordentlichen Belohnung der bisher geleisteten Dienste, in den erblichen Ritterstand Oesterreichs erhoben, welcher Erhöhung nach vorhergegangener Betheilung mit dem Ritterkreuze

des k. ungarischen St. Stephans-Orden im Jahr 1825 seine Erhebung in den böhmisch-mährischen Freiherrnstand und die Ernennung zu dem Präsidenten des k. k. Generalrechnungs-Directoriums nachfolgte. Das Jahr 1840, das durch die in demselben stattgefundene Merkantil-Crisis die Entfernung des Freiherrn von Eichhof von dem Präsidium der k. k. allgemeinen Hofkammer bewirkte, setzte Freiherrn von Kübeck an seine Stelle, und fortan bezeichnen Monat auf Monat die umsichtigsten Verordnungen, nicht allein, daß Baron Kübeck seine Stellung begriffen habe, sondern daß er auch wirklich der Mann sei, dieselbe zur Zufriedenheit seines Monarchen und zur Beruhigung des ganzen Landes auszufüllen.

Unter den vielen Verbesserungen der letzten Zeit erwähnen wir deshalb besonders drei Neuerungen, welche den Beweis liefern, was Baron Kübeck seither geleistet, und was derselbe für die Zukunft zu leisten fähig sei.

Vor allem Andern ist es der weit ausgehende Plan der Staats-Eisenbahnen, den dieser Staatsmann zuerst ins Leben rief und seither mit der unablässigsten Sorgfalt verfolgte. —

Es ist allerdings wahr, daß der Bau von Eisenbahnen in keinerlei Beziehung als ein radicales Heilmittel der bestehenden Verhältnisse angesehen werden kann, vielmehr müssen wir unbedingt der Meinung des Verfassers der deutschen Worte eines Oesterreichers beistimmen, der dieselben auf lange, lange Zeit als eine Fessel jedes geistigen und politischen Fortschrittes bezeichnet. Diesem Uebelstande ist jedoch augenblicklich nicht abzuhelfen; denn wenn auch auf einer Seite zugegeben werden muß, daß hierdurch die materielle Richtung unserer Tage wesentlich begünstigt wird, so darf

man auf der andern Seite nicht vergessen, daß ein naturgemäßer Materialismus zu Beförderung des geistigen Zustandes eines Staates das Meiste beiträgt, in so lange er nicht aus jenen Schranken heraustritt, welche die Lage des Landes und die Verhältnisse des Volkes ihm vorzeichnen. Daß eine schnellere Beförderung des allgemeinen Verkehrs auch eine geistigere Annäherung der Völker nach sich ziehen, und hierdurch auch die weiter vorgeschrittene Bildung anderer Staaten sich nothwendiger Weise mit Oesterreich amalgamiren muß, und daß die Regierung sich durch das eine Zugeständniß der Eisenbahnen auch zu andern Zugeständnissen wird bewogen sehen: wer würde hieran zweifeln wollen? Oesterreich ist von jeher gewohnt, lange zu überlegen, ehe es zur Ausführung irgend eines Planes schreitet, und so hat es gewiß auch hier überlegt, ehe es die Ausführung einer Maßregel beschloß, welche durch ihr plötzliches Erscheinen nicht allein Alles in Verwunderung setzte, sondern auch die fortschreitende Politik anderer Staaten weit überflügelte.

In ähnlicher Weise ist die Regulirung des Postporto's mit den angrenzenden Staaten eine Maßregel, welche, eine allgemeine Erleichterung im öffentlichen Verkehre herbeiführend, auch die allgemeinste Theilnahme findet. —

Gleich wichtig für den innern Dienst stellt sich endlich die Vereinigung der Gefällen- und Grenzwache in einen einzigen großen Körper unter dem Titel der Finanzwache dar, da die Zersplitterung dieser beiden, doch nur zu einem Dienste bestimmten Kräfte bisher so manche Reibung nach sich zog, welche eben so das Aerar als das allgemeine Wohl auf das Empfindlichste fühlte.

In solcher Beziehung läßt sich von dem Wirken des

Freiherrn von Lübeck Alles, und um ſo mehr erwarten, als ein allgemein verbreitetes Gerücht ſeine Erhebung zum Miniſter der Finanzen in Ausſicht ſtellt. Zu wünſchen wäre es nur, wenn derſelbe in dieſer hohen Stellung ſein beſonderes Augenmerk auf zwei Gegenſtände richten wollte, ohne deren ſorgſame Würdigung ſelbſt ein bloß materielles Glück Oeſterreichs nicht leicht denkbar iſt.

Der erſte dieſer Gegenſtände betrifft den Uebelſtand, daß Oeſterreichs ausgebreitete Handelswelt durch kein eigenes Handelsminiſterium repräſentirt wird, das, von ſachkundigen Männern geleitet, ſich ausſchließlich nur mit den Handelsangelegenheiten dieſes Reiches befaſſen würde.

Viel kleinere Staaten, deren innere und äußere Handelszuſtände mit jenen Oeſterreichs in keiner Beziehung verglichen werden können, ſind demungeachtet in Bezug auf dieſe durch eine eigene Behörde vertreten. Um ſo gehaltvoller müßte eine ſolche Repräſentation in Oeſterreich werden, als die Menge der verſchiedenen Geſchäftszweige, in welche ſich die k. k. allgemeine Hofkammer ſcheidet, und der Wuſt von Geſchäften, der bei dieſer Hofſtelle durch die Centraliſation aller Landesſtellen zuſammenläuft, das Schaffen einer eigenen Handelsbehörde als eines der nothwendigſten Bedürfniſſe hervorhebt. Hier ſind es daher nicht allein die äußern Handelsverhältniſſe, ſondern auch der innere Zuſtand des Handels- und Fabrikweſens, welche dieſe Behauptung vollkommen rechtfertigen.

Was die Erſtern anbelangt, ſo ſehen wir dieſe von den verſchiedenen, in den einzelnen Staaten angeſtellten Conſuln vertreten; hier iſt aber eben der Umſtand, daß dieſelben von der k. k. allgemeinen Hofkammer im Einverſtändniſſe mit der

geheimen Haus-, Hof- und Staats-Kanzlei ernannt werden, die Ursache, daß sie beiden Behörden unterstehen und zwar: der einen in merkantilischer, der andern in politischer Beziehung. Ehe sohin ein irgend vorgefallener Conflict den vorgeschriebenen Geschäftsgang beider Stellen durchdrungen ist, erscheint die Zeit eines wirksamen Einschreitens verstrichen und die Handelswelt sieht sich Verlusten Preis gegeben, denen sie in anderer Weise bei ihrer Vertretung durch eine eigene Handelsbehörde gewiß nicht unterlegen wäre.

Derselbe Fall findet bei den innern Handelszuständen statt, die, durch ein eigenes Handelsministerium vertreten, jedenfalls einen noch bedeutendern Aufschwung nehmen müßten; statt dessen scheinen gewisse seitherige Verfügungen in merkantilischer Beziehung dem Gedeihen des innern und äußern Verkehrs nur hemmend entgegentreten zu wollen. Diese Behauptung wird besonders durch die, letzterer Zeit ins Unendliche gesteigerte Controlle der Baumwollfabrikation gerechtfertigt; denn, nachdem früher schon Oesterreichs Leinwand- und Glashandel, theils durch die Verhältnisse der Zeit, theils durch die wenige Fürsorge der Regierung dem Rande eines gänzlichen Verlöschens immer näher geführt worden ist, so haben die Chikanen, mit welchen die Baumwollfabrikation zu kämpfen hat, auch diesen Geschäftszweig zu Grunde gerichtet und Stockungen und Zahlungseinstellungen herbeigeführt, welche nicht allein den merkantilischen Credit Oesterreichs immer schwankender gestalten, sondern nach und nach selbst auf den Nullpunkt reduciren werden. —

Ohne uns nach dieser kurzen Erörterung noch in ein weiteres Detail dieser Verhältnisse einzulassen, da dieselben ohnedies durch so manche, von den verschiedensten Seiten

eingelaufenen Klagen hinlänglich belehrt erscheinen, gehen wir vielmehr zu dem zweiten, eben so wichtigen Gegenstande über. Er betrifft die Nichtveräußerung der noch übrigen, zum öffentlichen Verkaufe bestimmten Staats- und Fondsherrschaften.

Zwar ist es allerdings wahr, daß diese wenig oder Nichts tragen, und der Staat nicht selten noch mit einem Theil der Regiekosten belastet wird; allein wenn der Beamte solcher Güter als unumschränkter Herr auf denselben waltet, Fasanen, Rehe, Butter, Eier, Schmalz u. s. w. den Vorstehern der einzelnen Bezirks-Verwaltungen in die Küche fließen, oder aber Commissionen auf Commissionen zur Controlle nach jenen Herrschaften entsendet werden, die sich hier wochenlang bei wohlbesetzten Tafeln von den Mühseligkeiten ihrer amtlichen Anstellung erholen, dann ist allerdings an einen Ertrag für das Aerar nicht zu denken, vielmehr ist eine Zuzahlung nur zu natürlich.

In diesem Falle thäte es wahrlich Noth, daß Oesterreich eine geheime Polizei hielte, oder aber, was vielleicht noch besser wäre, die Freiheit der Presse gestattete. Indessen läßt es sich vielleicht auch so erwarten, daß Freiherrn von Kübecks Scharfblick diese Mängel schon in nächster Zeit gewahren und zu ihrer Abhülfe die geeigneten Mittel ergreifen werde.

V.

Graf von Münch-Bellinghausen.

Das seltene Verdienst, das sich Fürst Metternich mit dem seither voll strenger Beharrlichkeit verfolgten Systeme der österreichischen Allein-Politik, nicht allein um Oesterreich selbst, sondern auch um Europa erwarb: es muß Jeden für das mögliche Hinscheiden eines Staatsmannes besorgt machen, dessen Platz bei den gegenwärtigen verwickelten Zeitverhältnissen nur sehr schwer, vielleicht gar nicht ausgefüllt werden könnte.

In solcher Beziehung können wir nicht umhin, eines Staatsmannes zu erwähnen, der, seit längerer Zeit mit dem glänzendsten Erfolge in den äußern Angelegenheiten Oesterreichs verwendet, sich in ihnen Verdienste erwarb, welche demselben jedenfalls nur eine persönliche Feindschaft absprechen könnte. Es ist dies Joachim Eduard Graf von Münch-Bellinghausen.

Im Jahre 1786 zu Wien geboren, und nach vollendeten Studien unter Leitung seines Vaters, des Reichshofrathes Freiherrn von Münch, zu verschiedenen Arbeiten in den Reichsgeschäften verwendet, waren es besonders die Kriegsjahre 1809, 1813, 1814 und 1815, in welchen Freiherr von Münch sich auf das Erfolgreichste auszeichnete.

Im Jahr 1816 zum Prager Stadthauptmann ernannt, entwickelte derselbe auf diesem Posten eine solche Kenntniß

der allgemeinen Handels- und Gewerbsverhältniſſe Böhmens, daß dieſes Land den gegenwärtigen erhöhten Aufſchwung ſeiner merkantilen Zuſtände mehr oder weniger nur dieſem Manne und jener beſondern Thätigkeit zu verdanken hat, mit welcher derſelbe im Jahr 1819 an den Verhandlungen des Dresdner Elbſchifffahrts-Congreſſes den thätigſten Antheil nahm. Die zu jener Zeit für Oeſterreich ſo höchſt günſtige Beendigung dieſer Verhandlungen bewirkte es auch, daß Freiherr von Münch im Jahr 1822 eine ſeinen beſondern Talenten angemeſſene Anſtellung in der deutſchen Section des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten erhielt, die nach Abberufung des Grafen Buol Schauenſtein die Verleihung des bisher von dieſem bekleideten wichtigen Poſtens eines kaiſerl. öſterreichiſchen Präſidialgeſandten am deutſchen Bundestage nach ſich zog.

Welche Fähigkeiten und welche energiſche Thatkraft Baron Münch in dieſer Eigenſchaft entfaltete und wie derſelbe unabläſſig bemüht iſt, die Würde des kaiſerl. Hofes und das vermittelnde Princip der öſterreichiſchen Politik mit den hin und wieder heterogenen Anſichten der einzelnen Bundesſtaaten in gehörigen Einklang zu bringen, dies weiß ganz Deutſchland zu würdigen, weshalb wir es hier für unnöthig erachten, dieſen Gegenſtand weiter auszudehnen. Auch Oeſterreich verkennt die geleiſteten Dienſte dieſes Staatsmannes nicht; dies beweiſt die im Jahr 1831 ſtattgefundene Erhebung des Freiherrn von Münch in den öſterreichiſchen Grafenſtand.

VI.

Graf Ludwig Taaffe.

Einem uralten irländiſchen Geſchlechte entſproſſen, das jedoch ſchon gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in Oeſterreich angeſiedelt erſcheint, wurde Graf Ludwig Taaffe im Jahr 1791 (den 25. Decbr.) in Wien geboren.

Mit einem reichen Schatze der gediegenſten Kenntniſſe und insbeſondere einer Gerechtigkeitsliebe ausgeſtattet, welche dieſen Staatsmann zu einer ſeltenen Perle der höhern öſterreichiſchen Staatswürden-Träger erhebt, trat Graf Taaffe nach vollendeten Studien mit beſonderem Erfolge in den öffentlichen Staatsdienſt, in welchem er im Jahr 1829 zum Präſidenten der oberſten Juſtizhofſtelle ernannt wurde, nachdem er früher in mehreren hohen Staatswürden, als Gouverneur in Steiermark, dann in Galizien, und als Hofkammer-Präſident die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte. Allerdings iſt aber auch die von dieſem Staatsmanne gegenwärtig bekleidete Stelle vielleicht der einzige Poſten, in welchem derſelbe die ganze reiche Fülle ſeiner Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe mit den beſondern Rückſichtsverhältniſſen in Einklang bringen kann, welche mehr als irgendwo in Oeſterreich beobachtet werden müſſen, wenn man ſich über dem Niveau des öffentlichen Staatslebens erhalten ſehen will.

Daß Graf Ludwig Taaffe unter ſolchen Umſtänden

mancherlei Kämpfe zu bestehen hatte, ist eben so natürlich, als man weiß, wie schwer es selbst dem aufgeklärtesten Staatsmanne Oesterreichs möglich wird, gegen Mißbräuche anzukämpfen, welche durch die Dauer von Jahren mit den büreaukratischen Elementen dieses Reiches in das engste Ganze verschmolzen erscheinen.

Mehr als bei irgend einer Stelle empfand Graf Taaffe diesen Uebelstand als Präsident der k. k. allgemeinen Hofkammer, deren innern zerstörten Organismus er seit Jahren einsah, ohne jener Mittel habhaft werden zu können, die dem drohenden Unwesen zu steuern im Stande gewesen wären. Erst der neuesten Zeit sollte dies unter Freiherrn von Kübeck vorbehalten bleiben, während Graf Ludwig Taaffe als Präsident der obersten Justizhofstelle auch hier voll energischer Thatkraft den Grund zu der gegenwärtigen Gediegenheit dieser Hofstelle legte.

Uebrigens ist dieser Staatsmann Curator der kaiserl. Theresianischen Ritter-Akademie.

Obgleich aber diese Würde an und für sich nur als eine Ehrensache erscheint, so ist sie doch um so wichtiger für das Wohl des allgemeinen Staatslebens, als aus dieser einst so trefflichen Anstalt so mancher der früheren gediegenen Staatsmänner Oesterreichs hervorgegangen ist. Leider aber, — wir sagen dies aus der innersten Ueberzeugung, — leider ist die innere Verfassung dieses Erziehungs-Institutes, wenn sie sich nicht etwa in den letzten drei bis vier Jahren geändert haben sollte, der Art, daß sie den Anforderungen der Gegenwart in keiner Weise entsprechen kann.

Man wird diese Behauptung übrigens nicht hier allein, sondern auch bei allen geschlossenen Erziehungsanstalten Oester-

reichs gerechtfertigt sehen; eine Anstalt aber, welche den Kern des österreichischen Adels, welche die Stütze, die absolute Nothwendigkeit, das eigentliche conservative Princip einer Monarchie heranbilden soll, ist jedenfalls einer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen.

Wir gehören gewiß nicht zu denjenigen, welche das Wort Gottes verachten, welche der immermehr um sich greifenden Irreligiosität und Freigeisterei der Gegenwart anhängen; wir verachten eben so wenig die äußere Persönlichkeit derjenigen, welche die Lehre Gottes verkündigen: das aber müssen wir offen gestehen, daß in unserer Zeit, die mehr als jemals eine zunehmende Aufklärung und Offenheit der Idee verlangt, eine geistliche Erziehung und geschlossene Anstalten keine günstigen Resultate hervorbringen können.

In dieser Beziehung ist es von Herzen zu wünschen, daß Graf Ludwig Taaffe sein Gefühl für Wahrheit und Recht in diese einzig in ihrer Art dastehende Bildungsschule des österreichischen jungen Adels verpflanze, daß er hier Vater und Richter zugleich sei. Die Früchte, die ein solches Wirken tragen müßte, kann nicht der Staat, kann nicht die Menschheit lohnen, nur Jener oben, vor dessen unerbittlichem Richterstuhle Eltern über die Erziehung ihrer Kinder, Lehrer über die ihnen anvertrauten Zöglinge, der Staatsmann aber über die ihm von Gott und seinem Monarchen auferlegte gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten gegen den Staat wie gegen die Menschheit Rechenschaft ablegen müssen.

VII.

Friedrich Graf von Wilczek.

Aus einem Geſchlechte entſprungen, das, ſeit Jahrhunderten in Polen und Schleſien blühend, bereits im Jahr 1239 und 1273 zwei Glieder dieſer berühmten Familie, das eine als Woywoden von Sandomir, das andere als Erzbiſchof von Lemberg aufzuweiſen hatte, iſt Graf Friedrich von Wilczek, der gegenwärtige Präſident des k. k. Generalrechnungs-Directoriums, ein Sohn des Grafen Joſeph Auguſt von Wilczek, welcher, im Jahr 1750 geboren, als k. k. Feldmarſchall-Lieutenant am 14. Juni 1828 zu Wien verſtarb, nachdem er im Jahr 1778 Flügel-Adjutant Sr. Majeſtät Kaiſer Joſephs II. und in den Jahren 1813 bis 1826 Vice-Präſident des k. k. Judicium delegatum militare mixtum geweſen.

Die beſondern Vorrechte, welche gewiſſe einzelne Familien Oeſterreichs in Bezug des ſchnellern Fortkommens ihrer Familienglieder genießen, verhalfen auch dem Grafen Friedrich von Wilczek, geboren am 19. Juli 1790, ſehr bald zu der Stellung eines Hofraths der k. k. allgemeinen Hofkammer, ſo wie ſpäterhin zu dem wichtigen Poſten eines kaiſerl. Gouverneurs von Tyrol und Vorarlberg.

Sich in dieſer Stellung die allgemeine Achtung und Liebe jener Provinz ſichernd, erwarb ſich Graf Wilczek eben

hierdurch auch das Vertrauen seines Monarchen, der ihn nach Freiherrn von Kübecks Erhebung zum k. k. Hofkammerpräsidenten zu dem Präsidium des Generalrechnungs-Directoriums berief.

Ist auch der Wirkungskreis dieser Hofstelle mehr auf eine mechanische Dienstleistung beschränkt, so sind doch die in neuerer Zeit, obgleich nur für gewisse Staatsmänner und die einzelnen Landesstellen veröffentlichten Auszüge der gesammten Ein-, Aus- und Durchfuhr Oesterreichs ein hinlänglicher Beleg, daß es der Regierung ernstlich darum zu thun sei, den Schleier ihrer bisherigen Finanzgebahrung zu lüften und durch einen freien Blick hinter das Gewebe desselben das gesunkene Vertrauen des Volkes neu zu beleben.

Die enge Verbindung des Generalrechnungs-Directoriums mit der allgemeinen Hofkammer dürfte am ersten dazu befähigt erscheinen, die allgemeine Veröffentlichung des Finanz-Etats herbeizuführen und hierdurch dem Volke einen Beweis des herzlichsten Zutrauens zu liefern. — Bei den vorgeschrittenen Bildungsgraden unserer Zeit ist es gewiß auch nur dieses Vertrauen, nicht aber das starre despotische Regime, das die Liebe des Volkes gewinnen kann. Ueberhaupt gilt es für Oesterreich, alle halben Maßregeln so viel als möglich zu vermeiden. — Oesterreichs Verordnungen, mögen sie diesen oder jenen Geschäftszweig betreffen, sind, im Ganzen genommen, fast immer den Bedürfnissen des Volkes und jenen Anforderungen, welche die Zeit an das Gesetz stellen kann, angemessen. Dagegen ist leider die Ausführung derselben Beschränkungen unterworfen, welche, eben weil sie Beschluß und Vollziehung des Beschlossenen nicht eng mit einan-

der verbinden, eine Halbheit der Staatsgebahrung hervorrufen, die dem Wohle des Ganzen nicht gedeihlich ſein kann.

Wir haben diese Bemerkung blos darum gemacht, weil eben die Veröffentlichung der verbenannten Tabellarauszüge nur für einen Theil den höhern Volksſtänden zu Folgerungen und Besprechungen Anlaß gibt, die jede ſolche halbe Maßregel nothwendiger Weiſe verdammen müſſen.

Graf Wilczek iſt gewiß der Mann, der ſeinen Beruf erkennt und demſelben in ſo fern Folge leiſten wird, als es ſeiner blos mechaniſchen Einwirkung in das allgemeine Staatsgetriebe möglich gemacht werden ſollte, ein weiteres Schärflein zu einer thatkräftigen Verwaltungsweiſe beizutragen.

Drittes Buch.

Galizien.

Politik. Verfassung und Verwaltung. Religion. Handel und Gewerbe.

I.

Oesterreichs Politik in Bezug auf Galizien.

1.

Allgemeines politisches System.

Noch zu allen Zeiten und in allen Ländern haben die gediegensten Politiker und Publicisten den Grundsatz aufgestellt, die Ausübung der allgemeinen Staatenpolitik müsse, wenn sie anders das Ziel wahrer Völkerwohlfahrt mit Gewißheit erreichen wolle, auf das Studium der Geschichte jedes einzelnen Staates begründet sein. —

Bringt man diesen Grundsatz auf Galizien in Anwendung, so ist Oesterreichs bisherige Politik in Bezug auf diese Provinz, insofern sie die Zusammenziehung bedeutender Truppenkörper an den Grenzen des Landes und die Ueberfüllung desselben mit zahllosen Militairmassen in sich faßt, nicht allein entschuldigt, sondern selbst gerechtfertigt. —

Polen wurde mit den Waffen in der Hand von seinen mächtigsten Grenznachbarn zur Theilung gebracht. Es kann mithin, jenem Grundsatze gemäß, auch nur durch die Gewalt der Bajonette eine Besitzergreifung aufrecht gehalten werden, die, unter den ungünstigsten Verhältnissen für das Land geschlossen, manchen geheimen Widerwillen gegen seine Besitzergreifer nicht mit Unrecht vermuthen läßt.

Zu sehr Laie im Gebiete der Politik, wollen wir uns

nicht anmaßen, über Maßregeln abzuurtheilen, welche vielleicht in den Grenzen harter Nothwendigkeit liegen; demungeachtet können wir nicht umhin, in diesem Falle auch unsere individuelle Meinung auszusprechen.

Dieser gemäß sollte der eigentliche Zweck der innern Politik eines Reiches sich nicht allein auf die strenge Aufrechthaltung der allgemeinen Gesetze öffentlicher Ordnung, sondern auch auf die Beförderung allgemeiner Kultur und Humanität erstrecken, um durch letztere desto leichter zu der ersteren zu gelangen.

Oesterreich scheint dieses Ziel bei allen seinen Provinzen vor Augen gehabt zu haben; ob und inwiefern es die Vereinigung jener beiden Zwecke auch bei Galizien seither in Ausübung gebracht habe, möge man aus der geistreichen Schilderung eines der gerechtesten Beurtheiler Metternichs und seines Zeitalters entnehmen*).

Dieselbe lautet:

„In einer, aus so verschiedenartigen Bestandtheilen und Interessen zusammengesetzten und in so verschiedenen Zeiträumen zu einem Ganzen vereinigten Monarchie, wie die Oesterreichische, kann nur von der consequentesten Aufrechthaltung eines durch allmälige geschichtliche Entwickelung ausgebildeten öffentlichen Rechtes, kann nur von der Concentrirung aller Regierungs-Ideen in der Person des Monarchen kräftige Einheit und die Erreichung des höchsten Staatszweckes — welcher ist: das Wohl Aller, nicht bloß einzelner Theile, zu befördern — gehofft und mit Grund erwartet werden. Jedes andere System wäre unter gleichen Verhältnissen eine reine

*) „Metternich und seine Zeit."

Unmöglichkeit, wenn auch nicht in der Theorie, doch gewiß in der Ausführung. — Dies erkennen die österreichischen Völker, und darum fühlen sie sich bei der bestehenden Ordnung der Dinge wohl und glücklich, indem sie getrost den sogenannten politischen Weltverbesserern die Frage zur Beantwortung vorlegen: »Welches Volk ist glücklicher und aufgeklärter, jenes, das im Gefühle des Unbehagens nur immer nach neuen Formen haſcht, die es, nicht minder als die alten, abermals unbequem findet, sie abwirft und darüber seinen Erwerb vernachläſſiget und verarmt, — oder dasjenige, welches, wie das Oesterreichische, in der Ueberzeugung, daß ein Umsturz der Ordnung kein Uebel heile, sondern nur vergrößere, in seinen gewohnten Formen einem nützlichen Erwerbe nachstrebt, und alle Zeit bereit ist, der Obrigkeit in der Handhabung der Ruhe hülfreich die Hand zu bieten?« Und so findet denn auch in der eben angegebenen praktischen Nothwendigkeit die ganze bisherige Politik des Fürsten von Metternich, nach Innen und Außen (eben so wie in besonderer Beziehung auf Galizien), ihre vollkommene Erklärung.

„Dieser, aus eigener festester Ueberzeugung hervorgegangenen und durch Oesterreichs eigenthümliche Verhältnisse und Interessen gebotenen Politik blieb Fürst Metternich auch während der ganzen Periode bis und nach der französischen Julirevolution getreu. Er wußte, mit einer seltenen Mäßigung in der Form, die größte Energie im Festhalten der Principien und im Vertheidigen der Sache selbst, mit der liberalsten Berücksichtigung und größten Achtung der Interessen aller Mitstaaten, die feinste Umsicht in Behauptung der eigenen zu verbinden.

„Fürst Metternich ging hierbei von dem Grundsatze aus,

daß politiſche Umwälzungen, ſeien ſie durch was immer für eine Veranlaſſung herbeigeführt worden, eine Verſöhnung mit ihren Urhebern in dem Falle nicht geradezu unmöglich machen, wenn dieſelben, freiwillig oder aufgefordert, ſich den allgemeinen Geſetzen der öffentlichen Ordnung wieder zu unterwerfen bereit ſind. Als allgemeines Staatsgeſetz aber kann nur anerkannt werden, was durch lange Erfahrung die Probe ſeiner Zweckmäßigkeit beſtanden hat, ein Geſetz, das aus der Geſchichte des ganzen Volkes, dem es gilt, nicht aber aus der Vernunft Einzelner herausgebildet iſt. Denn würde Letzteres ſtatuirt, ſo wäre damit die ſubjective Willkür der Individuen, die ja eben in dem Geſetze ihren Damm finden ſoll, ſelbſt zur Geſetzgeberin erhoben. Sobald daher die Anmaßung der Neuerer unternimmt, ein neues Recht, eine neue Sitte, eine neue Freiheit zu begründen, ſobald die Zeitvernunft gewiſſer feſtgebender Verſammlungen es unternimmt, ihre beſchränkte Einſicht zum Geſetze zu erheben und — weil Ideen immer nur von Einzelnen ausgehen, von der Mehrzahl aber nachgebetet werden — eben dadurch zum Despotismus und zur Vernichtung aller wahren Freiheit zu führen ſtrebt, dann darf keine Verſöhnung, keine Capitulation mit den Leuten der Umwälzung mehr eingegangen werden. —

„Dieſen Grundſätzen getreu, haben ſich die leitenden Maximen des Fürſten Metternich in ſeinem ganzen Benehmen gegen die Juliusrevolution, und gegen Alles, was mit derſelben zuſammenhängt, hauptſächlich in nachſtehenden Punkten bemerkbar gemacht. Vor Allem mußte:

1) Die Grundlage des ganzen poſitiven Staatsrechtes in Europa, nämlich die Legitimität des Thrones, aufrecht erhalten und gegen jede Art von Angriff ſichergeſtellt werden;

denn sie ist die erste unter allen denkbaren irdischen Garantien des Bestandes; die Grundbedingung für die Wahrung aller übrigen Rechtsverhältnisse im Staate, und für das aus diesen hervorgehende Glück der Völker; die Verletzung der Legitimität in einem Staate ist zugleich ein Stoß für alle. Dieser Grundsatz wurde von dem Fürsten theoretisch immer, und in der Ausübung bis an die Grenzen der Möglichkeit festgehalten. Wir sagten absichtlich: »bis an die Grenzen der Möglichkeit;« denn

2) die Festhaltung eines Grundsatzes schließt die Zulässigkeit einer Verbesserung und Reinigung niemals von sich aus. Es kann nie die Absicht eines Cabinettes sein, dem Buchstaben eines Gesetzes zu Liebe die Welt in Unheil und Zwiespalt versenken zu lassen. Bei den einzelnen Fällen aber, wo in neuester Zeit wirklich Anomalien von dem Legitimitätsgrundsatze ins Leben getreten sind, darf nicht außer Erwägung gelassen werden, wie tief die neue Gestaltung der Dinge bereits Wurzel gefaßt hatte; und wie leicht jede gewaltsame Wiederherstellung des vorigen Zustandes eben jenes innige Verhältniß zwischen Fürsten und Völkern, worauf allein alle Hoffnung des Besseren beruht, in seinen Grundstützen erschüttern konnte. In solchem Falle mußte es genügen, eine Ordnung der Dinge eingeführt zu sehen, die, wenn sie sich auch jenem Gesetze nicht unterwarf, dasselbe doch auch nicht zu vernichten strebte, sondern es stillschweigend anzuerkennen bereit war.

3) Blieb jedoch auf alle Fälle der Gesichtspunkt, daß mit der Pseudo-Liberalität unsers Jahrhunderts, mit jenen falschen Ideen von Freiheit, worin alle Leiden der Zeit, alle Kränkungen politischer Rechte ihren letzten Grund hatten,

unter keiner Bedingung Frieden zu ſchließen ſei, in der Ueberzeugung des Fürſten von Metternich feſt und unerſchütterlich; denn ſo lange der Grundſatz, daß die Vernunft des Einzelnen für den einzigen Theil des Rechtes gelten ſollte, nicht ausgerottet war, konnte auch nicht verhindert werden, daß derſelbe ſtets neue Zweige trieb, — ſo lange blieb der Zweck ſeiner Politik unerfüllt."

Die conſequenteſte Ausübung dieſer Grundſätze erkennen wir auch in allen beſondern Beziehungen zu dem Königreiche Galizien. Zwar erhoben ſich beim Ausbruche der polniſchen Revolution viele Stimmen, die es dem öſterreichiſchen Cabinette nahe genug legten, daß eine Unterſtützung derſelben ihm der Vortheile gar viele, und dem ſtets ſich vergrößernden, mit jedem Tage drohender werdenden öſtlichen Nachbar-Staate einen lähmenden Stoß auf lange Zeit hinaus geben könnte. Allein während auf dieſe Weiſe von den politiſchen Wortführern Kanonen gegoſſen wurden, wählte der Leiter des Cabinets den Weg der Treue, der Gerechtigkeit und der Menſchlichkeit. Die ſtrengſte Neutralität — eine viel ſtrengere, als das benachbarte Preußen ergriffen hatte — wurde beobachtet, um durch militairiſche Demonſtrationen weder Rußlands Mißtrauen zu provociren, noch auch die ſanguiniſchen Hoffnungen der Inſurgenten auf Oeſterreichs Beiſtand in irgend einer Weiſe zu begünſtigen. Erſt als ſich aus dem Verlaufe der Ereigniſſe für das benachbarte Galizien Gefahr befürchten ließ, ward unter den Befehlen des Feldmarſchall-Lieutenants Baron von Stutterheim ein Armeecorps von beiläufig 50,000 Mann an der polniſchen Grenze concentrirt, das dieſelbe ihrer ganzen Länge nach durch Streifcommando's, denen ſich ein Theil der galiziſchen Landleute anſchloß, bewacht.

Als aber nach Warschau's Falle das österreichische Gebiet von einer großen Anzahl geflüchteter polnischer Krieger betreten wurde, bewies die Regierung auf eine, ihre Tadler wahrhaft beschämende Weise, wie sie die Forderungen der Humanität mit denen einer gebieterischen Politik auf's Schönste in Verbindung zu setzen wisse. Die Flüchtlinge wurden mit ausgezeichneter Milde behandelt, jeder gemeine Soldat erhielt täglich die zu seinem Unterhalt nöthigen Mittel; den Offizieren wurde die tägliche Gabe gereicht. Auch lebte der gewesene polnische Generalissimus Skrzynecky unangefochten als ruhiger Privatmann zu Linz und Prag, und nirgends im ganzen Kaiserreiche wurden Zwangsmaßregeln angewendet, um die Polen, welche von der angebotenen russischen Amnestie keinen Gebrauch machen wollten, aus demselben zu entfernen.

Dringt man nach dieser gedrängten Schilderung der damaligen Verhältnisse in jene Beweggründe tiefer ein, welche Oesterreich zur consequenten Handhabung der strengsten Neutralität während des Verlaufes der polnischen Revolution bewogen hatten, so wird man diese am ehesten in der Vorhersehung jener gewichtigen Folgen begründet sehen, die ein Abgehen von dem einmal beobachteten politischen System unwiderruflich nach sich gezogen hätte.

Oesterreich konnte und durfte bei dieser Angelegenheit nur den neutralen Zuschauer abgeben. Bei der leisesten Bewegung zu Gunsten der einen oder der andern Partei stand Galiziens Ruhe, der künftige Besitz dieses Landes auf dem gewagten Spiele. In gleicher Weise würde Preußen bei einer andern Gestaltung der damaligen Verhältnisse seinen Antheil an dem einst getheilten Königreiche gefährdet gesehen haben. —

Eine Beförderung jener Zeitereignisse zu Gunsten

Polens hätte daher nicht allein dem östlichen Nachbarstaate einen lähmenden Stoß auf lange Zeit gegeben, sondern auch den Status quo Oesterreichs und Preußens empfindlich verletzt, ohne daß dem vorherrschenden Princip eines allgemeinen Weltfriedens hierdurch ein besonderer Vorschub geleistet worden wäre.

Würde jedoch Oesterreich im entgegengesetzten Falle gewagt haben, für die Aufrechthaltung der Legitimität Rußlands und die gewaltsame Unterdrückung jenes Aufstandes energische Maßregeln anzuwenden, so wäre hierdurch Frankreichs und Englands ruhiges Verhalten herausgefordert und die neutrale Politik dieser beiden Staaten zu offensiven Demonstrationen gereizt worden, welche jedenfalls einen europäischen Krieg provocirt haben würden.

Preußen wie Oesterreich konnten deshalb keinen andern Weg, als den einer strengen Neutralität erwählen; dieser aber gereichte beiden Staaten um so mehr zur Ehre, als die reinste Menschlichkeit die hierbei unausbleiblichen harten Maßregeln mit seltener Menschenfreundlichkeit unterstützte. —

Jene Zeiten sind längst vorüber. Läßt sich aber auch aus ihnen die Milde nicht verkennen, mit welcher Oesterreichs bewaffnete Politik die Gesetze der Aufrechthaltung einer allgemeinen öffentlichen Ordnung in Galizien auszuüben bemüht ist, so ist hierdurch noch Nichts für das materielle und geistige Wohl eines Landes gethan, das in sich selbst mehr oder weniger unfähig erscheint, für seine Cultur und Humanität aus eigenem Antriebe Etwas thun zu können.

Daher konnte es der umsichtigen Leitung der österreichischen Regierung bis jetzt nur gelingen, die bösartigsten Ueberbleibsel der alten Republik Polen zeitweilig zu verdecken, und

das Land dem Außenſcheine nach mit jenen geſetzlichen Formen zu amalgamiren, welche die Kraft der Beharrlichkeit in Oeſterreichs übrigen Provinzen zu einem feſten, unantaſtbaren Guſſe verſchmolzen; ſie ganz zu unterdrücken, iſt auf dem bisher verfolgten Wege nicht leicht denkbar, obgleich die ſeitherigen Reſultate ein ſolches Ziel möglicherweiſe in Ausſicht ſtellen, wie dies hier näher beleuchtet werden ſoll.

Noch ſind kaum zwölf Jahre verfloſſen, daß Polen, wie dies Eingangs angedeutet, die Feſſeln Rußlands von ſich abzuſchütteln und ſeinen benachbarten Ländern den Weg zur Freiheit (?) zu bahnen ſuchte. Männer der Revolution, durch ſie zur Gewalt erhoben, klammerten ſich feſt an dieſe an, um unter dem Scheine des Rechts, aufgeſtachelt von Ehrgeiz und blindem Selbſtvertrauen, die Ordnung eines Staates umzuſtürzen, deſſen möglichſt höchſte Vollkommenheit nicht in der menſchlichen Gebrechlichkeit, ſondern in dem ewigen, unwandelbaren Geſetze einer göttlichen Ordnung geſucht werden muß. Obgleich von kriegeriſcher und revolutionärer Reizbarkeit erfüllt, widerſtand Galizien einer Verſuchung, die auch dieſer Provinz, gleich dem benachbarten Königreiche Polen, nur zur eigenen Selbſterkenntniß und zur ſichern Erfahrung verholfen haben würde: daß alle idealen Phantaſiegebilde, all' die Glorien einer veredelten Menſchheit, alle Träume einer politiſchen Wiedergeburt Polens im eiſernen Kampfe mit der Wirklichkeit in — Nichts verſchwinden müſſen. Die Gegenwart iſt ein kaltes, grauſames Ding; ſie duldet keine Illuſionen. Deshalb muß ſich Galizien an den Gedanken gewöhnen, daß es einſt, im Verein mit ſeinen Brüdern, mächtig geweſen, was es nicht mehr iſt. — Gelangt dieſes Land erſt zu ſolcher Erkenntniß, dann wird es ſich in dem

concentriren, was ihm von seinem einstigen Glanze übrig geblieben, dann wird es aber auch in sich selbst erstarken, reich, glücklich und zufrieden werden, was es bis jetzt — nicht ist. — Zu dieser Erkenntniß scheint jedoch Galizien noch immer nicht gelangt, wie wir aus den letzten politischen Umtrieben dieser Provinz ersehen können, welche wir einer flüchtigen Berührung unterziehen wollen. —

2.

Galiziens politische Umtriebe.

Es mag zu Ende des verflossenen Jahres gewesen sein, als man die geräumige Gaststube in dem einzigen Gasthofe des kleinen schlesischen Städtchens Friedeck mit einer Masse Soldaten angefüllt fand, die jedem Fremden den Eintritt versperrten.

Sie bildeten die Escorte dreizehn junger Leute, deren ältester, ein feuriger, stämmiger Bursche, kaum das Jünglingsalter erreicht hatte, während der Jüngste sich vergebens bemühte, den Flaum zu bekämpfen, der in dem kindlich geformten Antlitz höchstens vierzehn Jahre zur Schau trug. Kaum den Kinderschuhen entwachsen, der Mehrzahl nach Studenten, gehörten dieselben zu jenen politischen Verbrechern, die in den letzten Krakauer Umtrieben ihr tolles Freiheitsspiel getrieben und selbst die Ermordung eines kaiserl. Polizeicommissärs aus dem einzigen Grunde versucht hatten, weil dieser ihrem Treiben mit dem angestrengtesten Diensteifer nachgespürt.

Das Loos bestimmte denjenigen unter ihnen, der den gräßlichen Studenten-Urtheilsspruch vollziehen sollte. Die Wahl traf den vorerwähnten jungen, höchstens siebenzehnjäh-

rigen Mann. Alsobald entschloß sich dieser zur Ausführung des blutigen Vorhabens. In die Tracht eines herrschaftlichen Bedienten gekleidet, mit einem Stilet versehen, betrat derselbe an einem dunklen Abend den langen finstern Gang jenes Gebäudes, welches dem gedachten Polizei-Obercommissär zur Wohnung diente, und an dessen äußerstem Ende sich die Kanzlei befand. Gewöhnlich pflegte jener Beamte, besonders zur Abendzeit, in derselben allein, oft bis in die späteste Nacht zu arbeiten. Alles dieses hatte die Mordgier seines Feindes wohl erspäht und zu seinem Ueberfalle zweckdienlich benutzt.

Beim leisen Klopfen antwortete ein lautes „Herein." Ohne diesem Rufe Folge zu leisten, wurde das Klopfen ein zweites und drittes Mal wiederholt, worauf der Polizeicommissär rasch von seinem Sitze aufsprang und der Thür zuschritt, um die Ursache der unwillkommenen Störung zu erforschen.

Ein rascher Stoß und das Stilet stak tief im Körper des unvorbereiteten Schlachtopfers. Der Hülferuf desselben verscheuchte den Mörder, ehe sich dieser von dem sicheren Gelingen seines Mordanfalles die völlige Gewißheit verschaffen konnte. Er entfloh, um schon einige Wochen später einer unerbittlichen Gerechtigkeit in die Hände zu fallen. Die Strafe desselben lautete auf funfzehnjährigen schweren Kerker. Ein gleiches Schicksal theilten seine Mitschuldigen. Nach Maßgabe ihrer größern oder geringern Theilnahme an dem Verbrechen, wurden sie auf 8, 5 und 2 Jahre schweren Kerker verurtheilt. Als man sie in jenem Gasthofe erblickte, befanden sich dieselben eben auf dem Wege nach dem Spielberg, dem furchtbarsten aller österreichischen Staatsgefängnisse.

Einen gleich trüben Ausgang droht derjenige Proceß zu

nehmen, in welchem eine Zahl von mehr als zwölf Lemberger Advocaten verwickelt erscheint.

Noch zur Zeit ihrer Studien hatte der Alles überfluthende Drang nach Freiheit auch sie zu einer Verbrüderung hingerissen, die späterhin, nach zurückgelegten Universitätsstudien, durch geregeltere Lebensansichten und den gewählten ehrenvollen Stand öffentlicher Rechtsvertretung in Nichts zerfiel. Demungeachtet wurde Mancher aus ihnen durch die fort und fort dauernden geheimen Nachforschungen und hierauf oft unvermuthet erfolgenden Untersuchungen in steter Furcht erhalten.

Sich dieses beängstigenden Gefühles zu erwehren und zugleich jener Verzeihung theilhaftig zu werden, welche die Gesetze Oesterreichs dem Angeber strafwürdiger Verbindungen zusichern, beschloß Einer aus dem gedachten Bunde, die einst bestandene und vorlängst aufgelöste Verbrüderung zur Kenntniß der Behörde zu bringen, zugleich aber auch das reumüthige Geständniß beizufügen, wie sie Alle von ihrem Taumel seit Jahren genesen, alle früheren Freiheits-Ideen vorlängst aufgegeben.

Das Geständniß wurde mit Wohlgefallen aufgenommen; mehr als zu sehr aber fand sich der unglückliche Denunziant in seinen Erwartungen gänzlicher Verzeihung getäuscht. Man eröffnete ihm, daß dieser in dem Gesetze zugesicherte Fall eben so wenig ihm, als einer Verbrüderung zustatten kommen könnte, von deren Treiben man längst geheime Kunde gehabt und nur nähere Daten erwartet, um das im Verborgenen ausgespannte Netz über die Schuldigen schonungslos zusammen zu ziehen.

Diesem Ausspruche gemäß wurden Alle eingezogen, um sich nach Jahren über ein Vergehen zu rechtfertigen, das

eben so in dem Drange der Zeit als des jugendlichen Blutes begründet sein mochte.

Auch in diesem Falle dürfte das Urtheil zu Folge Oesterreichs milden Principien ein sehr gelindes sein. Doch wenn es selbst auf gänzliche Lossprechung lautet, so haben doch die Monate, wo nicht Jahre der Untersuchung, den Geist jener Männer abgestumpft, die Kerkerluft, wenn nicht auch Kettenlast, ihre Ehre abgestreift, die Verurtheilung wie ihre Freisprechung den Verlust ihres bürgerlichen Erwerbes nach sich gezogen.

Kann es eine schrecklichere Strafe für jugendlichen Leichtsinn geben? Ich sollte denken, nein.

Als dritten Fall wollen wir hier noch der sogenannten, bereits in dem ersten Bande dieses Werkes Seite 276 erwähnten Militärverschwörung gedenken, in welcher vielleicht mehr als 300 Personen verwickelt sind, die schon in nächster Zukunft ihrer Verurtheilung entgegen sehen.

Diesen Gegenstand weiter fortzuspinnen, wäre überflüssig; wir beschränken uns demnach auf diese bruchstückweise Mittheilung jener Umtriebe, indem wir an sie einige Betrachtungen über das Benehmen der österreichischen Regierung in diesen Fällen knüpfen wollen.

Was soll der Dolch in Kinderhänden? — Wohin soll es führen, wenn Knaben, kaum der Schule entwachsen, ein Blutурtheil über treue, redliche, nur ihre Pflicht erfüllende Staatsdiener auszusprechen, und, kühn genug, selbst zu vollstrecken wagen? — Was soll der Bund von Männern, welche die heiligsten, ihrem Monarchen und dem Vaterlande schuldigen Pflichten vergessen? — Was soll der Eidbruch von Soldaten, die das Ansehen einer treu-erprobten Armee mit unvertilgbarer Schmach beflecken und sich zu Schöpfern eines

Zustandes aufzuwerfen wagen, der fast immer Diejenigen vernichtet, welche ihn zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke hervorgerufen haben.

Nicht der Drang nach allgemeiner moralischer Wohlfahrt und Freiheit ist das Streben dieser und ähnlicher Freiheitshelden. Der Umsturz aller Rechtsverhältnisse, die Vernichtung jeder bürgerlichen und sittlichen Ordnung ist ihr eigentliches Ziel.

Einem solchen Unwesen muß Ernst und Strenge entgegengesetzt werden. Jede Schonung würde ansonst zu einem Elemente der Schwäche, die weder den unbändigen Zeitgeist zu zügeln, noch ihn in seine Schranken zurückzuführen im Stande wäre.

In solcher Beziehung kann und darf es der österreichischen Regierung nicht verargt werden, wenn sie den Krebsschaden der Zeit mit gewaffneter Hand zu verdecken und alle beunruhigenden Erscheinungen durch die Aufstellung zahlreicher Bajonette in Schach zu halten sucht. Hieraus ersieht man aber auch, daß die mannigfaltigen Bewegungen, die das europäische Staatenleben in weitem Fluge durchkreist haben und bei einigen Völkern als feste, klar gedachte Willensrichtung, bei andern als träumerisches Schwanken zwischen Gegenwart und Vergangenheit erscheinen, Galizien nicht fremd geblieben sind. Vielmehr hallen die traurigen Lehren der Julirevolution, begründet auf den plötzlichen, unerwarteten Sieg der französischen Volkssache, wie fast überall, auch in diesem Lande nach.

Darf man dies einem Reiche verargen, das in der Geschichte der Zeit die heiligsten Erinnerungen einer glänzenden Vergangenheit aufbewahrt, und sich in der Gegenwart durch

Nichts für den Verluſt ſeiner einſtigen Größe und Bedeutung entſchädigt ſieht? — Nein. —

Während das erhöhte Gedeihen einer zeitgemäßen, mit Rieſenſchritten vorwärts ſchreitenden Induſtrie, emporgehoben durch die veredeltſte Gewerbsthätigkeit, ganz Oeſterreich zu einem blühenden Garten nationalen Wohlſtandes, ja ſelbſt Reichthumes, umgeſtaltet, während derſelben Zeit ſieht ſich Galizien durch die grenzenloſe Armuth ſeiner untern und mittlern Volksklaſſen, durch die mehr oder weniger große Verſchuldung ſeiner reichern Gutsbeſitzer, ſo wie überhaupt durch den Mangel jeder Art veredelter Induſtrie und eines eigentlichen Gewerbsſtandes, faſt gänzlich aus den Grenzen moderner Civiliſation gewieſen. —

Einmal hat dieſes Land der lockenden Verſuchung, die Träume ſeiner Vergangenheit zu realiſiren, glücklich widerſtanden. Wird es ihr immer widerſtehen? Iſt Oeſterreich verſichert, daß der Strom der Zeit die Ufer Europa's nicht einmal überfluthen werde, jene Ufer, in denen er jetzt ruhig und geräuſchlos, das Bild eines ungeſtörten Friedens dahin fließt?

Finſter und ungewiß iſt die Zukunft! Wie die Schöpfung, ſo feiert auch der Weltgeiſt ſeine Pauſen. Wohl denen, welche dieſelben zu benutzen und ihr Haus gehörig zu beſtellen wiſſen! So wenig wir daher umhin können, jene Politik zu tadeln, die durch Galiziens letzte politiſche Umtriebe in vielerlei Beziehung entſchuldigt erſcheint, ſo ſehr müſſen wir uns deſſenungeachtet an den Grundſatz halten:

„Die Feſtſtellung und ſtrenge Aufrechthaltung des einmal gewählten politiſchen Syſtems

ſchließe deſſen Verbeſſerung und Reinigung nicht aus.

Jeder Staat muß zwei Principien vor Augen haben, das Intereſſe des Neuen und des Alten. Die Veränderung und die Beharrlichkeit, den Fortſchritt und Stillſtand. Aber das Alte muß, wie Gutzkow ſich höchſt geiſtreich ausdrückt, nicht Greis, die Beharrlichkeit nicht eigenſinnig, der Stillſtand nicht — Tod ſein.

3.

Galiziens materielle und geiſtige Vernachläſſigung.

Das Syſtem der Milde, das Oeſterreichs Regierung wie früher, ſo auch in ganz letzter Zeit, bei den traurigen Opfern eines thörichten Freiheitsſchwindels mit den Forderungen unerbittlicher Strenge in ſo weiſen Einklang gebracht, es reicht allein nicht aus, das unſtete Treiben der Gegenwart, das Jagen nach Ideen, Meinungen, Wünſchen und Träumen zu beſeitigen.

Nur das Schaffen zeitgemäßer induſtrieller Unternehmungen, nur der Hebel einer zunehmenden veredelten Gewerbsthätigkeit, nur ein allgemein zu erringender Wohlſtand, vermögen theilweiſe jene Verkehrtheit der Welt zu beſchäftigen, die ſich ſonſt in ungemeſſenen Revolutionsgedanken für Mangel und Entbehrung aller Art zu berauſchen ſucht.

Es ſoll hier keineswegs die Behauptung aufgeſtellt werden, als ob Galiziens Heil nur in dem Erblühen einer geſteigerten Induſtrie beruhe. Liefert doch die Geſchichte Karthago's, Phöniziens, Venedigs hinlängliche Belege, wie weit es mit jenen Staaten gekommen, die auf dem alleinigen Wege

künstlicher Nahrungszweige die Basis ihres unverrückten Bestandes und den Segen ihrer Zukunft zu bauen gedacht; vielmehr theilen wir die Ansicht eines Artikels der Augsburger allgemeinen Zeitung, welcher sagt:

„Polen kann nur dann zur Blüthe gelangen, wenn alle Hände auf lange Zeit sich dem Ackerbaue zuwenden, und wenn die Fesseln des niedern Volkes gelöst werden."

„Polen producirt bei seinem schlechten Ackerbaue viel; bei sorgfältiger Behandlung des Bodens würde es das Doppelte erzeugen. Dann würde aber auch der Bauer wohlhabender werden, Luxus-Artikel lieb gewinnen und dieselben zu bezahlen im Stande sein. Hierdurch würde sich zugleich die Industrie heben und auf vermehrten Absatzwegen einen reichlichen Gewinn finden. So lange jedoch eilf Zwölftel des Volkes, nach den Umständen der Jahreszeit im Leinen-Kittel und Schafpelz herumwandern, und sich lediglich von Kartoffeln, Mehlbrei und Branntwein nähren, so lange sind alle großartigen Anlagen der Industrie blos auf den Adel und Beamtenstand verwiesen, und eben darum eine nicht lohnende Unterlage für größere Industrie-Unternehmungen." —

Auf Handels- und Börsenspeculationen läßt sich keineswegs eine bleibende Staatengröße begründen. Industrie und Handel dürfen daher nur insoweit ausgedehnt werden, als sie sich auf rein staatswirthschaftliche, nicht aber kaufmännische Ansichten und Zwecke stützen.

Galizien ist eine ackerbautreibende Provinz, die erhöhte Pflege des Bodens ihr Hauptziel. Dieses in seinem ganzen Umfange zu erreichen, dürfte das Schaffen einer zeitgemäßen Industrie (nicht das schrankenlose Begünstigen

einer ſchon beſtehenden, wie dies in Galizien ebenfalls nicht der Fall ſein könnte, um ſie geeigneter erſcheinen, als es dem Lande an jeder peſſimen geiſtigen und moraliſchen Grundlage mangelt; eine ſolche aber muß im künſtlichen Treibhauswege hervorgerufen werden, wenn nicht die längere Dauer des gewöhnlichen moraliſchen und intellectuellen Bildungsproceſſes vom Geiſte der Zeit überflügelt werden ſoll.

Wo Bildung und Cultur bereits im höhern Maßſtabe vorhanden ſind, dort geht der Impuls alles Fortſchrittes vom Volke aus, insbeſondere von Jenen, die ſich durch geiſtige Bildung, oder durch Geburt und Reichthum, hierzu am meiſten berufen fühlen. So in Oeſterreich und Böhmen; ſo iſt ſelbſt in Ungarn ein zwar langſames, aber ſicheres Streben nach höherer Veredlung nicht zu verkennen, obgleich die verſchiedenen Lebens-Elemente dieſes Reiches in ſteter Gährung begriffen, mit ihren Wünſchen und Forderungen an das Volk, an die Kirche und den Staat noch immer nicht zu reiner Klarheit gelangt ſind.

In einem Lande dagegen, wo es ſich nicht ſowohl um Veredlung, ſondern um Entwickelung handelt, in einem Lande, in deſſen unterſten Klaſſen geiſtige Ohnmacht, Rohheit, Schmutz und Völlerei ihren dauernden Wohnſitz aufgeſchlagen, in einem Lande, deſſen Stände-Repräſentanten zwiſchen Bigotterie und Frivolität, zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart ſchwanken, und, von der fixen Idee eines ehemaligen Wahlkönigreichs erfaßt, in der Erinnerung an das Einſt ſchwelgen, um darüber das Jetzt zu vergeſſen, in einem ſolchen Lande muß der erſte Impuls zu einer zeitgemäßen, oder, wenn wir das Kind bei ſeinem wahren Namen

nennen wollen, zu einer modernen Volksentwickelung von der Regierung selbst ausgehen.

„Die Noth der Zeiten drängt, die Bedürfnisse des Volks müssen allen Regierungen heilig sein," sagt Gutzkow. „Die sociale Philosophie unserer Tage darf nie den historischen Boden verlieren, nie unsere objectiven Bedürfnisse, unsere factischen Nothwendigkeiten absichtlich vergessen wollen. Man überwache die Entwickelung des modernen Staates, man sorge aus reinem, edlem, geläutertem Herzen für das Reine, Edle, Echte, man verbessere die Gesellschaft, indem man sie ermuthigt, an ihren göttlich inwohnenden Geist zu glauben, nicht, indem man sie lehrt, sich für verworfen zu halten und sich neu zu begründen aus Nichts."

Dem heißen, unsteten Blute des Polen dürfte der Gedanke seiner Selbstentwickelung erst dann nahe kommen, wenn er ihn halb und halb verwirklicht sieht. Ohne gesäet zu haben, will er ernten. Darum muß das Land zuerst sich aus seinem vernachlässigten, gesunkenen Zustande erheben, ein Vornehmen, das einer Regierung nicht schwer fallen kann, welche die Mittel der Aneiferung in ihren Händen hat. Träte erst dieser Zeitpunkt ein, dann würden auch Galiziens Bewohner auf jene heilsamen Folgen aufmerksam werden, welche das Streben nach erhöhter Cultur für jedes Land herbeiführt, dann wäre aber auch der Zeitpunkt gekommen, wo ganz Galizien enthusiastisch für jene Bemühungen erglühen würde, die es bis jetzt nur als leidige Neuerungen betrachtet, und zu deren Einführung es dem Volke ebenso an gutem Willen, als an Geld, Bildung, zeitgemäßer Intelligenz, mit einem Worte an — Allem, hauptsächlich aber an jeder aufmunternden Unterstützung von Seiten des Staates mangelt.

Man wird dieſen Vorwurf hart, ja vielleicht ſelbſt ungerecht finden, und doch — betrachtet man alle übrigen Provinzen Oeſterreichs, ihr blühendes Volksſchulweſen, den Flor ihrer Urproduction, der Induſtrie und des Handels, die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen in den verſchiedenen Fächern der Medicin, Jurisprudenz, Technik ꝛc., vergleicht man damit Galiziens Zuſtand, ſeinen ſichtbaren Mangel jedes zeitgemäßen Fortſchrittes — ſo iſt er leider nur zu wahr.

Noch hat jede Provinz Oeſterreichs, Ungarn nicht ausgenommen, Beweiſe einer Umſicht aufzuſtellen, welche der hohe Thron eines gütigen Monarchen über alle ſeine Völker ausübt, gleichviel, zu welcher Abſtammung dieſelben gehören. Noch hat er ſtets die Entwickelung jedes Einzelnen derſelben, ſoviel dies in ſeinen Kräften ſtand, mit aller Umſicht geleitet, wenn auch nicht hervorgerufen und befördert.

Warum macht Galizien hierin eine Ausnahme? Warum erfreut ſich nicht auch dieſes Land jener Sorgfalt, die ſeinen Schweſter-Provinzen in jeder Beziehung zu Gute kommt? — Wo iſt der Grund einer Vernachläſſigung zu ſuchen, die in ihrer Rückwirkung nicht allein für das materielle, ſondern mehr noch für das moraliſche Gedeihen des Landes höchſt lähmend, ja ſelbſt ſchädlich erſcheint.

Es iſt allerdings wahr, daß Galiziens abſeitige Lage die Ausführung mancher wohlthätigen Maßregel erſchwert. Allein die geographiſche Lage eines Landes kann keineswegs das Zurückbleiben eines ganzen Volkes entſchuldigen, welchem die organiſche Beſtimmung des Fortſchrittes, wie jedem andern, vom Anbeginn der Schöpfung zugedacht iſt. Wäre eine ſolche Entſchuldigung möglich, ſo müßte auch Norwegen, Schweden, Dänemark, und ſelbſt England, als an den äußerſten End-

punkten Europa's liegend, theils von weiten Meeren umfluthet, theils durch dieſe von dem übrigen Continente geſchieden, gleichfalls zurückgeblieben ſein, und doch ſehen wir dieſe Länder nicht im Stillſtande, ſondern im ſteten raſchen Fortſchreiten begriffen. — Welcher Grund iſt es daher, daß für Galizien von Seiten der Regierung nicht nur, ſoviel wie möglich — Nichts gethan wird, ja daß vielmehr ſelbſt das Wenige, welches einzelne, für das Wohl des Landes erglühende Männer zum Beſten deſſelben in Vorſchlag zu bringen, oder ſelbſt auszuführen wagen, Anfeindungen und Hinderniſſe erfährt, die vor allen künftigen ähnlichen Verſuchen in jeder Beziehung zurückſchrecken müſſen?

Die eigentliche Urſache dieſes Verfahrens dürfte nur in Oeſterreichs innerer Politik, oder mit andern Worten, in dem Syſteme zu ſuchen ſeien, das Beſtehende ſo lange als möglich zu erhalten.

4.

Die Mittel, dem geſunkenen Zuſtande Galiziens aufzuhelfen.

Oeſterreich betrachtet Galizien als einen hiſtoriſchen Staat; dies inſofern, als ſich der urſprüngliche (und ſelbſt noch gegenwärtige) Zuſtand des Landes auf das Unentwickelte, Rohe begründet.

Vom Stande der natürlichen Unmittelbarkeit, ſowie des Mangels jeder Cultur, gingen einſt, nach Dr. Carl Riedl's geiſtreicher Definition, alle hiſtoriſche Staaten der Welt aus, während ſich als ihr gegenwärtiger Zuſtand der Standpunkt der Cultur darſtellt. Es iſt ſomit natürlich,

daß Oeſterreich, dem das hiſtoriſche oder erhaltende Princip als das wichtigſte erſcheint, ſo lange als möglich die alten Formen eines Landes beizubehalten ſucht, das ſich nicht, wie ſeine Schweſterprovinzen, durch ſich ſelbſt aus ihnen herauszuarbeiten im Stande iſt.

Demzufolge wird Oeſterreich, wie es dies bei dem raſchen Aufſchwunge Böhmens offen an den Tag gelegt, den anhaltenden eingreifenden Anſtrengungen Galiziens, ſich aus dem urſprünglichen Zuſtande ſeiner Verwilderung ſelbſt zu entwickeln, auf die Dauer kein Hinderniß entgegenſetzen, vielmehr wird es auch das Seinige zur Leitung dieſer Entwickelung beitragen. Dagegen wird es, dem obigen Grundſatze treu, den Zeitpunkt dieſes Bemühens ſo lange als nur immer möglich hinauszuſchieben trachten, und es Jenen keinen Dank wiſſen, die den Gang eines unausweichlichen, aber langſamen Fortſchrittes zu beſchleunigen wagen ſollten. Die Wahrheit dieſer Anſicht bewährt Graf Chotek's erſt in neueſter Zeit erfolgte Zurückſetzung bei einem ſeinen hochherzigen Beſtrebungen angemeſſenen Dienſt-Poſten, welcher demnächſt vielleicht auch die gänzliche Entfernung dieſes Mannes aus dem Staatsdienſte folgen dürfte.

Oeſterreich weiß es, daß die Zeit mit Rieſengewalt an dem morſchen Baue menſchlicher Gebrechlichkeit rüttelt, daß ſie einem Wechſel unterworfen iſt, der, ſich in ſtetem Schwunge um die feſte, unwandelbare Achſe ewiger Göttlichkeit drehend, wie Alles in der Welt, auch das hiſtoriſche Princip der einzelnen Staaten der Wandelbarkeit des Zeitgeiſtes unterworfen hat.

Oeſterreich fühlt es, daß nicht Rohheit, ſondern Cultur, nicht Stillſtand, ſondern Fortſchritt, nicht Gewalt und

Willkür, sondern die Freiheit und das Wohl aller Glieder die Hauptbedingung des künftigen unverrückten Bestehens eines jeden Staates geworden ist. Demungeachtet bleibt es seinem ursprünglichen Systeme treu, indem es dieses mit der beharrlichsten Consequenz so lange als möglich aufrecht zu erhalten strebt, und sich nur durch die dringendsten Zeitumstände von der festen Bahn seines historischen Princips ablenken läßt.

Der wahre Grund davon dürfte in dem Umstande zu finden sein, daß der mehr denn dreißigjährige, auf jenes System begründete, unverrückte Bestand Oesterreichs die innere Politik dieses Staates zu einer heiligen, in der Feuertaufe der Revolution und ihrer Nachwehen für die meisten Staaten Europa's geläuterten Wahrheit erhoben hat. Darum wird Oesterreich, wie allen seinen übrigen Provinzen, auch Galizien nur jene Concessionen gewähren, die in dem Drange der Zeitumstände liegen und der Regierung durch diese im Verein mit der unermüdetsten Beharrlichkeit, keineswegs aber mit Gewalt abgedrungen werden. Jeden Versuch der letztern wären Tausende von Bajonetten zu unterdrücken bereit. Sie würden den blutigen Beweis liefern, daß Oesterreich, voll strenger Consequenz in allen seinen Handlungen, nur den Forderungen der Zeit, und selbst diesen nur Schritt für Schritt zu weichen gesonnen ist. Mit einem Worte, Oesterreich will den Fortschritt nicht hindern, es will ihn nicht unbedingt unterdrücken, aber es will ihn auch nicht aus eigenem Willen — hervorrufen. Oesterreich fürchtet sich nicht, dem Geiste der Zeit, wenn er einmal erwacht ist, wie einem gepanzerten Krieger offen in's Auge zu blicken, aber es fürchtet sich, ihn — heraufzubeschwören.

Zustandes aufzuwerfen wagen, der fast immer Diejenigen vernichtet, welche ihn zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke hervorgerufen haben.

Nicht der Drang nach allgemeiner moralischer Wohlfahrt und Freiheit ist das Streben dieser und ähnlicher Freiheitshelden. Der Umsturz aller Rechtsverhältnisse, die Vernichtung jeder bürgerlichen und sittlichen Ordnung ist ihr eigentliches Ziel.

Einem solchen Unwesen muß Ernst und Strenge entgegengesetzt werden. Jede Schonung würde ansonst zu einem Elemente der Schwäche, die weder den unbändigen Zeitgeist zu zügeln, noch ihn in seine Schranken zurückzuführen im Stande wäre.

In solcher Beziehung kann und darf es der österreichischen Regierung nicht verargt werden, wenn sie den Krebsschaden der Zeit mit gewaffneter Hand zu verdecken und alle beunruhigenden Erscheinungen durch die Aufstellung zahlreicher Bajonette in Schach zu halten sucht. Hieraus ersieht man aber auch, daß die mannigfaltigen Bewegungen, die das europäische Staatenleben in weitem Fluge durchkreist haben und bei einigen Völkern als feste, klar gedachte Willensrichtung, bei andern als träumerisches Schwanken zwischen Gegenwart und Vergangenheit erscheinen, Galizien nicht fremd geblieben sind. Vielmehr hallen die traurigen Lehren der Julirevolution, begründet auf den plötzlichen, unerwarteten Sieg der französischen Volkssache, wie fast überall, auch in diesem Lande nach.

Darf man dies einem Reiche verargen, das in der Geschichte der Zeit die heiligsten Erinnerungen einer glänzenden Vergangenheit aufbewahrt, und sich in der Gegenwart durch

Nichts für den Verluſt ſeiner einſtigen Größe und Bedeutung entſchädigt ſieht? — Nein. —

Während das erhöhte Gedeihen einer zeitgemäßen, mit Rieſenſchritten vorwärts ſchreitenden Induſtrie, emporgehoben durch die veredeltſte Gewerbsthätigkeit, ganz Oeſterreich zu einem blühenden Garten nationalen Wohlſtandes, ja ſelbſt Reichthumes, umgeſtaltet, während derſelben Zeit ſieht ſich Galizien durch die grenzenloſe Armuth ſeiner untern und mittlern Volksklaſſen, durch die mehr oder weniger große Verſchuldung ſeiner reichern Gutsbeſitzer, ſo wie überhaupt durch den Mangel jeder Art veredelter Induſtrie und eines eigentlichen Gewerbsſtandes, faſt gänzlich aus den Grenzen moderner Civiliſation gewieſen. —

Einmal hat dieſes Land der lockenden Verſuchung, die Träume ſeiner Vergangenheit zu realiſiren, glücklich widerſtanden. Wird es ihr immer widerſtehen? Iſt Oeſterreich verſichert, daß der Strom der Zeit die Ufer Europa's nicht einmal überfluthen werde, jene Ufer, in denen er jetzt ruhig und geräuſchlos, das Bild eines ungeſtörten Friedens dahin fließt?

Finſter und ungewiß iſt die Zukunft! Wie die Schöpfung, ſo feiert auch der Weltgeiſt ſeine Pauſen. Wohl denen, welche dieſelben zu benutzen und ihr Haus gehörig zu beſtellen wiſſen! So wenig wir daher umhin können, jene Politik zu tadeln, die durch Galiziens letzte politiſche Umtriebe in vielerlei Beziehung entſchuldigt erſcheint, ſo ſehr müſſen wir uns deſſenungeachtet an den Grundſatz halten:

„Die Feſtſtellung und ſtrenge Aufrechthaltung des einmal gewählten politiſchen Syſtems

Sollte hierin nicht ein Fingerzeig der Schöpfung liegen, einer Veränderung nicht zu widerſtreben, welche ihren eigentlichen Urſprung ſchon in der Geſchichte findet? Und doch läßt ſich das innere Weſen eines Staates nicht aus zufälligen Umſtänden oder aus der Geſchichte allein, ſondern mehr noch aus ſeinem Zwecke, das iſt der Wiſſenſchaft, begreifen, da ſich dieſe zunächſt mit dem, jeder endlichen, oder, was daſſelbe ſagen will, jeder Wechſelerſcheinung zu Grunde liegenden Gedanken befaßt. Darum darf aber auch, da alles Hiſtoriſche eine endliche Erſcheinung iſt, an dieſe kein anderer Maßſtab als jener des Unendlichen oder Vernünftigen gelegt werden. „Cultur kann unmöglich an der Nichtcultur einen Maßſtab finden, ſowie die letztere kein Geſetz für die erſtere abgeben kann.“*)

Was iſt das Ziel des einzelnen Menſchen? Die ſtufenweiſe Annäherung an die Göttlichkeit, ihre geiſtige Anſchauung, das Erkennen ihres innern Weſens, die fortſchreitende Reinigung von allen irdiſchen Schlacken, moraliſche Freiheit und perſönliches Wohl. Daſſelbe Ziel muß die Geſammtheit eines Staates vor Augen haben, da dieſer, ſeiner verſchiedenen Modificationen ungeachtet, in ſeiner Weſenheit doch immer nur ein und daſſelbe, die Verbindung mehrerer Menſchen zu einem gemeinſamen Ziele bleibt.

Nicht Stillſtand, nicht Rückſchritt bezeichnet das Streben eines Staates, „Fördern und Gedeihen bringen kann in dieſer Zeit“, wie Dr. Riedl meint, „nur der gedankenvollſte Fortſchritt, nur die innigſte Verſchmelzung und gewiſſenhafteſte Pflege der Intereſſen Aller im Staate, nicht ein Heraufbeſchwören, nicht ein unvernünftiges Erhalten des ſchlotternden

*) Dr. Carl Riedl's Bibliothek für moderne Politik.

Rüſtzeuges alter, untergegangener Formen. Es iſt das Weſen des Menſchengeiſtes, daß er nie auf eine frühere Stufe zurückkehrt. Er iſt Philoſoph von Haus aus, alle philoſophiſche Entwickelung aber iſt organiſch, forttreibend in der Geſchichte. Jedes andere Syſtem wird zur Unnatur. Darum eben iſt das Alte vergangen, weil ſich das Neue als ein höher Berechtigtes ankündigte." -- Um daher einen Staat nach den Begriffen oder vielmehr Forderungen der Gegenwart zu regieren, braucht es nicht mehr, als die Noth der Zeit und die Bedürfniſſe des Volkes gehörig in's Auge zu faſſen und die Verſprechungen der Revolution zur eigenen Leiſtung zu machen. Dadurch allein läßt ſich dem revolutionären Princip unſerer Tage begegnen, dadurch allein die Ruhe, das Glück und die Wohlfahrt der Völker für eine längere Dauer begründen.

Dieſes Ziel, das jeder Staat vor Augen haben muß, iſt ewig und unwandelbar. Von dem höchſten Geſetze, der Vernunft bedingt, hat es die Göttlichkeit, das Ewige, Unumſtößliche zu ſeinem Schöpfer; denn es umſchließt das Beſtreben, die Freiheit und das Wohl aller Glieder im Staate auf die möglichſt vollkommenſte Weiſe zu erreichen. Dagegen richten ſich die Mittel zur Erzielung dieſes Zweckes nach den verſchiedenen Individualitätsverhältniſſen der einzelnen Staaten und Völker. Um mithin den Zweck eines Staates ſicher zu erreichen, muß man den Charakter des Volkes, ſeine Natur, die Geſchichte ſeiner Vergangenheit, die Tendenzen ſeiner Gegenwart und ſeine mögliche Zukunft ſtudiren.

Nicht immer hält die Gewalt der Waffen allein den innern Frieden eines Landes aufrecht, nur der Geiſt, mit

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Vorwand [illegible] und die Ruhe des Landes auf [illegible] worden wäre, ohne daß man nöthig [illegible], das Land mit zahllosen Militärmassen in steter Furcht zu erhalten? Alle diese Fragen kann nur die Zukunft beantworten, jene Zukunft, welche allein die Fehler der

Gegenwart und Vergangenheit enthüllt und die Nachwelt zu ihrer Erkenntniß bringt.

Möge man deshalb mich, der ich mit dem Maßstabe des Ewigen den ewigen Zweck aller Staaten und Völker bemesse, möge man mich nicht eines unbesonnenen Freiheitsschwindels beschuldigen, weil ich eine Wahrheit unverhohlen auszusprechen gewagt, die, von Stunde zu Stunde an dem morschen Gebäude der bisherigen galizischen Regierungsverhältnisse rüttelnd, an deren gewisse Auflösung mahnt. Das Göttliche läßt sich nicht verleugnen, wohin wir auch blicken, überall giebt es sich kund; darum ist es nicht klug gethan, dem Machtspruche der Ewigkeit die schwachen Kräfte der Menschheit entgegenzusetzen, oder sich das Unausweichliche abdringen zu lassen. Nicht die Geschichte, nicht der Geist der Zeit allein, eine ganze Ewigkeit stellt den Grundsatz auf: „um dem Völker und Staaten zerstörenden Schwunge des Weltrades kräftig zu begegnen, muß man den unausbleiblichen folgerechten Gang der Zeitereignisse mit möglichster Besonnenheit freiwillig zu regeln und in das Geleise eines allgemeinen Fortschrittes einzubahnen suchen.

Diese Lehre ist erst neuerer Zeit mit blutigen Griffelzügen in die Blätter der Weltgeschichte eingetragen worden. Die Blätter der Geschichte der Neuzeit aber, jener Neuzeit, die so herbes Gericht gehalten und deren Posaunenschall uns noch im Gehör klingt, sie lassen sich nicht aus dem Buche der Weltgeschichte schneiden. —

Nur beim Zurückhalten, nicht beim Fortführen droht Gefahr. Wer einem feurigen Rosse die Zügel schießen läßt, mit dem sprengt es feurig und stolz dahin, trägt ihn sicher über

alle Verhältniſſe hinweg und läßt ſich von ſeinem Finger lenken. Wer aber das edle Thier furchtſam drückend umklammert, es beſtändig zurückreißt und zum trägen Paßgang zwingen will, gegen den empört es ſich und wirft ihn ab. Unſere Zeit aber iſt ſolch ein feuriges Roß, das vorwärts und immer vorwärts will.*)

Möge deshalb Oeſterreich von der Unbeugſamkeit einer Politik abgehen, die es für die Dauer in Galizien ebenſo wenig behaupten wird, als es dies in ſeinen übrigen Provinzen im Stande war. Möge es die Tage wiederkehren laſſen, welche dieſe Provinz unter der hochherzigen Leitung eines freiſinnigen Gouverneurs eben ſo dem Fortſchritte der Zeit, wie der wärmſten Anhänglichkeit an Oeſterreichs hohes Kaiſerhaus näher führen. Dagegen — haben die Ereigniſſe des letztvergangenen Decenniums bis auf die neueſten Tage nicht einen Stillſtand der Cultur hervorgerufen? Nein, ſie haben dieſe Provinz zurückſchreiten gemacht; ſie allein haben jene unſelige Verblendung Einzelner hervorgerufen, für die eine ganze Provinz büßen muß.

Welch' eine lange, harte Strafe für den vorübergehenden Taumel eines ſchmerzlichen, überwallenden Patriotismus, und doch ſah ſich Galizien zu dieſem nur durch das Andenken an ſeine Vergangenheit, an den Ruhm ſeiner Geſchichte und die Theilnahme an dem blutigen Schickſale ſeiner Brüder hingeriſſen.

So hart kann Oeſterreich nicht ſtrafen wollen, nicht wirklich ſtrafen. Nüchtern geworden durch den ungeahnten Erfolg der polniſchen Revolution, mehr noch durch den Anblick eines

*) Deutſche Worte eines Oeſterreichers.

Elendes, einer Verwilderung, der sich diese Provinz kaum zu entreißen angefangen, ist Galizien längst von einem Taumel genesen, an den es nur noch durch den trüben, verwahrlosten Zustand seines Volkes erinnert wird.

Es liegt eine ernste, vielgewichtige Wahrheit in den Worten: „Die Noth der Zeiten drängt, die Bedürfnisse der Völker müssen jeder Regierung heilig sein". Darum noch ein Mal: Oesterreich allein vermag die nur zu sichtbaren Spuren des verflossenen Elends, das traurige Andenken an eine verflossene Zeit zu verwischen. Nur von der Regierung vermag jenes Licht der Cultur auszugehen, das die Fortschritte der Zeit beharrlich fordern.

Möge Oesterreich darum nicht säumen, auch für Galizien jenen glänzenden Stern edler Humanität und Cultur leuchten zu lassen, der den ganzen Kaiserstaat, fast mit alleiniger Ausnahme jener Provinz, zu einem Tempel der Freude, des Wohlstandes, heiterer Wohnlichkeit und stillen Völkerglückes geschaffen hat.

Auch Galizien wird alsdann nicht zögern, den erloschenen Schimmer seiner Vergangenheit zu vergessen. Es wird die Gegenwart, die tiefste Verarmung, den verwilderten Zustand seiner Bewohner zu dem Wendepunkte seiner künftigen Bestrebungen machen. Es wird, in seinen Bemühungen von einer menschenfreundlichen, humanen Regierung unterstützt, ruhig, reich, glücklich und — zufrieden werden.

II.

Galiziens Verfassung und Verwaltung.

1.

Ständische Verfassung.

Nachdem bereits Kaiser Joseph II. im Jahr 1782 in den vereinigten Königreichen Galizien und Lodomerien eine Art landständischer Verfassung hervorgerufen hatte, welcher im Jahr 1787 jene der Bukowina nachfolgte, fand sich Se. Majestät Kaiser Franz I. im Jahr 1817 bewogen, die seit jener Zeit bestehende landständische Wirksamkeit den Verhältnissen der Zeit gemäß umzuwandeln und in einer neuen Form in Wirksamkeit treten zu lassen.

Wie in allen österreichischen Erbstaaten, gibt es auch in Galizien vier Stände, und zwar: den der Geistlichkeit, des Herren-, des Ritterstandes und der königlichen Städte.

Der Stand der Geistlichkeit wird durch die galizischen Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte der Stifter, dann jene infulirten Aebte gebildet, denen besondere ständische Vorrechte zugestanden sind. Eben so gehören hierher die bestehenden Dom-Kapitel. — Zu dem Herrenstande werden die mit dem Incolate versehenen Fürsten, Grafen und Freiherren gerechnet, — zu dem Ritterstande endlich gehören alle eingeborenen Edelleute,

welche sich über ihre adeliche Abkunft schon im Jahr 1782 gehörig ausgewiesen und die Immatriculirung in diesen Stand erreicht haben. In gleicher Weise gehören alle Jene hierzu, welche von Sr. Majestät in den Ritterstand erhoben werden; nicht minder alle rittermäßigen Edelleute des österreichischen Kaiserstaates, wenn sie das Indigenat in Galizien und die Immatriculirung in die ständische General-Matrikel dieser Provinz erhalten haben.

Die königl. Städte werden vorläufig nur von der Hauptstadt Lemberg repräsentirt, doch hat es sich Se. Majestät vorbehalten, mit der Zeit auch einer größern Anzahl königl. Städte ständische Rechte zuzugestehen. Was die ständische Verfassung der Bukowina anbelangt, welche Provinz durch das Patent vom 14. März 1787 Galizien einverleibt worden ist, so gehört der Bischof der Bukowina zu dem Stande der Geistlichkeit, so wie jene Familien, welchen durch dasselbe Patent der Grafen- oder Freiherrnstand verliehen worden ist, dem Herrenstande an; dagegen werden alle ehemaligen Bojaren und Masilen, welche von dem Rechte zur Immatriculirung bis jetzt Gebrauch gemacht haben, wie auch jene, denen der galizische Ritterstand verliehen worden ist, dem Ritterstande beigezählt.

Das Recht, in den Versammlungen der Stände mit Sitz und Stimme zu erscheinen, haben vor allen Andern jene Mitglieder des Adels, welche in den vereinigten Königreichen Galizien und Lodomerien irgend ein Erzamt bekleiden; unter ihnen nimmt der katholische Erzbischof Lembergs als **Primas Regni** den ersten Rang ein. Ferner gehören hierher die Erzbischöfe des griechisch- und armenisch-katholischen Ritus, die Bischöfe, die Aebte der Stifter, die insulirten Aebte, dann

die Deputirten der Domkapitel, von welchen das Lemberger Domkapitel zwei, die übrigen aber nur einen absenden können. Uebrigens müssen sowohl die Domherren, als alle andern geistlichen Dignitarien, welche zu Deputirten gewählt werden, insofern sie nicht Bischöfe und Erzbischöfe sind, sich über die ihnen zustehende Pfründe, ihre Installirung in dieselbe und das erlangte Indigenat bei dem ständischen Präses ausweisen, widrigenfalls sie zu den ständischen Versammlungen nicht zugelassen werden. Alle jene großjährigen Personen des männlichen Geschlechts, welche das Indigenat des Herren- oder Ritterstandes besitzen, müssen übrigens auch noch den erbeigenthümlichen Besitz eines oder mehrerer landtäflichen Güter nachweisen, wenn sie auf das Recht, in den landständischen Versammlungen zu erscheinen, Anspruch machen wollen. Endlich genießen dasselbe Recht die zwei Deputirten der königl. Hauptstadt Lemberg.

Was den Geschäftskreis der galizischen Stände betrifft, so umfaßt dieser alle Gegenstände, welche das Wohl des Königreiches, der Stände selbst oder eines einzelnen Standes betreffen, insofern darüber die Landesstelle Aufklärungen von ihnen verlangt, oder die Stände aus eigenem Antriebe sich bewogen finden, zum öffentlichen Wohle gereichende Anträge oder Vorstellungen an die Landesstelle, oder mittelst derselben an den Monarchen gelangen zu lassen. Insbesondere aber ist es die Evidenthaltung und Repartirung der auf Grund und Boden gelegten Steuern, und der damit im Zusammenhange stehenden Leistungen nach den festgesetzten und künftig noch festzusetzenden Grundsätzen, die Verwaltung des Militär-Quartierbeitrags und des ständischen Domestikalfonds, die Verleihung des Indigenats, die Anstellung der ständischen Beamten,

die Vorschläge zu den für diese Königreiche vorbehaltenen, und mit besondern Verordnungen bezeichneten Stiftungsplätzen und die Evidenthaltung der Adels-Matrikel, welche den Ständen obliegt.

Alle wichtigeren Geschäfte werden in der Landtagsversammlung verhandelt; für die currenten Geschäfte besteht der Landesausschuß. Dieser ist aus zwei Beisitzern oder Deputirten von jedem der ersten drei Stände, und aus einem von der Stadt Lemberg gebildet und mit einem angemessenen Hülfspersonale versehen.

Der Vorsitz und die Leitung der Geschäfte sowohl in den ständischen Versammlungen als in dem Landesausschusse ist dem Präsidenten des Landes-Gouverniums übertragen, der in solcher Eigenschaft die Ordnung, in welcher die Geschäfte auf dem Landtage in Berathung genommen werden sollen, bestimmt. Auch steht ihm das Recht zu, seine Stimme voraus zu schicken oder zuletzt abzugeben und die sämmtlichen Stimmen zu sammeln.

Im Allgemeinen wird der Landtag nur jährlich ein Mal gehalten, und der Tag hierzu von Seite des Hofes festgesetzt, bei wichtigen Veranlassungen kann jedoch auch außer dem gewöhnlichen Landtage eine Zusammenberufung der Stände stattfinden, nur muß hierzu die ausdrückliche Bewilligung des Monarchen eingeholt werden, eben so muß auf die jedes Mal im Namen des Kaisers erfolgende Erklärung des Gouverniums, daß der Landtag aufgehoben sei, dieser auseinander gehen.

Deputationen dürfen an das allerhöchste Hoflager nur nach vorläufig eingeholter Genehmigung abgesendet werden, so wie in gleicher Weise das Recht der Besteuerung, die

Ausschreibung aller Abgaben, ja selbst die Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen zu was immer für einen Endzweck die ausdrücklichen Prärogative des Monarchen bilden. Sonach erscheinen die Stände Galiziens, wie die der meisten übrigen Provinzen, blos als die Träger einer in den Grundfarben des Landes-Wappens bewilligten ständischen Uniform, die weiter keine anderen Rechte besitzen, als die Verleihung des Indigenats an solche Personen, die bereits dem Herren- oder Ritterstande des österreichischen Kaiserstaates angehören, wofür ihnen die Einforderung einer Taxe von 2000 Fl. für den Herren-, und 1000 Fl. für den Ritterstand in der Art bewilligt wird, daß selbst die Nachsicht dieser Beträge nur mit Genehmigung des Landesfürsten stattfinden darf. Ein weiteres Recht, ist endlich die Wahl der Deputirten des Landesausschusses, von welchem der Erste aus jeden der drei ersten Stände auf sechs, der Andere auf drei Jahre, die Deputirten der Städte aber auf sechs Jahre gewählt werden. Dieselben erhalten für die Dauer ihrer Dienstleistung einen jährlichen Gehalt, der für jeden der zwei geistlichen Deputirten mit 1000 Fl. jährlich, für jeden aus dem Herren- oder Ritterstande mit 2000 Fl., und für die ständischen Deputirten mit 900 Fl. festgesetzt erscheint.

2.

Verwaltung.

An der Spitze der galizischen Verwaltung steht als Civil- und Militär-Generalgouverneur Se. k. Hoheit Erzherzog Ferdinand Este, ein edler, hochherziger Prinz, ein furchtloser Vertreter des Rechtes, wenn erst dieses zu seiner Kenntniß

kommt, vielleicht auch ein Freund der Wahrheit, aber kein Mann der Reform.

Dem Ancien regime Sr. Majestät Kaiser Franz I. angehörig, theilt er die Ansicht des verewigten Monarchen, daß die zunehmende Aufklärung der Völker ein wesentlicher Grund ihres Ruins sei, mit der ganzen Strenge eines festen, unbeugsamen Willens. Ihm zur Seite im Civildepartement steht Freiherr Krieg von Hochfelden als Präsident des Gouverniums, ein Mann, der sich zu dieser hohen Würde von einem Tagschreiber aus emporgeschwungen, und der eben deshalb auch an der guten alten Zeit hängt, die einst gemeinen Tagschreibern Gelegenheit verschaffte, sich auszuzeichnen und durch ihr Verdienst emporzusteigen, während die Gegenwart dies schöne Loos nicht dem Verdienste, sondern nur wenigen vom Glücke begünstigten Sonntagskindern vorbehalten hat.

An der Spitze der Militär-Angelegenheiten befindet sich Feldmarschall L. Adam Retsey de Retsé, ein im Militärdienst ergrauter General, ungarischem Geblüte entsprossen, dessen unbeugsame Willenskraft sich nur der des durchlauchtigsten Civil- und Militärgouverneurs unterzuordnen versteht.

So viele Verdienste sich jedoch die frühern Gouverneure Freiherr von Hauer und nach ihm Fürst Lobkowitz um die Verwaltung des Landes in früherer Zeit erworben haben, und so sehr es Beider Wille war, die in sich selbst reiche Provinz den übrigen des österreichischen Kaiserhauses anzuschließen, so sehr haßt die gegenwärtige Verwaltung jedes Heraustreten aus den uralten Formen, und Galizien, das besonders unter dem Fürsten Lobkowitz sich auf dem Wege einer zeitgemäßen Aufklärung befand, sieht sich jetzt in seine frühere beschränkte Lage zurückgewiesen.

Steht einerſeits die Handlungsweiſe der galiziſchen Bü-reaukratie unter der Aufſicht, welche ſowohl von Seite Sr. kaiſerl. Hoheit des Civil- und Militärgouverneurs, als von den Präſidenten des Gouverniums, den commandirenden Gene-ralen, dem Chef der Lemberger Polizeidirection (dem k. k. Gouvernialrathe Leopold Sacher-Maſſoch, Ritter von Kronenthal*), ja ſelbſt von jedem einzelnen Amtsvorſteher in eigener Weiſe ausgeübt wird, ſo liegt andrerſeits das hohe wie das niedere Beamtenweſen Galiziens in einer ſo tiefen Ver-ſchuldung, daß der Jude wörtlich ſagen darf: er habe Recht und Gerechtigkeit in ſeiner Taſche.

Das einzige Gute, das unter ſolchen Verhältniſſen für das Land erwächſt, iſt der Umſtand, daß es Jedermann geſtattet iſt, ohne erſt eine Bewilligung abwarten zu müſſen, ſich frei und offen in die Präſidial-Bureaux der verſchiedenen Stellen bege-ben und daſelbſt ſein Recht ſuchen zu dürfen, ohne daß das Vorlaſſen vor die mächtigen Häupter der galiziſchen Bureau-kratie irgend einer Schwierigkeit unterliegt. Ob man aber auch ſein Recht wirklich findet, gehört zu einer andern Erör-terung, der wir hier aus leicht begreiflichen Gründen keinen Raum gönnen können. So viel ſei uns jedoch zu ſagen erlaubt, daß es ſich erſt unlängſt zutrug, daß ein Offizier der Lember-ger Garniſon, von einem Schauſpieler einer Liebesintrigue we-gen mit der Reitpeitſche aus dem Hauſe gepeitſcht, ſich dem-ungeachtet noch immer im activen Dienſte befindet, weil ſein Vater eine höhere Civil-Stelle bekleidet. Eben ſo wenig wurde ein Zweiter bis auf dieſen Tag aus dem Dienſte entfernt,

*) Im Vorbeigehen geſagt, einer der liebenswürdigſten und achtungs-wertheſten Polizeimänner Oeſterreichs, der jedoch in einer andern Provinz weit mehr an ſeinem Platze wäre. —

obgleich Zanksüchtigkeit, Trunkenheit und gemeine Schuldenmacherei seine Entfernung längst verlangte, blos darum, weil er der Sohn eines höhern Militär-Beamten war.

Die Härte, welche sich übrigens von so mancher Seite in Ausübung der Amtspflege zeigt, ist vorzüglich darauf hin gerichtet, den Eingang der Idee in diese Provinz so viel als möglich zu verhindern; deshalb wird die Censur in einer Strenge ausgeübt, daß es wahrlich zu den sieben Wundern der Welt gehört, wenn man hier oder dort ein verbotenes Buch zu Gesicht erhält; aber auch dann wird eine solche Reliquie der ideellen Freiheit wie ein Document behandelt, das dem Verwahrer desselben bei dem mindesten Verrathe den Kopf kosten könnte.

Die Errichtung neuer Schulen oder Bildungsanstalten ist für Galizien ein Luxusartikel; gelingt es aber, durch feste Beharrlichkeit irgend ein solches Institut ins Leben zu rufen, so darf man versichert sein, daß die Anfeindungen des Gründers kein Ende nehmen und daß man so viel als möglich dahin trachtet, einen Mann aus seinem Wirkungskreise zu entfernen, der durch die zunehmende Aufklärung das Wohl der ganzen Provinz auf das Spiel zu setzen wagt.

Am härtesten gestellt erscheint die Kameralbehörde, deren Vorsteher, der einzige in ganz Galizien, seinen Untergebenen förmliche Audienzen ertheilt, so wie das Personale dieser Stelle ohne regelmäßig festgesetzte Amtsstunden von frühem Morgen bis spät in die Nacht arbeiten muß, vermuthlich um den Satz der christkatholischen Lehre zu rechtfertigen: der Mensch müsse sich sein Brot im Schweiße seines Angesichtes verdienen. — Demungeachtet aber, daß die Schreiberei dieser Stelle von Tag zu Tag im Umfange zunimmt und

bis in's Unendliche gesteigert wird, befindet sich das Schmuggelwesen doch nicht in Abnahme, was wieder sehr natürlich ist, weil das Aufsichtspersonale, mehr oder weniger in den Händen der Juden steckend, mit diesen gemeinschaftliche Sache machen muß, wenn es sich nicht durch wahre oder falsche geheime Angaben um seinen Dienst gebracht sehen will. Man würde jedoch sehr irren, wenn man glaubte, daß Oesterreich die bedeutende geheime Polizei Galiziens besoldet. Besoldet werden Wenige oder vielleicht gar Niemand, dagegen ist es das Judenthum, das aus Wohldienerei oder aus andern versteckten Absichten und aus freiem Antriebe ein Spionirsystem in Anwendung bringt, welches in größerer Ausdehnung gar nicht gedacht werden kann. — Zu wünschen wäre es nur, daß dieses System mehr auf die Oeffentlichkeit und nicht auf einzelne Persönlichkeiten Bezug nähme; und daß man Sr. königl. Hoheit statt anderer Lappalien die Mittheilung machte, wie das Judenthum den kaum aus der Provinz nach Galizien übersiedelten Beamten auf offener Straße abfängt und ihm so lange Geld als Anleihen darbietet, ja selbst aufdringt, bis er es, um nur dieser Zudringlichkeit zu entgehen, annimmt und dadurch ein rettungsloses Opfer der allgemeinen Verhältnisse wird. — Zu wünschen wäre ferner, daß sich die Straßen in einem bessern Zustand befänden und nicht erst dann reparirt würden, wenn man die Nachricht erhält, Sr. königl. Hoheit werde sie befahren.

Galizien ist so tief in Schmutz, Aberglauben und Unwissenheit versunken, daß es Bogen brauchen würde, um jene Verbesserungen aufzuzählen, welche dieser Provinz zunächst Noth thun. — Spricht man bei alledem mit irgend einem der höhern Beamten Galiziens, so wird man finden, daß

dieſelben den Beſtand dieſer Provinz ruhiger und geſicherter als den aller andern finden, daß man ſogar die offen liegenden Verhältniſſe unumwunden wegläugnen will, indem man behauptet, dieſelben Verhältniſſe ſeien in andern Provinzen weit ärger. Ohne uns nach dieſer betrübenden Mittheilung über Galiziens innern Zuſtand in weitere Erörterungen einzulaſſen, dürfte das Wenige, was wir hier aufgedeckt, hinreichend erſcheinen, um Galizien unter allen Staaten des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes als die verwahrloſeteſte Provinz zu bezeichnen.

II.

Galiziens Verfassung und Verwaltung.

1.

Ständische Verfassung.

Nachdem bereits Kaiser Joseph II. im Jahr 1782 in den vereinigten Königreichen Galizien und Lodomerien eine Art landständischer Verfassung hervorgerufen hatte, welcher im Jahr 1787 jene der Bukowina nachfolgte, fand sich Se. Majestät Kaiser Franz I. im Jahr 1817 bewogen, die seit jener Zeit bestehende landständische Wirksamkeit den Verhältnissen der Zeit gemäß umzuwandeln und in einer neuen Form in Wirksamkeit treten zu lassen.

Wie in allen österreichischen Erbstaaten, gibt es auch in Galizien vier Stände, und zwar: den der Geistlichkeit, des Herren-, des Ritterstandes und der königlichen Städte.

Der Stand der Geistlichkeit wird durch die galizischen Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte der Stifter, dann jene infulirten Aebte gebildet, denen besondere ständische Vorrechte zugestanden sind. Eben so gehören hierher die bestehenden Dom-Kapitel. — Zu dem Herrenstande werden die mit dem Incolate versehenen Fürsten, Grafen und Freiherren gerechnet, — zu dem Ritterstande endlich gehören alle eingeborenen Edelleute,

welche sich über ihre adeliche Abkunft schon im Jahr 1782 gehörig ausgewiesen und die Immatriculirung in diesen Stand erreicht haben. In gleicher Weise gehören alle Jene hierzu, welche von Sr. Majestät in den Ritterstand erhoben werden; nicht minder alle rittermäßigen Edelleute des österreichischen Kaiserstaates, wenn sie das Indigenat in Galizien und die Immatriculirung in die ständische General-Matrikel dieser Provinz erhalten haben.

Die königl. Städte werden vorläufig nur von der Hauptstadt Lemberg repräsentirt, doch hat es sich Se. Majestät vorbehalten, mit der Zeit auch einer größern Anzahl königl. Städte ständische Rechte zuzugestehen. Was die ständische Verfassung der Bukowina anbelangt, welche Provinz durch das Patent vom 14. März 1787 Galizien einverleibt worden ist, so gehört der Bischof der Bukowina zu dem Stande der Geistlichkeit, so wie jene Familien, welchen durch dasselbe Patent der Grafen- oder Freiherrnstand verliehen worden ist, dem Herrenstande an; dagegen werden alle ehemaligen Bojaren und Masilen, welche von dem Rechte zur Immatriculirung bis jetzt Gebrauch gemacht haben, wie auch jene, denen der galizische Ritterstand verliehen worden ist, dem Ritterstande beigezählt.

Das Recht, in den Versammlungen der Stände mit Sitz und Stimme zu erscheinen, haben vor allen Andern jene Mitglieder des Adels, welche in den vereinigten Königreichen Galizien und Lodomerien irgend ein Erzamt bekleiden; unter ihnen nimmt der katholische Erzbischof Lembergs als **Primas Regni** den ersten Rang ein. Ferner gehören hierher die Erzbischöfe des griechisch- und armenisch-katholischen Ritus, die Bischöfe, die Aebte der Stifter, die insulirten Aebte, dann

römisch-katholischen Ritus latini als Primas regni, mit den Bischöfen von Przemisl und Tarnow, dann kommt der griechisch-katholische Erzbischof mit 73 Dechanten, welchem das Przemisler Bisthum desselben Ritus mit 39 Dechanten untergeordnet ist.

Um das Triumvirat vollständig zu machen, gibt es auch noch einen Erzbischof der armenisch-katholischen Kirche, mit einem eben nicht bedeutenden Diöcesan-Clerus. Den Beschluß der verschiedenen Confessionen macht endlich das griechische nicht unirte Bisthum der Bukowina mit seinen 8 Erzpriesterschaften und die Augsburgische Confession mit ihrem Superintendenten und 23 Pastoren. An Klöstern zählt die lateinische Kirche 12 Dominikaner-, 6 Karmeliter-, 6 Minoriten-, 14 Bernhardiner-, 5 Rekollekten- und 5 Kapuzinerklöster, 3 Collegien der Jesuiten, 3 Conventе der Reformaten, eines der Cisterzienser und eines der barmherzigen Brüder. Von weiblichen Klöstern gibt es 3 der Benediktinerinnen, 1 der Clarisserinnen und 1 der Sakramentinerinnen, dann 7 Institute der barmherzigen Schwestern zur Krankenpflege und eines eben derselben zur Erziehung der Waisen.

Die griechisch-katholische Kirche zählt 13 basilianer Mönchs- und 2 basilianer Nonnenklöster, die armenisch-katholische Kirche 1 Benedictiner-Nonnenkloster, und die griechisch nicht unirte Kirche 3 Mönchsklöster.

In solcher Beziehung bleibt für Galizien nichts zu wünschen übrig, als daß die Abtödtung des Fleisches, welche diese Klöster als ihr einziges Ziel vor Augen haben sollen, sich auch auf den hohen Adel dieser Provinz erstrecken möge, der es sich von dem Schweiße des gedrückten Volkes in Wien, Paris und London wohl sein läßt, und hierbei von der Ansicht

ausgeht, jede Aufklärung sei ein Gräuel; denn je finsterer es im Kopfe des galizischen Volkes aussehe, desto williger sei dieses, selbst zu den härtesten, alle Kräfte übersteigenden herrschaftlichen Gabenleistungen bereit, während das aufgeklärte Volk leicht die Bemerkung machen könnte: — „wenn Ihr es seid, die so sehr nach Freiheit streben, warum gewährt Ihr uns nicht das, für was Ihr alle hochtrabenden Worte der Welt in Anspruch nehmet?"

Indessen ist die Hoffnung, daß Galizien aus seinem lethargischen Schlummer aufwachen werde, nicht ganz verloren; denn so wie einst alles Licht der Welt dem Jesuitenorden entsproß, so blickt auch jetzt der Gläubige und Ungläubige nach den Conventen des neuerstandenen Jesuiterordens, die, immer mehr und mehr in Galizien sich ausbreitend, vielleicht dazu bestimmt sind, eine bessere Zeit für Galizien ins Leben zu rufen. Ob dies wirklich zu erwarten ist, möge man aus dem folgenden Abschnitte ersehen.

2.

Die Jesuiten in Galizien.

Die immer weiter um sich greifenden Dogmen des Lutherthums zu bekämpfen, berief Kaiser Ferdinand I. um die Mitte des 16. Jahrhunderts (1551) die ersten Geistlichen des Jesuiterordens nach Oesterreich. Ihre Bestimmung war, das ihnen von ihrem Stifter als eines der ersten Gelübde auferlegte Bekehrungsgeschäft zur kräftigen Vereinigung der sich bildenden Religionsparteien in Ausübung zu bringen. — Ihr Wirkungskreis sah sich jedoch anfänglich nur auf Wien beschränkt, woselbst ihnen das leerstehende ehemalige Karmeli-

terklostergebäude am Hofe sammt der Kirche zur Begründung eines Collegiums für die ersten sechs lateinischen Schulen eingeräumt wurde.

Die besondere Methode, welcher sich dieselben bei ihrem Unterrichte bedienten, und die gediegenen Erfolge ihrer Bemühungen blieben nicht unbelohnt. Kaiser Ferdinand II., in dem Jesuitercollegium zu Ingolstadt erzogen, gewährte ihnen nicht allein den gleichen Schutz wie sein erhabener Vorgänger, sondern er vermehrte auch ihr Ansehen durch manche außerordentliche Begünstigungen. Hierher gehörte die Einräumung des Universitätsgebäudes (1625) mit Beibehaltung des frühern Domicils, das nunmehr zum Profeßhause verwendet wurde. Hieran schloß sich später das Geschenk des St. Annacollegiums, so daß sich allmälig die wichtigsten Unterrichtsanstalten Wiens in dem alleinigen Besitze des Jesuiterordens befanden.

Als in den Jahren 1618—1648 der dreißigjährige Krieg mit abwechselnder Siegeslaune Deutschlands Gauen durchzog, waren es eben nur die Jesuiten, welche für die damalige Zeit bedeutende politische Talente entwickelten, und sich durch diese zur Seele der katholischen Glaubenspartei emporschwangen. Kaiser Ferdinand II. belohnte diese Verdienste durch das Mandat des Jahres 1629, kraft welchem den Jesuiten die von den Reichsständen herausgegebenen katholischen Kirchengüter zum Nachtheile jener Ordensklöster zufielen, denen sie rechtmäßig gehörten.

Auf diesen Zeitraum gründet sich die Ausbreitung der Jesuiten nach allen Provinzen der österreichischen Monarchie, so wie ihr höchster Flor sich zwar noch unter Kaiser Ferdi-

nands II. Nachfolger aufrecht erhielt, jedoch schon unter Kaiser Joseph I. allmälig wieder zu sinken begann.

Den gänzlichen Sturz dieses Ordens bewirkte das Jahr 1773 mit der berühmten Bulle Papst Clemens XIV. vom 21. Juli, welche die Auflösung desselben in allen christlichen Ländern proclamirte. Diese setzte auch in Oesterreich am 14. Septbr. desselben Jahres ihrem Wirken ein glorreiches Ziel. Ihre Güter wurden eingezogen, ihre Collegien zu Staatsgebäuden verwendet und die Glieder des Ordens mit lebenslänglichen Pensionen betheilt.

„Sic transit gloria mundi!“ ruft mancher beschauliche Reisende, in die Betrachtung jener riesigen Gebäude vertieft, die einst jenem über alle Staaten Europa's verbreiteten Orden zum glänzenden Wohnsitze gedient. „Est motus in rebus,“ darf Galizien sagen; denn diesem, von Frömmelei, Scheinheiligkeit, und von der Wuth des Kreuzschlagens fast epileptisch befallenen Lande war zuerst das neidenswerthe Glück vorbehalten, einem Orden aufs Neue Aufnahme, Schutz und jede nur mögliche Begünstigung zu gewähren, den kaum 41 Jahre nach seiner Aufhebung (1814) Papst Pius frommen Angedenkens, zur unaussprechlichen Freude der nach ihm lechzenden Christenheit, wieder herstellte.

Den Eintritt der Jesuiten in diese Provinz bezeichnet das Jahr 1820. Anfänglich zur Seelsorge in denjenigen Gemeinden der Lemberger Erzdiözese verwendet, die keine eigenen Pfarreien besaßen, lautete ihre eigentliche Bestimmung auf das Missionsgeschäft, zu welchem dieselben unter Aufsicht eines Superiors verwendet werden sollten.

Von Lemberg aus verbreiteten sich dieselben nach Tarnopol, Starawies und Neu-Sandec, woselbst sie, ungeachtet

ihrer Missionsbestimmung, ebenfalls Collegien zu begründen begannen.

Welcher Mittel sich dieselben übrigens bedienten, den Zweck ihrer Ausbreitung in Galizien zwar allmälig, aber sicher zu erreichen, davon liefert die Art und Weise, mit welcher sie sich zu der Vorstadt-Pfarre St. Nicolaus in Lemberg verhalfen, einen unwiderlegbaren Beweis.

Als während der siebenbürgischen Unruhen Galiziens General-Gouverneur, Se. kaiserl. Hoheit Ferdinand I., in jener Provinz als königl. Commissär dem dortigen Landtage präsidirte, erhielt derselbe eine Anzeige des Jesuiterordens, daß der Pfarrer der genannten Kirche todtkrank darnieder liege. Mit diesem Berichte vereinigte sich die Bitte, den treuen Dienern der Gesellschaft Jesu doch ja zu dieser Pfründe zu verhelfen, um ihnen die Mittel an die Hand zu geben, ihren heiligen Beruf besser erfüllen zu können. Dem laut ausgesprochenen Wunsche des Gouverneurs konnte der Erzbischof des Ritus latini zu Lemberg die Gewährung nicht versagen. Sofort wurde einem Jesuiterordens-Geistlichen der Titel und Wirkungskreis eines Pfarrers ertheilt. Dieser wählte sich zwei oder drei seiner Mitbrüder zu Cooperatoren; ihnen schlossen sich immer mehrere an, und bald wurde die Pfarre zu einem Convente erhoben, für den das kleine Kirchengebäude leider nicht berechnet war. Diesem Uebelstande half der persönliche Befehl des Erzherzogs ab, ein neben der Kirche befindliches Gebäude, früher den Trinitariern gehörig und später zu einem Magazin verwendet, alsogleich zu räumen und den frommen Beichtvätern zu einem Conventsgebäude zu übergeben. So zieht das Reichen des kleinen Fingers das Ergreifen der ganzen Hand nach sich.

Die errungenen Vortheile fest im Auge behaltend, und stets bedacht, das Ansehen eines Ordens zu erhöhen, von welchem nach der Auslegung seiner Prediger die Bekehrung der Welt abhängen soll, suchten die Jesuiten neuerer Zeit um die Bewilligung zur Errichtung eines großen Pensionates an. Auch sie wurde ihnen vom Wiener Hofe, jedoch mit dem Bedeuten ertheilt, daß die ihrer Aufsicht übergebenen Zöglinge die öffentlichen Vorlesungen gleich allen übrigen Studirenden zu besuchen haben sollten. Noch war die Dekretirung dieser Anordnung kaum erfolgt, als sie durch eine zweite modificirt wurde. Nach dieser sollten die Collegienschüler der Jesuiten vom Besuch der öffentlichen Vorlesungen befreit sein, jedoch alle Prüfungen gemeinschaftlich mit den übrigen Studirenden öffentlich und im gewöhnlichen Prüfungssaale des Gymnasiums oder der Universität abzulegen haben.

Als jedoch der für diese Prüfungen anberaumte Termin herannahte, erschienen zwar sämmtliche zur öffentlichen Frequenz verpflichteten Hörer; dagegen blieben die Pensionszöglinge des Jesuitercollegiums gänzlich aus. Einige Tage später entschuldigte der Superior des Ordens ihr Nichtkommen durch verschiedene Ausflüchte, die schließlich damit endeten, daß die vorzunehmende Prüfung am besten im Conventsgebäude selbst abgehalten werden könnte, weshalb die Herren Professoren ersucht würden, sich dahin zu bemühen.

Mit anderen Worten bedeutet dies: Ihr habet so weit zu uns, wie wir zu Euch. Wir genießen jedoch die besondere Protection des allerhöchsten Hofes, deshalb möget Ihr Euch zu uns bemühen." — Ob dieser Aufforderung Folge geleistet wurde, ist nicht bekannt geworden; daß jedoch der ge-

machte Vorschlag keinen willkommenen Eingang fand, läßt sich leicht denken. —

Um auf den eigentlichen Zweck der Einwanderung des Jesuiterordens nach Galizien zurückzukehren, so ist dieser, wie vorhin bemerkt wurde, kein anderer, als das ihm von seinem Stifter, dem heil. Ignaz von Loyola, auferlegte Gelübde der Bekehrung verirrter Gläubigen im ganzen Umfange Galiziens in Ausübung zu bringen.

Dieses Ziel um so sicherer zu erstreben, ist das Hauptaugenmerk der Jesuiten auf die Bekehrung frömmelnder Frauen gerichtet, in welcher Kunst sie es besonders bei dem größeren Theile des höhern und niedern Adels sehr weit gebracht haben. Uebrigens gewahrt man aber auch nicht selten manche Frauen des Mittelstandes, die, stundenlang auf der Erde ausgestreckt, verschiedene Gebete murmeln, die Füße der Heiligenbilder abküssen und vielfältige Kreuze schlagen, während ein Stück des sauer erworbenen Hausrathes oder sonstigen Vermögens nach dem andern in die Hände der Jesuiten wandert, und endlich Mann und Kinder buchstäblich auf der nackten Erde liegen müssen.

Ein trauriges Beispiel dieses Irrwahns liefert unter vielen andern die Gattin des im December vorigen Jahres verstorbenen trefflichen Landschaftsmalers L., der, der allgemeinen Sage zu Folge, im tiefsten Elende verkümmert wäre, wenn nicht einige wohlthätige Menschenfreunde sich seiner erbarmt und durch milde Sammlungen seinen letzten Todeskampf erleichtert hätten.

Mehrere Damen der haute volée dagegen, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach einige galante Fehltritte hatten zu Schulden kommen lassen, erblickte man eines Morgens mit

dem Auskehren der Jesuiterkirche beschäftigt, — eine Buße, die ihnen die frommen Beichtväter aufgetragen hatten, und der sie sich tief verschleiert in Atlas und Gros-Grains-Enveloppen mit dem andächtigsten Eifer unterzogen.

Es ist übrigens ein ganz verfehlter Zweck, den diese Herren der Societät Jesu vor Augen haben; denn wo es darauf ankommt, der Heerde des Heilands ein verirrtes Schäflein zuzuführen, und das Geschäft einer wirklichen Bekehrung im wahren Sinne des Wortes auszuüben, dort sind Saumseligkeit, Indolenz, Fanatismus ꝛc. am Platze, um den Uebertritt zur katholischen Kirche jedem Convertiten zu verleiten.

Wir wollen hierfür, um nicht der Lüge beschuldigt zu werden, einen offenen Beleg liefern. Von dem Wunsche beseelt, zu dem Glauben der katholischen Kirche überzutreten, begab sich ein junger talentvoller Israelit zu einem angesehenen Bürger Lembergs, und diesem seine Absicht eröffnend, bat er ihn um Rath und That. Derselbe verwies ihn an den Jesuiterorden, und insbesondere an den Pater R., dem als dem besten Prediger dieses Ordens zugleich alle Mittel zu Gebote standen, dem Convertiten den gehörigen Unterricht in der neuen Glaubenslehre zu ertheilen. Die häufigen Anfeindungen jedoch, denen sich der junge Mann von Seite seiner frühern Glaubensgenossen preisgegeben sah, und die ihn sogar mit dem Gifttode bedrohten, bewogen denselben, um seine Aufnahme in den Convent zu bitten. Sie wurde ihm nach langer Weigerung ertheilt. Schien jedoch die frühere Lage des Unglücklichen nicht beneidenswerth, so war sie es jetzt noch weniger. Niemand bekümmerte sich um ihn; Niemand zeigte ihm Theilnahme. Allein und verlassen, war sein Aufenthalt auf die ihm zu seiner Wohnung angewiesene kleine, von der

nöthigſten Bequemlichkeit entblößte Zelle beſchränkt. Kein Glied des Ordens beſuchte ihn, Niemand ertheilte ihm freundlichen Zuſpruch, Aufmunterung und Troſt zu ſeinem Beginnen. Ja, als der junge Mann, an Gott und Menſchen verzweifelnd, eines Tages um den Beſuch des Superiors bitten ließ, um für ſeinen gequälten Gemüthszuſtand bei ihm Troſt und Stärkung zu finden, ließ dieſer kalt zurückſagen, er habe mit ihm nichts zu ſprechen, ſo lange er nicht der katholiſchen Kirche angehöre.

Dies iſt ein kleiner Nachweis jener Bekehrungsmethode, deren ſich der Jeſuiterorden bei ſeiner erhabenen Miſſion zu bedienen pflegt. Möge Gott die frommen Väter erleuchten und ſtärken, das arme Land aber vor dem Lichte bewahren, das aus ſolch' einer Anwendung für die Aufklärung der Welt hervorzugehen droht.

Verſtand, Schönheit oder Reichthum waren übrigens in der frühern Blüthe dieſes Ordens die Hauptbedingung der Aufnahme. Die Gegenwart ſcheint dieſe drei Punkte aus der Regiſtratur der galiziſchen Jeſuiten-Convente geſtrichen zu haben. Weder Schönheit noch Reichthum verliert ſich in die Zellen dieſes Ordens, um, daſelbſt mit dem Habit bekleidet, bei einem Berufe zu verſauern, den man in der Welt weit beſſer und genußreicher auszuüben im Stande iſt.

Nur der Verſtand, mit der modernen Jacke zeitgemäßer Raffinerie angethan, blieb ihnen treu, aber auch dies nur in jener Beziehung, wo es ſich nicht um die Erleuchtung der Welt, ſondern im egoiſtiſchen Maßſtabe um die Begründung des eigenen Vortheils handelt.

Wie vordem, ſo bildet auch jetzt die Politik das Hauptſtudium dieſes Ordens, doch nicht jene Politik, von der, wie

einst im 30jährigen Kriege, das Heil der katholischen Ligue abhängt, sondern jene, die sich in die Vorzimmer der Großen, in die Salons der haute société und in die Boudoirs reizender Sünderinnen eindrängt, und in diesen das zu erhaschen, zu erlauschen und zu erfassen strebt, was dem privativen Zwecke des Ordens nur immer zweckdienlich erscheint. Dabei blieb man jedoch in Lemberg nicht stehen. —

Kluge Leute müssen wissen, was hoch oben am Ruder geschieht, woher der Wind weht, oder welche Beschlüsse die Regierung faßt, darum wurde die an das Regierungsgebäude anstoßende, den Jesuiten eingeräumte heil. Geistkirche mit zwei kleinen Gemächern verbunden, und in diese, ungeachtet des Sträubens der Landesstelle, die Bibliothek des Ordens eingestellt. Diese Bibliothek, heimlich und traulich gelegen, stößt an den Sitzungssaal, oder wie Andere meinen, an das geheime Kabinet des Präsidenten. Von dort aus hält die Spinne die Fäden ihres Netzes ausgebreitet, dort brütet sie über den Entwürfen einer ehrgeizigen Zukunft. — Die Wand ist dünn, was jenseits verhandelt wird, geht diesseits nicht verloren, vielmehr trägt, mit mönchischer Klugheit verarbeitet, dieses weiland venetianische Spionirsystem reichliche Früchte. —

„Noch ist Polen nicht verloren," sangen einst Kosziusko's muthige Freiheitssöhne. In diesen Ruf stimmen auch wir ein; denn auf die tiefste Finsterniß folgt der Tag — der Aufklärung; jener Tag, an welchem, wie so manches Andere, auch das unlautere Treiben dieses Ordens ein Ende nehmen und er sich zu den lauteren Lehren bekennen wird, die, im Geiste des Heilands, der Stifter desselben vor Augen gehabt.

IV.

Galiziens Handel und Gewerbe.

1.

Allgemeine Handels-Verhältnisse.

Schon in früheſter Zeit war Galizien als der Glanzpunkt jener reichen Handelsverbindungen bekannt, welche das Land ſowohl mit dem Oriente als Occidente in die engſte Berührung brachten. In ſolcher Beziehung galt beſonders Lemberg als der Central-Abſatzort jener morgenländiſchen Waaren, welche durch zahlreiche Caravanen-Transporte von allen Seiten des ſchwarzen Meeres hierher zur Aufſtapelung gelangten. Allein, wie Alles in der Welt dem Wechſel der Zeit, und Verhältniſſen unterworfen iſt, die oft mit einem einzigen Schlage das vernichten, was kaum Jahrhunderte zur vollen Reife gebracht, ſo verſchwanden auch die letzten Spuren dieſes einſt ſo reichen Verkehrs ſchon in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, und immer mehr und mehr ſank der Zuſtand eines Landes herab, das weder Fabriken, noch Manufacturen, noch ſonſtige induſtrielle Etabliſſements aufzuweiſen hatte, um wenigſtens aus dieſen einigen Erſatz für den ungeheuern Verluſt zu ſchöpfen.

Wo einst türkische, persische und armenische Handelsleute ihre prachtvollen Waarenlager offen gehalten, da wuchert jetzt der galizische Jude, großgezogen in Schmutz und Unreinlichkeit und jenen starrsinnigen Gewohnheiten, die auf denselben als das unselige Erbtheil seiner Urväter seit Jahrhunderten übergegangen sind.

In die langen, abenteuerlichen Talare gekleidet, die Hüften mit einer zerrissenen Leibbinde umgürtet, das Haupt theils mit kleinen Mignon-Filzhüten, theils mit conisch geformten Pelzmützen bedeckt, gleichen sie in dieser Tracht jenen Zauberern, welche in den frühern Wiener Possen eine so bedeutende Rolle gespielt und erst in neuester Zeit nach und nach von der Volksbühne zu verschwinden begannen.

Fast scheint es aber auch, als hielte mit diesem Geschlechte ein böser Zauber das ungeachtet seines innern Reichthums doch so arme Land umschlungen; denn noch immer ist keine Morgenröthe künftigen Wohlstandes zu gewahren, so wie nur selten der flammende Strahl zeitgemäßer Aufklärung die tiefe Nacht eines Landes durchblitzt, das, einst in der Weltgeschichte zu so hoher Bestimmung berufen, jetzt mehr oder weniger in tiefer Armuth verkümmert.

Ein Wechsel dieser Verhältnisse ist nur dann zu hoffen, wenn die Regierung im Verein mit Volk und Adel kräftig eingreift und einen Handelszustand zu heben unternimmt, der von Tag zu Tag drückender werden muß, wenn ihm nicht bald eine kräftige Unterstützung zu Theil wird.

Zur nähern Begründung dieses Ausspruches möge hier eine gedrängte Zusammenstellung der neuesten Handelsverhältnisse Galiziens, der bisherigen Aus-, Ein- und Durchfuhr, sowie des innern Verkehres, stattfinden.

A. Ausfuhr.

Hornvieh, Getreide, Pottasche, Häute, Wolle, Wachs, Honig, Branntwein, Salz und Holz sind diejenigen Gegenstände, welche, mehr oder weniger im Ueberflusse vorhanden, auch einen Haupttheil der Ausfuhr Galiziens bilden, demungeachtet ist diese mehr im Ab- als Zunehmen begriffen.

Einen wesentlichen Antheil an diesem Uebelstande nehmen die angrenzenden Staaten Rußlands, der Moldau, Wallachei, Ungarns und des Königreiches Polen, die entweder gar keine, oder nur eine höchst geringe Industrie aufzuweisen haben.

Als ackerbauende Staaten gleich Galizien auf die reiche Production des Bodens verwiesen, erzeugen sie einen Ueberfluß an Urproducten, mit welchem sie nicht allein den eigenen Bedarf zur Genüge decken, sondern auch noch die angrenzenden Staaten hinreichend versorgen. Hierdurch entsteht eine Ueberfluthung der nächsten Märkte und eine Concurrenz, die für Galizien um so nachtheiliger wird, als dieses Land sowohl in der Quantität als Qualität seiner Erzeugnisse mit seinen Nachbarn nicht gleichen Schritt zu halten fähig ist.

Immer mehr vom Markte verdrängt, geht somit eine Absatzquelle nach der andern verloren, und bald dürfte Galizien mit den meisten seiner Ausfuhrerzeugnisse nur auf die eigene Consumtion verwiesen sein.

a. Hornvieh-Handel.

Am lebhaftesten gestaltet sich bei diesen drückenden Verhältnissen die Ausfuhr des Hornviehes, von welchem alljährlich zwischen 80 bis 90,000 Stück ihren Weg nach den angrenzenden österreichischen Provinzen, und insbesondere nach Wien, Brünn, Ollmütz und Prag nehmen. Allein selbst

dieſer Handelszweig hat viel von ſeiner früheren Bedeutung verloren, indem nach der Verſicherung der meiſten ſich mit der Hornvieh-Ausfuhr beſchäftigenden Händler der bei dieſem Handel erzielte Gewinn in neuerer Zeit bei weitem nicht ſo lohnend iſt, als früher.

Jede Ausſicht auf eine Erhöhung deſſelben entfällt durch die vielen bei dieſem Handelszweige eingeſchlichenen Mißbräuche, wozu vor allen andern das in letzter Zeit von der Wiener Fleiſchhauergeſellſchaft eingefühlte Monopol-Syſtem gehört. Auch dürfte der künftige Umfang dieſes Handels dadurch beeinträchtigt werden, daß die Conſumtion des für Wien erforderlichen Schlachtviehes, bei allgemeiner Einführung der Eiſenbahnen in Ungarn, ſehr leicht durch ungariſches Hornvieh gedeckt werden könnte.

Zu einer noch beſſern Ueberſicht des für Galizien ſo höchſt wichtigen Hornvieh-Handels möge hier eine detaillirtere Erörterung ſeines urſprünglichen Beſtandes und der im Laufe der Zeit bis auf die Gegenwart ſtattgefundenen Wechſelfälle Platz greifen.

Ganz urſprünglich befand ſich Galiziens Hornviehhandel größtentheils in den Händen armeniſcher Juden. Dieſe verfügten ſich mehrmals des Jahres auf die bedeutenderen Märkte der Moldau und Bukowina, woſelbſt ſie ihren Bedarf im Geſammt-Belange bis etwa zu 60,000 Stück einkauften. Von dort aus wurden dieſe zur weiteren Mäſtung und ſpäteren Ausfuhr in die benachbarten Provinzen nach Galizien übergeführt, oder aber auch direct zum inländiſchen Bedarfe verwendet.

Die Wichtigkeit dieſes Handelszweiges und der aus demſelben hervorleuchtende, mitunter ſehr bedeutende Gewinn er-

regte sehr bald die Aufmerksamkeit der Regierung, und veranlaßte dieselbe, in den kriegerischen Zeiten des verflossenen Jahrhunderts eigene Markt-Commissäre zu ernennen, welche den Einkauf und die Lieferung des für die Armeen benöthigten Hornviehes zu besorgen hatten.

Die häufigen Unterschleife, welche sich dieselben zu Schulden kommen ließen, bewirkten jedoch bald wieder die Aufhebung dieser Maßregel. Dagegen wurde der Stadt und Festung Ollmütz zur höhern Beförderung des Hornviehhandels ein besonderes Privilegium auf die Abhaltung eigener Hornviehmärkte gegeben. In gleicher Weise errichtete man zur Beseitigung jener Unterschleife und Bedrückungen, welche bei dem bisherigen Einkaufe stattgefunden, eine eigene Markt-Commission, so wie auch die sogenannte Probe- oder Schlacht-Regie in Wien eingeführt und der ganze Handel unter eine Art öffentlicher Aufsicht und Staats-Controlle gestellt wurde.

Die Ursache dieser neuen Einrichtungen lag vorzüglich in dem Mißbrauche, welchen die noch gegenwärtig übliche Schätzung am Fuße herbeigeführt hatte. Um die Unzuverlässigkeit der nach dem bloßen Augenscheine stattfindenden Gewichtsangabe zu beseitigen und die galizischen Hornvieh-Verkäufer vor jeder willkürlichen Gewichts- und Werthsbestimmung der Wiener Platz-Einkäufer zu bewahren, theilte man in Folge dieser neuen Maßregeln das zu verkaufende Hornvieh in mehrere Haufen. Aus jedem derselben wurde ein Stück genommen, geschlachtet und das so gewonnene Fleisch in Gegenwart einer eigenen Magistrats-Commission abgewogen. Hierbei fielen Kopf, Haut, Eingeweide, Klauen ꝛc. dem Einkäufer ganz unentgeldlich zu, aus dem übrigen Fleische aber bestimmte man das Durchschnittsgewicht eines Stückes. Dieses diente nunmehr als Gewichts-

Maßstab für die ganze Heerde, und so fort regulirte sich auch die Preisbestimmung nach dem jeweiligen für den Centner abgeschlossenen Uebereinkommen.

Die vielen Nachtheile, welchen sich die Wiener Einkäufer bei diesem neuen Verfahren preisgegeben sahen, bewogen dieselben, sich allmälig zu einer gewissen Einheit zu verschmelzen, und in solcher Beziehung ihre Markt-Einkäufe Einer für Alle und Alle für Einen zu bewerkstelligen. Hierdurch gerieth zwar nicht die Gewichtsbestimmung, wohl aber die Festsetzung der jeweiligen Hornviehpreise in ihre Gewalt, und bald sahen sich die galizischen Hornviehverkäufer genöthigt, das oft hundert Meilen weit hergetriebene Rindvieh zu denjenigen Preisen hinzugeben, welche ihnen von Seite der Fleischhauer-Einkaufsgesellschaft nicht selten im niedrigsten Maßstabe angeboten wurden. Diesem Unfuge konnten dieselben um so weniger entgehen, als sie einerseits bei den theuern Fütterungskosten das mitgebrachte Hornvieh, ohne noch größern Verlust, nicht lange am Platze aufbehalten konnten, andererseits aber sie versichert blieben, daß sich bei der bestehenden Personen-Einheit der Wiener Hornvieh-Großhändler auch anderswo keine Käufer für ihre Waaren vorfinden würden. Der einzige Ausweg, der ihnen somit im schlimmsten Falle übrig blieb, war, das nicht verkaufte Hornvieh zurück und über die preußische Grenze zu treiben, um im Auslande einen, wo möglich noch etwas vortheilhafteren Verkauf zu Stande zu bringen.

Als jedoch im Jahre 1811 die Verbrauchssteuer in Preußen eingeführt und hierbei das Hornvieh auf das Höchste besteuert wurde, hörte auch dieser Ausweg auf, und fortan

ſahen ſich alle galiziſchen Ochſenhändler auf die alleinige Ausfuhr nach Oeſterreich verwieſen.

Dieſer Schlag, eben ſo hart als unerwartet, raubte vielen der früheren Händler ihr ganzes Vermögen, die übrigen zogen ſich Einer nach dem Andern von einem Handel zurück, der ſich für ſie immer gefährlicher zu geſtalten begann. Derſelbe ging deshalb in die Hände jener größern und kleinern Gutsbeſitzer über, die ſich durch die Agricultur-Verhältniſſe ihrer Beſitzungen zu dem Betriebe dieſes Erwerbszweiges ganz beſonders veranlaßt fanden.

Ein ſolcher Wechſel war übrigens nicht ſchwer vorauszuſehen. Die geendeten Kriege und das Aufblühen einer längeren ungeſtörten Friedenszeit hatte alle Landwirthe genöthigt, ihre beſondere Aufmerkſamkeit der erhöhten Pflege des Bodens zuzuwenden. Um dieſen in die geeignete Ertragsfähigkeit zu verſetzen, waren dieſelben bemüßigt, eine größere Menge Vieh einzuſtellen, um auf ſolche Weiſe die erforderliche Düngungskraft zu erzielen. Um aber auch die zur Erhaltung des vermehrten Viehſtandes benöthigten Naturalien anderweitig zu verwerthen, legte man ſich auf das Branntweinbrennen. Hierdurch vermehrten ſich die Brennereien im ganzen Lande, die, indem ſie einerſeits die Mäſtung des eingeſtellten Hornviehes beförderten, andererſeits eine weitere, nicht unergiebige Ertragsquelle darboten.

Von Tag zu Tag an Bedeutung zunehmend, dienten dieſe zugleich dazu, den etwaigen Verluſt auf der einen Seite durch den Gewinn auf der andern zu decken und ſo die Ausfuhr des gemäſteten Hornviehes zu einer größern Bedeutung zu bringen.

So wohl aber auch dieſes Speculationsſyſtem für die damaligen Handelsverhältniſſe berechnet ſein mochte,

so sehr durchkreuzte dasselbe die früher erwähnte Personen-Einheit der Wiener Fleischhauer, da diese nicht allein in Wien selbst, sondern auch in Prag, Brünn und Ollmütz eine einzige große Gesellschaft gebildet hatten und den Einkauf des für Böhmen, Mähren und Schlesien benöthigten Hornviehes durch eigens angestellte Mäkler besorgen ließen.

Daß mit dieser neuen Wendung der Dinge die anfänglich so sehr besuchten Ollmützer Märkte nach und nach gänzlich eingehen mußten, ist sehr leicht zu erklären, da mit dem Auftauchen jenes Vereins auch jede anderweitige Concurrenz fremder Einkäufer aufhörte. Hierdurch wurden aber auch sämmtliche galizische Gutsbesitzer genöthigt, ihre Verkäufe meistentheils in Wien selbst abzuschließen, statt das zum Verkauf bestimmte Hornvieh wie bisher auf's Gerathewohl nach Ollmütz zu treiben, um es hier zu einem noch weit niedrigeren Preise an die Mäkler des Wiener Fleischhauer-Vereins ablassen zu müssen.

So gestaltet, wurde dieser so höchst wichtige Ausfuhrartikel zu einem Monopole umgeschaffen, das mit dem Bau der bis Leipnik geführten und hier beendeten Kaiser Ferdinands-Nordbahn einen noch größern Umschwung erhielt, und den seitherigen Ollmützer Viehmärkten den letzten Gnadenstoß versetzte; denn nicht allein, daß, wie vordem in Ollmütz, nunmehr in Leipnik der Hauptzusammentrieb des zu verkaufenden Hornviehes stattfand und jene Gesellschaft daher nicht nöthig hatte, die festgesetzten Ollmützer Markttage abzuwarten, so wurde sie zugleich in den Stand gesetzt, ihre Geschäfte ohne allen weitern Zeitverlust gleich an Ort und Stelle abzuschließen, oder sich bei allenfallsigem Viehmangel tiefer in das Land zu verfügen und dort ihre Einkäufe zu machen.

In gleicher Weise diente die schnelle Beförderung der

Eisenbahn dazu, das erkaufte Vieh ohne allen Gewichtsverlust binnen kürzester Frist nach Wien zu schaffen, wenn anders die dortigen Verhältnisse einen schnellern Transport wünschenswerth erscheinen ließen.

Dieser höchst drückenden Verhältnisse ungeachtet, scheint sich die bisherige Ausfuhr von galizischem Hornvieh in der Neuzeit nicht vermindert zu haben, viel eher dürfte dieselbe im Zunehmen begriffen sein. Einen sichern Beleg zu dieser Behauptung geben die amtlichen Ausweise der Bielitzer Vieh-Sanitäts-Beschauungs-Commission. Nach ihnen belief sich die Ausfuhr des Jahres 1838 auf 84,000 Stück, während sich dieselbe im folgenden Jahre (1839) bis zu 97,000 Stück steigerte. Im Ganzen genommen liefert daher ein dreijähriger Verkaufs-Durchschnitt die Zahl von circa 87,000 Stück, von denen etwa zwei Drittheile nach Wien gebracht werden, während nur ein Drittheil in die übrigen Provinzen gelangt, diese aber den noch erforderlichen Mehrbedarf durch die eigene Production zu decken genöthigt sind. —

Erscheinen jedoch schon die früher erwähnten Umtriebe der Wiener Fleischhauer-Gesellschaft hinreichend, um den bei dieser vermehrten Ausfuhr erzielten Gewinn in einem bedeutenden Verhältnisse zu schmälern, so sinkt dieser vollends zum Nullpunkte herab, wenn man bedenkt, daß bei dem bisherigen Triebe im Durchschnitt 2 Centner am Gewicht bei jedem Stück verloren gehen, ein Verlust, der nach dem Wiener Durchschnittspreise von 15 Fl. C.M. à Centner für jeden einzelnen Ochsen auf 30 Fl. C.M. angeschlagen werden muß. Eben so darf man nicht vergessen, daß sich die Auslagen dieses zu Zeiten über 140 Meilen langen Transportes gegen früher fast um das Doppelte vermehrt haben.

Hieran haben besonders die zur Verhütung von Viehseuchen an mehreren Orten aufgestellten Vieh-Sanitäts-Beschauungs-Commissionen Schuld, da durch diese der Mastviehtrieb nicht allein an eine bestimmte Route gebunden, sondern auch einer öftern Sanitätsbesichtigung unterworfen wird; natürlich zieht diese einen längern Aufenthalt und hierdurch eine vermehrte Ausgabe der Transportkosten nach sich.

In gleicher Weise haben sich die gegenwärtigen Triebauslagen gegen früher beinahe um das Dreifache gesteigert. Was einst an Weide- und Triebgeld in Papiergelde erlegt wurde, das wird in der neuesten Zeit mit blanken Dukaten bezahlt; gleich hoch sind die Futterpreise gestiegen. Am übelsten aber sind die galizischen Hornviehhändler in der Moldau und Bukowina daran. Auch hier haben sich die Einkaufspreise gegen früher fühlbar erhöht, und doch ist gegen diese Theuerung kein Gegenmittel anzuwenden. Der galizische Ankäufer sieht sich daselbst russischen und armenischen Juden gegenüber, die zwar ihr Hornvieh schaarenweise zum Verkauf bringen, aber auch fest entschlossen sind, dasselbe wieder zurückzutreiben, wenn ihnen nicht die geforderten Preise bewilligt werden. Ein solches Vorgeben erscheint bei ihnen keineswegs als leere Drohung.

Da die unermeßlichen Flächen der dortigen Gegend dem Hornvieh Winter und Sommer hindurch zur unentgeldlichen Weide dienen, so braucht der Verkäufer nur das unverkaufte Hornvieh einige Meilen weit zurückzutreiben, ohne hierbei, außer dieser Mühe, irgend eine andere baare Auslage zu haben. Der galizische Hornviehhändler, oder vielmehr Gutsbesitzer dagegen, auf den, wie wir dies früher erwähnt, der ganze galizische Hornviehhandel der Gegenwart in seiner Mehrzahl

übergegangen ist, muß das benöthigte Vieh selbst zu dem höchsten Preise einkaufen, wenn er es seiner Wirthschaft nicht an dem erforderlichen Dünger und seiner Branntweinbrennerei an dem nöthigen Erzeugungs-Artikele fehlen lassen will.

Da aber der Handel mit Getreide in neuerer Zeit bei weitem nicht mehr in solchem Umfange betrieben wird, wie früher, so bildet der Branntwein die Hauptertragsquelle des galizischen Gutsbesitzers. Bestehet diese, was bei einem mindern Betriebe oder dem gänzlichen Aufhören der Getreideausfuhr nothwendigerweise eintreten müßte, so sieht sich auch der reichere Grundbesitzer Galiziens der ohnedies durch die Unterstützung der polnischen Revolution viel von seinem früheren Wohlstande verloren hat, jener tiefen Verarmung immer näher geführt, welche seine Unterthanen dem größten Theile nach verlängst umfangen hält. Alsdann wird es aber auch beiden Theilen unmöglich werden, jene Steuern und Staatsabgaben zu berichtigen, die der Edelmann nur im Wege der Branntwein-Erzeugung, der Bauer aber nur dadurch zu zahlen in Stand gesetzt wird, daß er das wesentlichste Product seines Feldbaues, die Erdäpfel, an Ersteren überläßt. „Ein Keil", sagt das Sprichwort, „treibt den andern", deshalb muß sich der galizische Gutsbesitzer, oft wider seinen Willen und nicht selten mit offenbarem Verluste, einem Handel preisgeben, der ihm keine Aussicht auf bessere Tage verheißt.

Dem drohenden Verderben zu entgehen, schlug man in neuester Zeit mehrere Mittel vor, die jedoch den beabsichtigten Zweck einer radicalen Abhülfe durchaus nicht gewähren dürften.

So meinten Einige, die in der Neuzeit so allgemein in Gebrauch gekommenen Decimalwaagen auch in Wien an-

zuwenden und hierdurch eine genauere Gewichtsbestimmung statt der bisherigen Schätzung am Fuße zu erzielen. Hierbei würde nach ihrer Meinung die sogenannte Probe-Regie ihr Ende nehmen, was um so wünschenswerther erscheinen muß, als dieselbe ihre Bestimmung nur höchst unvollkommen erfüllt und eben deshalb das Verschleppen ganzer Fleischstücke fast nie zu hindern fähig ist.

Andere erachten dagegen durch die allgemeine Einführung von Eisenbahnen in ganz Galizien eine größere Schnelligkeit und Wohlfeilheit des Transports zu bezwecken, und hierdurch nicht allein den bedeutenden Triebkosten, sondern auch dem unausweichlichen Gewichtsverluste von 2 bis 3 Centner beim Stück vorzubeugen.

Beide Mittel mögen an und für sich gerade nicht zu verwerfen sein, allein sie sind keinesfalls geeignet, dem bisherigen Monopolsystem ein allsogleiches, wirksames Ziel zu setzen, denn jedenfalls dehnt das erstere seine ganze Aufmerksamkeit auf die bloße Bestimmung des Gewichtes aus, ohne auch die Festsetzung eines entsprechenden Verkaufspreises statt des von der Wiener Monopolgesellschaft willkürlich bestimmten in Anwendung zu bringen. Der zweite Vorschlag dagegen ist wohl auszuführen, allein man muß hierbei jene Schwierigkeiten in Betracht ziehen, denen dieser Plan von verschiedenen Seiten unterliegen dürfte.

Weit näher liegt ein drittes Mittel, welches darin besteht, das Zunftwesen des Fleischhauer-Gewerbes entweder ganz aufzuheben und dieses Gewerbe an Jedermann, der sich mit selbem zu befassen geeignet ist, freizugeben, oder aber den galizischen Verkäufern das Recht einzuräumen, ihr

unverkauft gebliebenes Hornvieh in eigens errichteten Fleischbänken aufnehmen und gegen eine bestimmte gemäßigte Taxe an die Partheien verabfolgen zu lassen.

Eine solche Maßregel brachte in neuester Zeit Ungarn in mehreren seiner Comitate mit glücklichem Erfolge zur Anwendung, indem es das von Privaten aufgenommene Fleisch um 2 Kr. W.W. billiger als der limitirte Preis an die Partheien abließ, wobei demungeachtet für die Unternehmer ein weit höherer Gewinn erzielt wurde, als wenn das so geschlachtete Hornvieh zu dem höchsten Marktpreise verkauft worden wäre. Durch eine ähnliche Verfügung müßte höchst wahrscheinlicher Weise auch das Wiener Publikum bedeutend gewinnen und die unbegrenzte Ausübung eines Monopols ein Ende nehmen, daß dem Consumenten wie dem Producenten von Tage zu Tage drückender wird; denn jedenfalls müssen Erstere, wenn sie ein besseres Fleisch erhalten wollen, die ohnedies hohe Taxe bedeutend überzahlen, Letztere aber sehen sich für die ungeheuern Gefahren und Verluste dieses Handels durch Wenig oder Nichts entschädigt.

Dieses Mittel dürfte daher allein geeignet sein, eine schnelle und ausgiebige Abhülfe zu gewähren, worauf es hauptsächlich ankommt. Galiziens Gutsbesitzer würden hierdurch in den Stand gesetzt werden, sich mehr mit der Viehzucht zu beschäftigen, wodurch nicht allein das Land, sondern auch ein Handel gewinnen müßte, der bei seiner Unentbehrlichkeit für die benachbarten, mit dem benöthigten Consumtions-Hornvieh nicht hinreichend versehenen Provinzen sich zur höchsten Wichtigkeit erhebt. — — —

b. Borstenvieh-Handel.

Nicht unerwähnt darf übrigens hier Galiziens Borstenvieh-Handel bleiben, da dieser, schon jetzt bedeutend betrieben, einer noch größern Ausdehnung fähig wird. Die Anzahl der von dieser Viehgattung verkauften Stücke erreicht schon jetzt die Summe von 200,000. — Der Hauptabsatz befindet sich in Radomysl und Przeclaw im Tarnower, in Horodenka im Kolomeaer und in Lisko im Sanocker Kreise. —

Nachdem wir auf diese Weise einem der wichtigsten Ausfuhrartikel Galiziens die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt, gelangen wir zu dem zweiten, gleich erheblichen, dem Getreide.

c. Getreide-Handel.

Den Ueberfluß der im Lande erzeugten, den eigenen Bedarf bei weitem übersteigenden Cerealien zu verwerthen, gab es in früherer Zeit drei Hauptwege: nach Preußen, Nordungarn und Rußland, besonders aber wurde die Ausfuhr von Weizen und Korn nach Danzig sehr stark betrieben, allein schon seit vielen Jahren unterliegt letztere bedeutenden Schwankungen; eine Behauptung, die aus folgenden statistischen Daten noch ersichtlicher wird. Es wurden nämlich im Jahr 1838 an Weizen 11,880, im Jahr 1839 329,249, im Jahr 1840 293,880 Scheffel nach Danzig geführt. An Korn dagegen betrug die Ausfuhr im Jahr 1837 nicht weniger als 113,460 Scheffel, während im Jahr 1838 nicht ein Scheffel und im Jahr 1839 nur 1938 Scheffel ausgeführt wurden.

Einen wesentlichen Antheil an diesem unsichern Ausfuhrbetriebe hat vorzüglich die in Preußen eingeführte höhere Verzollung des galizischen Getreides. Obgleich aber dieser Uebelstand im Wege diplomatischer Erörterungen in neuerer Zeit mehrere wesentliche Modificationen erlitt und hierdurch auch jenem Handel eine theilweise Erleichterung zu Gute kam, so gelingt es demselben doch nicht mehr, sich zu der frühern größeren Geltung zu erheben, da man dem galizischen Weizen Mangel an Weiße, Mehlhaltigkeit, hinreichender Schwere ꝛc. zur Last legt, wodurch er im Preiße hinter dem Anbote anderer Länder zurückstehen muß. — Im Durchschnitt läßt sich deßhalb die Ausfuhr des nach Danzig gehenden Getreides in mittelmäßigen Jahren auf 200,000 bis 250,000 Centner veranschlagen, wobei es immer noch unzuverlässig bleibt, ob die Zukunft selbst diesen mäßigen Ansatz nicht Lügen strafen werde.

Der Danziger Getreideausfuhr kommt jene nach Nordungarn am nächsten, obwohl diese nicht regelmäßig, sondern im Allgemeinen nur in getreidearmen Jahren stattzufinden pflegt. — Uebrigens steht auch dieser Quelle in nicht gar ferner Zeit ein gänzliches Versiegen dadurch bevor, daß mit der von Tag zu Tag zunehmenden Verbesserung der ungarischen Zustände, und insbesondere der innern Communicationsmittel, Ungarn den in seiner Mitte und im Süden erzeugten Ueberfluß seinem getreidebedürftigen Norden wird zuführen können.

Am wenigsten lohnend unter all' den eben angegebenen Wegen zeigt sich die Getreideausfuhr nach Krakau, dem Königreiche Polen und Rußland, was am sichtbarsten in dem zunehmenden Verfalle des einst so blühenden Handels

der Stadt Brody hervortritt. Hier läßt Rußlands strenges Prohibitivsyſtem keine Vergrößerung des Verkehrs nach jener Richtung hin hoffen, da im Gegentheil die Strenge ſeiner Grenzſperre tagtäglich zuzunehmen ſcheint. —

Dieſen beiden Hauptartikeln der galiziſchen Ausfuhr gegenüber kann jene der meiſten übrigen Produkte in gar keinen Vergleich gebracht werden, vielmehr entſchwinden mehrere derſelben immermehr vom Markte des Auslandes. So wird, um nur einiger Fälle zu erwähnen, die galiziſche Pottaſche durch jene Ungarns, galiziſche Häute und Wolle durch die gleichen Produkte der Moldau und Rußlands in Schatten geſtellt. In ähnlicher Weiſe werden galiziſcher Honig und Wachs durch ungariſche und moldauiſche Transporte allmälig vom Platze verdrängt.

Demnach ſind die meiſten der einſt in ſo hohem Schwunge befindlichen Ausfuhrartikel nur auf den innern Verbrauch des Landes verwieſen, obgleich Branntwein, Salz und Holz zu manchen Zeiten eine nicht unwichtige Ertragsquelle der Ausfuhr abgeben, und man beſonders den Danziger Holzhandel auf eine Verwerthung von 200,000 bis 300,000 Fl. C.M. jährlich veranſchlagen will. Wie dies hieraus leicht erſichtlich, iſt Galiziens Verkehr mit dem eigentlichen Auslande eher im Ab- als Zunehmen begriffen, gleichwie derſelbe künftighin noch größeren Beſchränkungen ausgeſetzt werden dürfte, wenn erſt das dem größten Flor entgegenſehende Eiſenbahnnetz Deutſchlands ſeine gehörige Ausdehnung erlangt haben wird. —

B. Einfuhr.

Was Galiziens Einfuhr betrifft, ſo ſcheidet ſich dieſe in zwei Theile, und zwar in Gegenſtände der Einfuhr aus

Oesterreich, hauptsächlich Triest und dem entfernteren Auslande, wohin Baiern und Sachsen gehörten, dann in jene aus dem benachbarten Auslande, zu welchem Rußland, die Moldau und Walachei gezählt wird.

In Bezug auf Erstere liefert Oesterreich inländischen Zucker, Baumwollenfabrikate, Schnitt-, Web-, Wirk-, Kämmerei- und Galanteriewaaren, österreichische und ungarische Weine, dann feinere Tabaksorten; Böhmen und Steiermark liefern ordinäre und Bretnägel, Sensen, Strohmesser ꝛc., Triest mit Baiern und Sachsen dagegen Kaffee, Zucker, Gewürze und andere Waaren.

Daß die Einfuhr aus diesen Gegenden nicht unbedeutend genannt werden darf, beweist der Umstand, daß sie zu Zeiten einen Umfang von 600,000 bis 800,000 Wien. Centner erreicht, die einen ziemlich ergiebigen Geldausfluß nach genannten Provinzen bewirken.

Gleich wichtig ist der zweite Theil der Einfuhr aus dem nächst angrenzenden Ausland von preußisch Schlesien, Krakau und dem Königreiche Polen.

Aus diesen Staaten werden besonders Fische, Hornspitzen, Juchten, Roßhaare, Honig, Schafwolle, Häute, Unschlitt, Wachs, Rosinen und Schweinsborsten, etwa im Gesammtgewichte von 40,000 bis 60,000 Centner eingeführt. Man darf übrigens diese Ansätze nicht als unwiderrufliche Belege für die Größe der galizischen Einfuhr ansehen, vielmehr unterliegen dieselben fast alljährlich einer größern oder geringern Aenderung, je nachdem ein oder der andere Artikel gesuchter ist, oder überhaupt die Bedürfnisse des Landes ab- oder zunehmen. So viel ist indessen gewiß, daß in manchem Jahre der Geldumsatz der Einfuhr den der Ausfuhr bedeu-

tend übersteigt, wofür der geldarme Zustand Galiziens wohl einen Hauptbeleg darbieten dürfte.

C. Durchfuhr.

Den hierdurch in dem Geldverkehr des Landes entstehenden Ausfall zu decken, reicht Galiziens Durchfuhrs-Handel bei weitem nicht hin, da derselbe sich meistens auf Alaun, Mineralwasser, Glaswaaren, Farben, Bücher und Musikalien, Papier, Putz-, Baumwollen- und Seidenwaaren, Queckſilber und Zinnober erstreckt, und im Ganzen nicht viel über 60,000 bis 80,000 Wien. Centner des jährlichen Transito-Transportes beträgt.

Es ist übrigens keinem Zweifel unterworfen, daß Galiziens Durchfuhr durch eine, das schwarze Meer mit der Nordsee verbindende Eisenbahn einen bedeutenden Theil des englisch-ostindischen Handels an sich ziehen könnte. Jedenfalls ist es höchst wahrscheinlich, daß hierdurch ein nicht geringer Theil des Verkehrs von Nord- und Mitteldeutschland, von Oesterreich und selbst von England, besonders aber derjenige seine Richtung über Odessa und Gallacz nehmen müßte, dessen Einkaufs- oder Verkaufsplätze sich in den Häfen des schwarzen Meeres befinden.

Diese Ausdehnung des Handels und seinen wahrscheinlichen Ausfluß auf die große europäische Bahn zu besprechen, liegt übrigens nicht in dem Zwecke dieses Artikels, der nur im Allgemeinen die galizischen Handelsverhältnisse besprechen und somit auch nur übersichtlich auf die mögliche Erhöhung der galizischen Durchfuhr hinweisen soll. Demungeachtet möge hier eine theilweise Aufzählung jener Frequenz statt-

finden, die ſich im Jahr 1839 im Hafen von Conſtantinopel ergab, und zwar

kamen an	951,	dagegen	gingen ab	876	öſterreich.	Schiffe,
= =	891,	=	= =	835	engliſche	=
= =	9,	=	= =	8	preuß.	=
= =	7,	=	= =	5	hannöv.	=
= =	7,	=	= =	7	holländ.	=
= =	19,	=	= =	17	belgiſche	=
= =	8,	=	= =	5	ſchwed.	=
= =	4,	=	= =	4	däniſche*)	=

Die Schiffe ruſſiſcher, franzöſiſcher und italieniſcher Flagge ſind hier nicht mitgerechnet, da deren Ladungen mit der durch die projectirte Bahn einzuſchlagenden Richtung wahrſcheinlicher Weiſe nichs zu ſchaffen haben.

Hierdurch ſoll aber keineswegs behauptet werden, daß der größere Theil des aſiatiſch-europäiſchen Handels ſeinen Zug durch Galizien nehmen würde, vielmehr iſt bloß von der Wahrſcheinlichkeit ſeiner einſtigen Ausbreitung unter den gegebenen Prämiſſen die Rede. Die Einwendung, Galiziens Durchfuhr müſſe ſich ſelbſt bei der glücklichſten Zuſtandebringung der projectirten Eiſenbahn-Communication der Concurrenz der Donau-Dampfſchifffahrt ſubordiniren, wird ebenſo dadurch widerlegt, daß, abgerechnet die zunehmende Verſandung der Sulina-Mündung und die übrigen noch immer nicht ganz hinweggeräumten Hinderniſſe der Donauſchifffahrt, auch noch die Langſamkeit der Bergfahrt und die Unbrauchbarkeit der Waſſerſtraße in tieferer Winterszeit, ſo wie über-

*) Oeſterreichiſcher Lloyd.

haupt jener ungünstige Einfluß zu beseitigen sein dürfte, den das Wasser auf gewisse Waaren ausübt.

Wenn aber auch jene Bahn mit der Donauschifffahrt wirklich concurriren sollte, so würde dies jedenfalls keine beide Theile erdrückende, sondern nur eine dem Monopolgeiste des einen oder andern Weges empfindliche Concurrenz sein, die eben hierdurch die Interessen des Handels in jeder Beziehung fördern müßte. — —

D. Innerer Verkehr.

Weit schwieriger wird es, uns nunmehr von der Ausdehnung des innern Verkehrs Galiziens und seiner Bedeutung einen genauen Ueberblick zu geben, oder sich in Zahlen über die Beträchtlichkeit eines oder des andern Handelszweiges auszusprechen; demnach sei es hier blos versucht, eine individuelle Ansicht über die Ausbreitung eines Verkehres darzulegen, der nicht allein durch die bedeutende Consumtion der Hauptstadt, sondern mehr noch durch den wechselseitigen Austausch der östlichen Kreise Galiziens mit den westlichen einen höhern Umschwung erhält.

Abgesehen von dem Verbrauche an Horn- und Borstenvieh, Getreide, Heu, Stroh, Getränken, Holz u. dgl., sind es besonders vier Gegenstände, welche ihrem Bedarfe nach den höchsten Geldgewinn gewähren, nämlich: Branntwein, Salz, Tabak und Anis.

So werden an Branntwein und Geist alljährlich über 14,000,000 bis 15,000,000 Garnetz erzeugt, von denen mehr als fast zwei Drittheile im Lande consumirt werden. In gleicher Weise beträgt die Salzproduction eine jährliche Menge von 400,000 Centner, von welchen der Rzezower, Tarnower,

Bochnier und Wadowicer Kreis 38,000 bis 40,000 Centner jährlichen Durchschnittes zum eigenen Bedarf verbrauchen.

Die Tabakconsumtion Galiziens umschließt in ähnlicher Weise einen jährlichen Verbrauch von 2584 Ctr. Schnupf- und 43,000 Ctr. ordinären Rauchtabaks, welche beiden Sorten im Lande, und zwar in der k. Tabaksfabrik zu Winicki erzeugt werden, wogegen der Bedarf von circa 2056 Ctr. feinen Rauchtabaks aus Hamburg eingeführt wird.

Einer der wichtigsten innern Verkehrsartikel ist endlich Anis, da derselbe größtentheils zum Versetzen des im Lande erzeugten Branntweins verwendet wird, wodurch für den provinziellen Gebrauch allein ein Consumo von 290,000 bis 300,000 Garnetz entsteht. — —

So ungünstig sich, im Ganzen genommen, Galiziens äußerer Handel gestaltet, so lebhaft erscheint nach diesen Daten Galiziens innerer Verkehr. Jedenfalls müßte derselbe die lohnendsten Resultate gewähren, wenn durch eine zweckdienliche, schnelle und wohlfeile Verbindung der westlichen mit den östlichen Kreisen, der in letzteren erzeugte Ueberfluß an Getreide und ähnlichen Artikeln dem Westen zu Gute käme (bekanntlich führt der Wadowicer und Bochnier Kreis nicht nur kein Getreide und Mehl aus, sondern er erhält zu Zeiten auch noch eine beträchtliche Zufuhr aus Mähren), dagegen müßten die in dem westlichen Kreise erzeugten groben Industrie-Gegenstände, als Tuch, Leinwand, Eisen, Holz ꝛc. einen lebhaften Waaren-Rücktausch mit jenen veranlassen.

E. Allgemeine und besondere Mittel zur Beförderung des galizischen Handels-Verkehres.

Nach allen diesen Prämissen zeigt sich Galiziens Handel, wie schon erwähnt, mit Ausnahme seines innern Verkehrs, eher im Verfalle als im Aufblühen begriffen. Hieran trägt außer den vorangedeuteten Ursachen einerseits auch noch der Mangel geeigneter und schneller Communicationsmittel, die theilweise Unschiffbarkeit und erschwerende Richtung der meisten Flüsse, andrerseits aber der Abgang einer veredelten Gewerbthätigkeit und einer erhöhten Industrie die wesentlichste Schuld. Demzufolge muß Galizien den größten Theil seiner Gewerbswaaren und Colonialprodukte aus dem Auslande beziehen, ohne daß es hierfür in dem Absatze oder gegenseitigen Austausch der eigenen Landesprodukte eine hinreichende Entschädigung erhielte.

Die Mittel, diesem Uebelstande abzuhelfen, liegen nicht fern; doch bezwecken dieselben nichts Geringeres, als eine immer innigere Verbindung Galiziens mit den benachbarten, den Bedürfnissen des Landes zunächst liegenden Staaten, oder aber das Herbeiziehen reicher Capitalisten, Fabriksunternehmer und sonstiger Hülfsarbeiter, um durch diese der Industrie des Landes den geeigneten Aufschwung zu geben, und hierdurch auf die qualitative und quantitative Verbesserung der Urproduktion günstig einzuwirken.

Was den Anschluß an die, den Landesbedürfnissen zunächst liegenden Staaten betrifft, so dürfte ein solcher durch die Erbauung einer Eisenbahn im Innern des Landes und durch die unmittelbare Verbindung derselben mit denen des Auslandes am sichersten zu erzielen sein. Einem solchen Plane stellt

jedoch der unendlich geldarme Zustand des Landes ein riesiges Hemmniß entgegen, das um so schwerer zu umgehen sein dürfte, als jede andere Aussicht, dieses Unternehmen etwa durch eine Actiengesellschaft ins Leben zu rufen, an dem inconsolidirten Zustande der meisten seither in Oesterreich ins Leben getretenen Privat-Unternehmungen und ihrem diesfälligen geringern oder größern Mißcredit scheitern muß. (Wir werden auf diesen Gegenstand in einem spätern Artikel zurückkommen.)

Eine solche Communication auf einem andern Wege, durch die Schiffbarmachung der größern Flüsse oder die Anlegung von Canälen, erreichen zu wollen, ist ebenso unmöglich, da einem solchen Vorhaben sowohl die Beschaffenheit der verschiedenen Flüsse, als der die Hauptrichtung des galizischen Waarenzuges gerade durchschneidende Lauf derselben, hemmend entgegensteht. Zur möglichsten Umgehung solcher Hindernisse wurde schon in ältesten Zeiten der Gedanke aufgefaßt, eine engere Verbindung zwischen der Nordsee und dem schwarzen Meere herzustellen, ein Vorhaben, das Carl der Große durch einen großartigen Canal zwischen dem Rhein und der Donau zu verwirklichen gedachte.

Das erste Project dieser Art entwarf Du Defilles, Ingenieur der Republik um die Mitte des 18. Jahrhunderts; dieses bezweckte nichts Geringeres, als eine Verbindung des Dniesters mit dem Bug. Ein zweiter Vorschlag, in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts entworfen und erst in neuerer Zeit (im Jahr 1819) wieder aufgefaßt, endete damit, die Weichsel mit der Oder, beide aber mit der Donau durch die March zu verbinden. Auch beantragte der damalige Wasserbaumeister Le Maire eine Verbindung der Weichsel mit

der Donau durch einen zwischen dem Poprad und der Waag herzustellenden Canal. Ein dritter Vorschlag endlich gedachte den San mit dem Dniester durch einen 9 Meilen langen Canal zu vereinigen.

Obgleich von allen diesen Projecten nicht ein einziges zur Ausführung kam, so darf man doch nicht auf das Unmögliche ihrer Ausführbarkeit schließen. Allein die Realisirung dieser und ähnlicher Pläne ist allzusehr auf verschiedene Elementar-Hindernisse basirt, deren Hinwegschaffung Zeit, Kraft und Geldaufwand erfordert, und dadurch jene wohlthätigen Folgen neutralisirt, die aus diesen Wasserverbindungen jedenfalls entsprießen dürften. Hierher gehört das Verschwemmen und Versanden des Flußbettes und die kostspielige Ausräumung desselben, Hindernisse, welche schon die Elbeschifffahrt auf das Höchste bedrohen und die man ebenso auf dem obern Theile der Donau zu beseitigen bemüht sein muß, wenn nicht die Schifffahrt beider Flüsse vielfältigen Hemmnissen ausgesetzt sein soll, zu denen die trockene Zeit des Jahres 1842 einen bedauernswerthen Beleg geliefert.

Unter solchen Umständen bleibt für Galizien kein anderes Mittel zur Begründung seiner materiellen Wohlfahrt, als die Einführung, Ermunterung und Begünstigung zeitgemäßer industrieller, mit den Agricultur-Interessen des Landes Hand in Hand gehender Unternehmungen.

Daß Etablissements dieser Art, und überhaupt das Emporblühen eines selbstständigen, unabhängigen Fabriks- und Manufakturwesens, nicht allein Galiziens Wohlstand hervorrufen, sondern ihn auch immer fester begründen müßte, unterliegt keinem Zweifel. Daß aber demungeachtet bis jetzt nichts oder nur äußerst wenig für die nächsten Interessen des Landes

gethan wurde, iſt eben ſo wahr, obgleich die Urſache hiervon nicht ſowohl in den eingewurzelten Vorurtheilen über die klimatiſche und productive Beſchaffenheit Galiziens oder in der Unwirthlichkeit und Armuth des Landes, oder endlich in den Unbequemlichkeiten geſucht werden darf, die mit einer Reiſe dahin bei dem Mangel jeder wohlfeilern und ſchnellern Communication verbunden ſind. Zu einer Zeit, wo der herrſchende Ueberfluß an baarem Gelde und der Mangel hinreichender Hypotheken dem Speculationsgeiſte der Gegenwart zwei ganz neue Hülfsquellen gebahnt hat, und alle Capitalien theils dem Felde des Papierſchwindels, theils dem Gebiete der Induſtrie zuſtrömen, iſt es ſehr natürlich, daß man den letzten Weg vorzieht, weil er zwar nicht immer einen bedeutenden, dafür aber bei nur einiger Thätigkeit und Umſicht deſto ſicherern Gewinn abwirft. Daß demungeachtet bis jetzt Niemand auf die Idee gekommen, das brachliegende Feld der galiziſchen Induſtrie zu bebauen und vorzüglich jene Gewerbszweige zu veredeln, zu deren vortheilhaften Bearbeitung nicht allein das Land alles Nöthige im Ueberfluſſe liefert, ſondern die ſelbſt die wichtigſten Gegenſtände des täglichen Bedarfs bilden, iſt in ganz andern Urſachen zu ſuchen, als in jenen, die oben kurzweg angedeutet wurden.

Ihnen kann daher auch weder Aufwand von Zeit und Geld, noch eine größere Bequemlichkeit in Beziehung auf Galiziens allgemeine Communicationsmittel aufhelfen, obwohl zugegeben werden muß, daß ſelbſt die nach Lemberg führende Kaiſerſtraße bei Oeſterreichs gediegenem Straßenweſen beſſer ſein könnte, als ſie es wirklich iſt.

Eben ſo nützt es nichts, die dem Lande zugemutheten Vorurtheile zu bekämpfen, da bis jetzt nicht das Geringſte

zu ihrer Beseitigung von Seite derjenigen geschah, welche dieselben hervorgerufen haben.

Wir wollen hier zugeben, daß Galizien außer aller Communication mit den übrigen Provinzen Oesterreichs liegt, und daß eben dies Viele abhält, ihr Glück daselbst zu suchen; demungeachtet fällt die Hauptschuld des allgemeinen Mißtrauens in galizische Speculationen nicht dem Lande und seiner Unwirthlichkeit, nicht der Armuth desselben und dem Clima, sondern einzig und allein seinen Bewohnern zur Last.

Von Natur aus rasch und leidenschaftlich, mit dem Lavastrom eines mehr südlichen Blutes erfüllt, ist der Pole mit einer Regsamkeit begabt, die denselben dem festen, beständigen Sinn seiner deutschen Nachbarn mehr oder weniger entfremdet. Ihm ist die deutsche Ruhe und Bedachtsamkeit unerträglich, nach seiner Meinung sollen Gedanke und Ausführung rasch auf einander folgen, ohne einer gehörigen Ueberlegung Raum zu gönnen. Dies ist aber auch die Ursache, daß anerkannte Solidität des Charakters in Galizien wenig oder gar nicht erkannt wird, und daß eben deshalb hier zu Lande nur Jene Unterstützung und augenblickliche Aufnahme finden, welche sich eine Art Tagesschwindelei zum Geschäfte gemacht haben. Damit allein können sie die leicht entzündliche Phantasie des polnischen Charakters berücken, da dieser es sehr gern vergißt, über dem Glanzfirniß des Aeußern die Probehaltigkeit des Kernes näher zu ergründen. — In der Regel wird daher nur derlei fahrenden Industrie-Rittern Glauben und Zutrauen geschenkt. Allein auf wie lange? Nur zu bald geräth der Pole, dem man angebornen Scharfsinn und einen gewissen Grad geistiger Bildung nicht absprechen darf, auf die Schliche und Umtriebe jener Menschen, und diese

wandern nun eben so schnell zum Lande hinaus, als sie leicht in dasselbe gelangten. Draußen wird alsdann die unerhörteste Mittheilung über den verwahrlosten Zustand der Provinz verbreitet, und der größten Uebertreibung der Weg gebahnt. Alles dies aber glaubt man, weil das Abenteuerliche und Excentrische stets den gewohnten Einfluß behauptet, zumal bei einem Lande, das in den Zeitungsberichten so gut als gar nicht existirt.

Liegt schon hierin ein Grund des Mißtrauens gegen Galizien, so gelangen wir nunmehr zu einem zweiten. Er begründet sich in der Unbeständigkeit und dem Wankelmuthe der Polen überhaupt. — Gelingt es daher auch einem reellen, redlichen Manne, sich auf einige Zeit in Galizien niederzulassen, oder bei einem der dortigen Edelleute in Dienste zu treten, so kann derselbe von vielem Glücke sagen, wenn sein Aufenthalt die Dauer einiger Jahre umfaßt. Nur zu bald wird der Pole selbst des redlichsten Dieners deutscher Abkunft überdrüssig und die geringste Veranlassung ist alsdann hinreichend, seine Dienste zu kündigen.

Auch bei Geschäftsunternehmungen tritt mehr oder weniger der gleiche Fall ein. Auf die Begründung einer solchen soll schnell der Nutzen folgen; wenn dies aber auf reellem Wege, wie natürlich, nicht erzielt werden kann, da finden Chikanen, Prozesse und Aehnliches statt, die jedem Fremden die Luft Galiziens nur zu sehr verleiten. Ein weiterer Uebelstand ist endlich noch der dem Lande allgemein und mit allem Rechte zur Last gelegte Schmutz, Geldgeiz und Wuchersinn, woran die Uebersüllung Galiziens mit Juden ihren vollen Antheil nimmt, daher das Sprichwort: „Ein Jude über zehn Christen, ein Pole über zehn Juden.“

In solcher Beziehung schämt sich deshalb kein Edelmann, den größtmöglichsten Vortheil irgend eines Geschäftes sich selbst zuzuwenden, ohne den Grundsatz „leben und leben lassen" in Betracht zu bringen. Daß es hierbei an mancherlei Kniffen nicht fehlen möge, beweist die nachfolgende Erzählung eines Vorfalles, der zwar das allgemeinste Gelächter erregte, aber auch einen nicht undeutlichen Beweis von der Geschäftsfähigkeit einzelner galizischer Edelleute abgibt.

In der Absicht, seinen großen Vorrath von Weingeist an den Mann zu bringen, ließ einer der reichsten Cavaliere Galiziens einen mit diesem Artikel Handel treibenden Juden zu sich kommen. Beide wurden des Handels einig, jedoch kam es hauptsächlich darauf an, den geistigen Inhaltsgrad des Verkaufsobjectes zu ermitteln. Zu diesem Behufe übergab jener Cavalier dem Handelsmann einen Krug mit dem Auftrage, persönlich in den Keller hinabzugehen, um von dort aus dem ersten besten ihm beliebigen Fasse eine Probe heraufzubringen. Dies geschah. Der Inhalt des Kruges, von dem Juden eigenhändig gefüllt, wurde vollkommen probehaltig gefunden, sogleich der Verkaufsvertrag zu Papier gebracht und legal ausgefertigt.

Zur Hauptbedingung hatte der Käufer festgesetzt, daß der Inhalt der ihm seiner Zeit zu übergebenden Gebünde mit jenem des Kruges vollkommen übereinstimmen müsse, widrigenfalls der Kauf als null und nichtig zu erklären sei und der Verkäufer alle Kosten des Transportes, so wie eine angemessene Schadloshaltung aus Eigenem zu tragen habe. Zur noch bessern Befestigung des geschlossenen Paktes wurde der Krug mit der in selben gefüllten Probe wohl zugespundet und mit beiderseitigem Siegel vor jeder willkürlichen Eröffnung

gesichert, den Händen des Juden übergeben. — Einige Wochen später langte die erste Zufuhr des erkauften Geistes an. Die Fässer wurden geöffnet, ihr Inhalt probirt, und zu nicht geringem Erstaunen des Erkäufers weit unter der genommenen Probe gefunden.

Die Sache kam zum Prozeß, bei welcher Gelegenheit sich der Edelmann auf den Inhalt des dem Juden übergebenen Kruges berief. — Wie natürlich wurde dieser herbeigebracht und die Siegel unverletzt gefunden; sein Inhalt stellte sich jedoch nach erfolgter Eröffnung noch schlechter als der wirklich verkaufte Spiritus heraus. Der Verkäufer gewann den Rechtsstreit, der Jude wurde zur Bezahlung des erkauften Gegenstandes angehalten.

Längere Zeit nachher löste sich das Räthsel dieses unerklärlichen Vorfalles dadurch, daß in den, dem Juden übergebenen Krug früherhin etwas Wasser zum Frieren gebracht worden war, — das dadurch entstandene Eis löste sich später wie natürlich auf, und sich dem Geiste mittheilend, verringerte es die Gradhaltigkeit desselben.

Fälle dieser und ähnlicher Art sind in Galizien nichts Seltenes; dadurch wird aber auch das Zutrauen geschwächt und Jeder abgehalten, sich durch persönlichen Augenschein von der Wahrheit der dem Lande zur Last gelegten Vorurtheile zu überzeugen, und es hütet sich Jeder, selbst der dürftigste Handwerksbursche, in Galizien sein Brod zu suchen.

Daß es übrigens in Galizien und vorzüglich in Lemberg Leute geben mag, welche, mit Nichts anfangend, sich demungeachtet nicht allein zum Wohlstand, sondern selbst zu bedeutendem Reichthum emporgeholfen haben, kann nicht in Abrede gestellt werden; allein so wie eine Schwalbe noch kei-

nen Sommer macht, so sind auch Jene entweder nur durch äußern Schwindel und so manche Speculationen auf die Schwachheiten der Bewohner Galiziens, oder dadurch zur Wohlhabenheit gelangt, daß sie den Schmutz des Landes jahrelang theilten und durch Geiz ein kleines Kapital zusammensparten, das der Geldmangel der Provinz und der hier herrschende furchtbare Wucherſinn jedenfalls vermehren mußte.

In gleichem Tone könnten wir lange fortfahren, den Stolz, die vornehme Blasirtheit der höhern Stände, die Sucht, Alles selbst und besser verstehen zu wollen, die Ueberfüllung des Judenthums, die Rohheit der Mittelklassen, die Völlerei des Bauernstandes ꝛc. zu schildern und hieraus jene Haupturſachen zu entwickeln, welche nebst der theilweisen Armuth des Landes, dem Aufblühen industrieller Unternehmungen noch auf lange hin den Weg erschweren oder vielleicht ganz versperren werden.

Nach den meisten Seiten hin von größeren und kleineren Flüssen durchschnitten, hat Galizien eine hinlängliche Menge natürlicher Wasserkraft aufzuweisen. Zur Anlegung aller Arten von Fabriken erscheint diese hierlands weit tauglicher als die Anwendung der Dampfkraft, weil es zu deren Betriebe wenn auch nicht so sehr an Brennstoff, obgleich das Holz in manchen Gegenden eben nicht zum Ueberfluß gehört, so doch an intellectuellen Arbeitskräften gebricht. Ebenso ist der Tagelohn in den meisten Kreisen Galiziens äußerst unbedeutend und mit der Arbeitskraft des Volkes in gar keinem Verhältnisse. Endlich aber fehlt es an Allem, was zu den verfeinerten Bekleidungsbedürfnissen des Volkes gehört, so daß ein sicherer Absatz solcher Industrie-Produkte mit voller Gewißheit vorauszusehen wäre.

So lange jedoch die obigen Ursachen nicht hinweggeräumt und die intellectuelle Bildung des Landes nicht im Zunehmen begriffen sein wird, so lange dürften nur einzelne Geschäftsschwindler, weit seltener reelle geistes- und vermögensfähige Männer ihren Weg in ein Land nehmen, das sich von den Grenzen des übrigen civilisirten Europa abgeschieden erhält. Uns aber mag man entschuldigen, wenn wir hierdurch auf eine wunde Stelle des Landes getroffen. — Wahrheit ist schwer zu verdauen, aber sie wird dort nothwendig, wo man die Zeit mit unnützen Klagen verbringt, statt mit ihr werkthätig zur Abhülfe der gerügten Uebelstände die geeigneten Mittel zu ergreifen.

nen Sommer macht, so sind auch Jene entweder nur durch äußern Schwindel und so manche Speculationen auf die Schwachheiten der Bewohner Galiziens, oder dadurch zur Wohlhabenheit gelangt, daß sie den Schmutz des Landes jahrelang theilten und durch Geiz ein kleines Kapital zusammensparten, das der Geldmangel der Provinz und der hier herrschende furchtbare Wucherſinn jedenfalls vermehren mußte.

In gleichem Tone könnten wir lange fortfahren, den Stolz, die vornehme Blasirtheit der höhern Stände, die Sucht, Alles selbst und besser verstehen zu wollen, die Ueberfüllung des Judenthums, die Rohheit der Mittelklassen, die Völlerei des Bauernstandes ꝛc. zu schildern und hieraus jene Haupturſachen zu entwickeln, welche nebst der theilweisen Armuth des Landes, dem Aufblühen industrieller Unternehmungen noch auf lange hin den Weg erschweren oder vielleicht ganz versperren werden.

Nach den meisten Seiten hin von größeren und kleineren Flüssen durchschnitten, hat Galizien eine hinlängliche Menge natürlicher Wasserkraft aufzuweisen. Zur Anlegung aller Arten von Fabriken erscheint diese hierlands weit tauglicher als die Anwendung der Dampfkraft, weil es zu deren Betriebe wenn auch nicht so sehr an Brennstoff, obgleich das Holz in manchen Gegenden eben nicht zum Ueberfluß gehört, so doch an intellectuellen Arbeitskräften gebricht. Ebenso ist der Tagelohn in den meisten Kreisen Galiziens äußerst unbedeutend und mit der Arbeitskraft des Volkes in gar keinem Verhältnisse. Endlich aber fehlt es an Allem, was zu den verfeinerten Bekleidungsbedürfnissen des Volkes gehört, so daß ein sicherer Absatz solcher Industrie-Produkte mit voller Gewißheit vorauszusehen wäre.

II.

Die Reise des Verfassers nach Galizien.

1.

Es war ein trüber, unfreundlicher Herbstmorgen. Lebensmatt und müde erwachte ich aus einem oft gestörten Schlummer. Er hatte mich abgespannt; ich fühlte mich zerrissener, verstimmter denn je, zerfallen mit der Welt, mit meinem Gemüthe. Weshalb? —

Was das Leben dem Menschen bereiten kann, mit welchen Genüssen es ihn immer zu beglücken fähig ist, mir waren sie zu Theil geworden, und doch verlangte ich mehr. Allein der Mensch ist nie zufrieden, nie glücklich, außer er lebt dem Genusse des Augenblickes, den spärlichen Freuden der Gegenwart. Sie allein vermögen seine ewige Unruhe zu bezähmen, den Sturm seiner Gefühle augenblicklich zu besänftigen, selten sie ganz zu ersticken. Der Mensch gleicht hierin einem ausgebrannten Vulkane, der lange ruhig, doch auch wieder Momente innerer Gährung aufzuweisen hat, wo nur ein wilder flammender Ausbruch seine Gluthen zu löschen vermag, die, wie in jenem, so auch in dem ruhigsten Gemüthe zu Zeiten einer gewaltsamen Aufregung entgegenharren.

Höchst mißmuthig trat ich an das Fenster. Im Anblicke von Gottes schöner freier Natur wollte ich mich beruhigen;

ist mich sie es allein, die in das Herz des Leidenden den Balsam süßer Hoffnung träufelt. —

Vergebens. Mich schreckte ein Heer schwarzer, regnerischer Wolken zurück, die, einer Schaar schlangenbekränzter Furien gleich, im raschen Fluge den Aether durcheilten, während das Tosen eines entfesselten Orkans die Fenster meines Gemachs rastlos erklirren machte. —

Draußen tobte der Sturm, in mir nicht minder. Eine nie gekannte Gluth erfüllte mich mit Fieberhitze. Mein Gehirn brannte, meine Pulse flogen, das rasche Pochen meines Herzens drohte mir die Brust zu sprengen. — Was soll dies, fragte ich mich selbst, und sinnend starrte ich bei dieser Frage in den Nebelschleier des Horizonts hinaus. — Plötzlich erhellte es mich wie mit jähem Blitzesstrahle. Du liebst, rief ich mir im vollsten Selbstbewußtsein zu, du liebst ohne Gegenliebe, ohne je vielleicht Erwiederung deiner glühenden Neigung hoffen zu können. So war es. —

Liebte ich das Unerreichbare? Nein! Die Gattin eines Andern? Nein! Ein Luftgebilde? Vielleicht. Meine Liebe umfaßte das Streben nach Ruhm und Ehre, den Durst nach irdischer Hoheit, menschlicher Größe. — Meine Liebe war mein — Ehrgeiz.

Ich fühlte, daß ich nach Nichtigem strebte, daß ich nur mit unsäglicher Mühe ein Ziel erreichen konnte, das vielleicht schon im nächsten Augenblicke, von der Sichel eines plötzlichen Hinscheidens berührt, in Nichts zerfiel, und doch vermochte ich nicht dem heißen Verlangen zu widerstehen. Mich drohten die Gluthen meines Innern zu verzehren; ich mußte den Brand löschen, sollte ich auch darüber untergehen.

Lange sann ich nach, endlich war ich einig geworden.

Ich beſchloß zu reiſen. Fern von meinem Vaterlande wollte ich mir in einer fremden Heimath jenes Glück ſuchen, das ich in der eigenen nie, oder nur ſehr ſpät zu erreichen im Stande war. Wohin? blieb die einzige Frage. —

In Spanien gab es Frieden, in Afghaniſtan erblühten mir keine Lorbeeren. Nach Algier? Was ſollte ich dort, wo man eben nichts weiter als Köpfe braucht, um ſie in einem hartnäckigen, nutzloſen Kampfe mit einem fanatiſch geſinnten Feinde hinzuopfern?

Ueber meinen ehrgeizigen Plänen und Entwürfen ſchien es mir faſt, als hätte ich den eigenen Kopf verloren, als wären mir nur meine Hände übrig geblieben, kräftig genug, um im Angeſichte des Feindes Säbelhiebe auszutheilen, nicht ſie hinterliſtig von einem erbitterten Gegner zu empfangen. — — Noch blieb mir China und Rußland übrig.

Allein auch in China gab es ſo Manche, die, wie Frankreichs hochherziger Bürgerkönig, „den Frieden um jeden Preis“ zu erringen ſtrebten. Uebrigens hatte mir dieſes Land nie etwas zu Leide gethan, vielmehr meine Theebüchſe ſtets auf Treu und Glauben mit ächtem ruſſiſch-chineſiſchen Thee verſorgt. Gegen China konnte ich nicht fechten, nur in Rußland, in dem unausgeſetzten Feldzuge mit Tſcherkeſſien vermochte ich allein den ſo heiß erſehnten Grad perſönlicher Auszeichnung zu erlangen. Immer feſter entſchloß ich mich, nach Rußland zu reiſen. —

Uebrigens verband ich mit dieſer Reiſe auch noch einen höhern politiſchen Grund. Ich betrachtete Rußland als jenen Koloß, von dem dereinſt, nach der Meinung der meiſten Publiciſten der Gegenwart, Europa's künftige Umgeſtaltung zu einer allgemeinen ſlaviſchen Univerſal-Monarchie ausgehen ſoll.

Europa ruſſiſch — wäre dieſer Gedanke unmöglich? Nein, aber koloſſal, wie Alles in Rußland, wie die Menſchen und Dinge, wie die Grenzen dieſes Staates vom Eismeer bis an den Euphrat, wie das Lager von Kaliſch, wie der Generalmarſch deſſelben von 8000 Tambours im wüthendſten Enſemble ausgeführt, wie der acht Fuß hohe Tambourmajor, der an ihrer Spitze das großartigſte Trommelorcheſter dirigirte, das je in dieſer Gegend zu vernehmen geweſen.

Welche Zukunft müßte es werden, wenn es dem Geiſte der Zeit plötzlich einfiele, den übrigen Staatenverein unvorbereitet mit einem plötzlichen Einmarſche von Seite Rußlands zu überraſchen! Was konnte ich, der ſein Vaterland ſo heiß und innig liebt, Beſſeres beginnen, als die Wiege meiner Kindheit mit dem Gedanken zu befreunden, den nordiſchen Koloß ſchon jetzt als den gewiſſen Centralpunkt jeder künftigen europäiſchen Geſittungs-Umwälzung zu betrachten?

Warum ſollte übrigens z. B. Böhmen nicht eben ſo gut ruſſiſch geſinnt ſein, als es jetzt, kaum von ſeinem Ständezerwürfniß geneſen, mehr denn jemals engliſchen Albernheiten huldigt, und ſich im Beſitze ächtengliſcher Vollblut-Pferde, ſchottiſcher Ponys und iriſcher Hetzhunde glücklich wähnt, glücklich durch Wettrennen und Parforce-Jagden. Welch' glückliches Ländchen!

Es iſt der Taumel der Zeit, der uns ſtets nach neuen Formen haſchen läßt, um die alten unbefriedigt bei Seite zu werfen. Seit die Welt ſteht, hat ſie es mit dem Wechſel gehalten; 2000 Jahre haben ſie nicht anders gemacht, ſo wird ſie auch in der Zukunft nicht viel anders, nicht viel beſſer werden; Alter ſchützt vor Thorheit nicht.

Wie lange iſt es her, daß franzöſiſche Tanzmeiſter,

Perruquiers, Induſtrie- und Glücksritter aller Art nach Rußland wanderten, um den leichten Modetand franzöſiſcher Sitten nach dem ſchweren Boden des Nordens zu verpflanzen, — warum ſollte Böhmen in anderer Beziehung nicht daſſelbe thun? Darum zieht es engliſche Stall- und iriſche Hetzknechte als Stall- und Hetzmeiſter in ſeine ſchönen Gauen, um ſie (die in dem eigenen Vaterlande kaum genug an Kartoffeln erwarben, den nagendſten Hunger zu ſtillen) mit dem Schweiße des armen Unterthanen groß zu ziehen. Es fragt ſich nur, ob dieſelben jenem Lande treu bleiben werden, das, von augenblicklicher Anglomanie erfaßt, ihnen eine neue erwerbsreiche Heimath eröffnete? Ich glaube, nein; vielmehr werden die Meiſten, mit dem leicht erworbenen Gelde bereichert, früher oder ſpäter wieder nach Albions Geſtaden zurückkehren, um dort einer Nachahmungsſucht zu ſpotten, die ihnen zum Wohlſtande verholfen, während ſie die reichſten Geſchlechter des Landes einer immer tiefern Armuth — zugeführt. —

Doch wohin bin ich gerathen? Von meiner Reiſe nach Rußland wollte ich ſprechen, ſtatt deſſen berichte ich die neueſten Zuſtände eines Landes, das in der Gegenwart mehr als je an das Tageslicht der letzten Ereigniſſe der Zeit getreten. So jagen ſich die Ideen des Menſchen in bunter, geſchäftiger Eile, ſo führt der heiterſte Scherz zu tiefem Ernſte, das harmloſe Treiben des unbefangenen Touriſten zu bitterer Ironie. Hinweg mit jedem ernſteren Gedanken! Iſt auch das Leben ernſt, ſo hat es doch ſeine heitere Laune; fröhlich iſt die Gegenwart, grübelnd nur die Zukunft, deshalb will ich für jetzt nur den Forderungen des Augenblickes gehorchen, und von den Erlebniſſen meiner Reiſe berichten, treu und wahr,

wie sich die Bilder derselben auf meinem Wege nach dem fernen Ziele gestalteten.

Mein Reiseentschluß war unwiderruflich geworden; ich eilte, ihn so schnell als möglich auszuführen.

2.

Meine Vorbereitungen waren bald getroffen, eben so schnell fand sich mein Wagen im reisefertigen Zustande; noch warf ich einen letzten schmerzlichen Scheideblick auf jene Gegenstände, die mir durch langen Gebrauch lieb und werth geworden, die ich nun verlassen sollte, um sie nicht so bald, vielleicht nie wieder zu sehen.

Im schnellen Fluge ging es von dannen. In kürzester Zeit lag mein freundlicher Geburtsort weit hinter mir. Von Zeit zu Zeit stieß mein Postillon, ein frischer, munterer Bursche, wacker ins Horn, indem er seine mehr und mehr ermüdenden Rosse zu einer immer beflügelteren Eile antrieb. —

Mir war es, als ob ich mit Dampfesschnelligkeit fortgezogen würde, Berge, Hügel, Thäler, Wälder, Menschen und Thiere sausten in wirbelnder Schnelligkeit an mir vorüber. Wohler als je, wie von einer drückenden Last befreit, lehnte ich mich, in tiefe Gedanken verloren, in den weichen Fond des Wagens zurück, um ungestört mich den heitersten Träumen hinzugeben.

Ich sah mich im Geiste tief nach Norden versetzt, umgeben von dem schimmernden Glanze eines selbstgeschaffenen Glückes. Vor, neben, rings um mich schmetterten russische Hörner einen fröhlichen Siegesmarsch, dazwischen wirbelten Trommeln, Rosseshufe tönten, die schweren Fußtritte unabsehbarer Infanteriemassen hallten nach. Jetzt blitzte ein jäher

Strahl durch den tiefen Nebelschleier, ein Schuß folgte, und wie aus tausend Feuerschlünden ergoß sich ein Meer wirbelnder Rauchsäulen über Europa's weite Flächen, krachend rollte der Donner von den Pyrenäen bis zu den Karpathen wieder. Ein ungeheurer Hurrah-Ruf erscholl. Europa war russisch geworden, Kanonendonner und Jubelgeschrei verkündeten das furchtbare Ereigniß einer Welt, die mit Zittern und Zagen diesem Augenblick entgegengesehen.

Ein plötzliches Gekrach unterbrach meine Träume; zu gleicher Zeit bog sich der Wagen zur Seite, wobei mein nickend auf die Brust herabgesunkenes Haupt in ziemlich unangenehme Berührung mit dem Wagendache kam. Eine schnelle unglückliche Wendung an einer schwer bepackten Lastfuhre vorüber hatte das eine Hinterrad meiner Berline zu fernerem Dienste untauglich gemacht. Nur zu bald wäre ich vielleicht genöthigt gewesen, gleich Fanny Elsler in Amerika jene heimathliche Erde zu küssen, die ich für immer zu verlassen Willens war, da hielt noch zu rechter Zeit der hocherschrockene Postknecht die beiden Gaule an. Wohlbehalten sprang ich von meinem Sitz, um die kurze Strecke zur nächsten Station zu Fuße zurückzulegen.

Etwa eine Stunde später saß ich in behaglicher Ruhe an der Gasttafel des schwarzen Adlers zu Jenikau; da trat mein Bursche mit der Meldung an mich heran, daß mich die Reparatur meines Wagens wohl einige Tage in diesem Orte zurückhalten werde.

Ich war entrüstet, empört über einen Unfall, der den Anfang meiner Reise gleich ursprünglich in solch unwillkommener Art behelligte, demungeachtet mußte ich über das halb böhmische, halb deutsche Kauderwälsch eines Menschen lachen,

den das Schickſal bei dieſem Unfalle am meiſten betheiligt hatte, da es ihn von ſeinem hohen Sitze herab wider ſeinen Willen mit dem Chauſſeegraben in eine eben nicht angenehme Berührung gebracht. So ſehr ich deshalb bei dem Gedanken erzitterte, längere Zeit hindurch in einem Neſte verweilen zu müſſen, das mir nur ein über die Maßen ſchlechtes Pflaſter zum Spazierengehen und die Begleitung eines ganzen Rudels iſraelitiſcher Auserwählter zur Geſellſchaft darbot, ſo bald ſtellte die phlegmatiſche Gelaſſenheit meines treuherzigen Reiſegefährten und ſeine unerſchütterliche Ruhe auch meine Ruhe wieder her.

Mein Entſchluß war gefaßt, ich ließ meinen Wagen auf dem Poſthofe zurück und beſchloß, meine weitere Fahrt auf dem von Prag nach Ollmütz gehenden Stellwagen fortzuſetzen. Bei dieſem Anlaſſe konnte ich nicht allein die mir ſo ſehr angerühmten Fahrgelegenheiten Böhmens näher kennen lernen, ſondern ich gedachte auch auf dieſem Wege zu mancher Bekanntſchaft zu gelangen, die ich, gleich Kohl, dem geiſtreichſten Reiſenden der Neuzeit, zu meiner Kenntniß über den Zuſtand des Landes auf die bequemſte Weiſe auszubeuten im Stande ſein konnte.

Weder Pferde noch Wagen befriedigten mich; beide waren in einem Zuſtande, der mich theils an die Zeit der Arche Noah's, theils an jene der Roſinanten des unverwüſtlichen Ritters Don Quixote erinnerte. Deſto gewählter war die kleine Geſellſchaft, mit der ich zuſammentraf.

Mir gegenüber ſaß eine zärtliche Mutter in den ſiebenziger Jahren mit einer etwas verzärtelten Tochter, die das ſiebenzehnte Lebensjahr noch nicht überſchritten zu haben ſchien. Beide litten an der Einſilbigkeit. Im Hintergrunde des

Wagens befand ſich ein reicher Hopfenhändler aus Saaz. Man konnte mit vollem Rechte von ihm behaupten, Mutter Natur habe Hopfen und Malz mit dem beſten Erfolge an ihn verſchwendet. Er glich an Form und Geſtalt einer umfangreichen Biertonne und machte in ſolcher Beziehung ſeiner Nachbarin, einer vierſchrötigen Leinwandhändlerin aus Hohenelbe, viel zu ſchaffen. Dieſe nahm ſo ziemlich die überwiegende Hälfte des hinteren Platzes ein, wobei es ohne manche unſanfte Berührung beider Koloſſe um ſo weniger abgehen konnte, als der Beſitzer des ſchmal gebauten Wagens den möglichen Fall eines ſolchen umfangreichen Zuſammentreffens nicht vorbedacht hatte.

So finſter indeß auch der Erſtere vor ſich hinſah und manche bittere Bemerkung über ſeinen engen Sitz vor ſich hinbrummte, ſo war doch ſeine Gefährtin durch nichts aus einer Laune zu bringen, die nicht ſelten Alle zu einem herzlichen Gelächter hinriß.

Beſonders lebhaft intereſſirte ſich dieſelbe für ihr Vaterland, dem ſie mit warmer Liebe anhing. Es machte ihr das größte Vergnügen, ihre Reiſegefährten in böhmiſcher Sprache anzureden, und ich muß offenherzig geſtehen, daß ich dieſe Sprache nie ſo wohlklingend gefunden hatte, als jetzt, wo ich ſie von dieſer ältlichen Frau in der reinſten Betonung vortragen hörte.

Es würde zu weit führen, wenn ich mich in die kleinen Details meiner Reiſe durch Böhmen einlaſſen wollte. Genug daran, daß wir glücklich nach Ollmütz gelangten, wo ich mich nur mit ſchmerzlicher Erinnerung von jenem Weibe trennte, welche durch ihr tiefes patriotiſches Gefühl manche wunde Seite meines Herzens berührt hatte.

Mir ſchien es ſtets eine Fabel der Vorzeit geweſen zu ſein, wenn ich von dem böhmiſchen Mädchenkriege oder von Wlaſta's und Scharka's kriegeriſchen Thaten hörte. Bei dieſer Frau drängte ſich mir zum erſten Male die wirkliche Möglichkeit jener Zeit auf. Noch glaube ich ſie vor mir zu ſehen, wie ſie bei einer Wendung des Geſprächs in die leidenſchaftlichen Worte ausbrach: „ſie würde zur Stelle ihren Leinwandvorrath bei Seite werfen und, mit dem Schwerte umgürtet, als ſchwaches Weib furchtlos in die Reihen ihrer Landsleute treten, wenn ſie das theure Vaterland, die Erde, die ſie geboren, feindlicher Gefahr preisgegeben ſähe.

Nie hätte ich geglaubt, ſo tief erſchüttert und von dem Wohllaut der böhmiſchen Sprache ſo ſehr gerührt zu werden, als ich es in jenem Augenblicke wurde.

Obgleich wir ziemlich ſpät in Ollmütz eintrafen, ſo war doch ſchon wenige Secunden ſpäter die kleine Geſellſchaft nach allen vier Winden zerſtoben.

Um einer drückenden Langweile zu entgehen, beſuchte ich noch an demſelben Abend das kleine, aber äußerſt niedliche Theater dieſer Stadt. Als Director deſſelben bezeichnete man mir Carl Burghauſer, denſelben, der die Direction der Linzer Bühne zu übernehmen geneigt geweſen.

Unter allen kleineren Bühnen Oeſterreichs, die ich auf meiner Reiſe durch dieſen Staat hin und wieder kennen gelernt, iſt, offen geſtanden, jene zu Ollmütz eine der erſten, wenn nicht die erſte. Ich habe nie eine ſo wackere Geſellſchaft, nie ein ſo reges Zuſammenſpiel, nie eine ſo umſichtige Regie bei einem kleinen ſtehenden Theater gefunden, als wie dies in Ollmütz der Fall war. Es wäre nur zu wünſchen,

daß jede Direction in gleicher Weise ihre Verpflichtungen gegen die Kunst, wie gegen das Publikum erfüllen möchte.

Uebrigens hatte Ollmütz gar keinen Reiz für mich. Ringsum von Festungswerken umgeben, die an die Unbezwinglichkeit dieses einstigen Bollwerkes gegen die früheren Feinde der Christenheit erinnern, ist auch das Innere dieser Stadt, oder eigentlich Festung, eine Masse todter Steinhaufen, denen durch den Bau der Kaiser Ferdinands-Nordbahn nach und nach alles Leben entzogen wird.

Rüstige Soldaten mit grimmigen Schnurr- und Backenbärten, Offiziere in gepreßten Kaputröcken, hübsche Mädchen mit schelmischen Augen, und finster brütende Diener der Religion in langen Talaren, sie schienen mir die einzigen Bewohner eines Ortes zu sein, dessen Straßen vielleicht in kürzester Zeit mit hohem Gras bewachsen sein dürften. Macht man diese Bemerkung schon im Winter, wo der Hofstaat des geistlichen Oberhirten Mährens doch immer noch einiges Leben nach Ollmütz bringt, so kann man sich erst eine Vorstellung von der traurigen Langweile machen, welche von dem Augenblicke an eintritt, wo der Erzbischof Mährens seinen Auszug nach seiner Sommerresidenz in Kremsir hält.

Eine seltene Eigenthümlichkeit ist jedoch in Ollmütz, wie in Oesterreich überhaupt, die bischöfliche Garde, zu deren Haltung sich der oberste Prälat dieses Landes durch ein eigenes Statut gedrungen sieht. Dieses Vorrecht ist, soviel ich weiß, in ganz Oesterreich sonst keinem Fürsten vom geistlichen Stande gestattet. Auch gewährt es einen wirklich sonderbaren Anblick, diese stämmigen Grenadiere zu betrachten, denen beim ersten Anblick, trotz ihrer netten Uniformirung, denn doch immer Etwas abzugehen scheint.

Lange ſann ich hin und her, worin dies wohl beſtehen möge, bis mich ein Zufall zu der Entdeckung führte, daß dieſe Garde, obwohl zum Schutze der erzbiſchöflichen Reſidenz beſtellt, weshalb ſie auch täglich an den Thoren derſelben die Wache bezieht, demungeachtet keine Haare auf den Zähnen habe, oder mit andern Worten, keinen Schnurrbart tragen dürfe. Daß das kaiſerliche Militair dieſen Mangel zu manchen Seitenhieben und Sticheleien benutzt, iſt leicht erklärbar. Ebenſo ſcheinen ſich aber auch die Offiziere der kaiſerlichen Garniſon gar oft im Stillen darüber zu ärgern, wenn der Lieutenant der geiſtlichen Garde einen oder den andern Offizier der weltlichen Armee ſchlechtweg mit „Herr Camerad" anſpricht, eine Titulatur, welche jenem durchaus nicht behagen will.

Bei beſonders feierlichen Gelegenheiten ſtellt ſich ein eigener Capitain an die Spitze dieſes erzbiſchöflichen Militärs, der ſich jedoch ſonſt mit dem friedlichen Geſchäfte eines erſten Oekonomie-Beamten auf den erzbiſchöflichen Gütern abzugeben hat und dieſen Poſten nur bei außerordentlichen Veranlaſſungen mit jenem eines fürſt-erzbiſchöflichen Garde-Commandeurs vertauſcht. In einem ſolchen Falle reitet derſelbe zur rechten Seite des Wagenſchlages, während der geiſtliche Stallmeiſter die linke Seite beſetzt hält. — —

Etwa einen Tag ſpäter ſetzte ich meine Reiſe auf der Kaiſer Ferdinands-Nordbahn nach Leipnik fort. Zu bedauern iſt es, daß dieſe nicht, dem urſprünglichen Zwecke gemäß, weiter geführt wurde. Dadurch wäre mir und ſo manchem Andern, den ſeine Verhältniſſe nach dem tiefen Norden zu reiſen zwingen, die Marter erſpart worden, in einen ungeheuern Stellwagen eingepreßt zu werden, dem der Speculationsgeiſt der Gegenwart den Namen eines Omnibus beilegt.

Bereits in Leipnik, obgleich dieses Städtchen noch nahe an zehn Meilen von der Grenze Galiziens entfernt liegt, ist eine gewisse Annäherung an polnische Volksthümlichkeiten nicht zu verkennen. Die ganze Gegend erhält hierdurch den ganz eigenen Reiz origineller Neuheit, der eine immer reichere Abwechselung darbietet, je näher man zu der Grenze selbst gelangt. Denn nicht allein, daß die meisten Wirths- und Einkehrhäuser sich größtentheils in den Händen polnischer Juden befinden, die zugleich in den nebstbei betriebenen Branntweinbrennereien einen nicht unerheblichen Gewinn erzielen, so klingt auch schon die Sprache nach dem gedehnten Accente des polnischen Idioms, obgleich dieselbe noch immer mit Slavismen untermengt ist.

Ein besonderes Interesse gewährten uns auf dieser Straße die langen Züge polnischen Hornviehes, das, von zottigen, in grobe, zerlumpte Kotzen nur nothdürftig eingehüllten Treibern langsam vor sich her getrieben, seinen Weg nach Leipnik nimmt. Hierher zog sich auch in neuester Zeit der ganze galizische, oder eigentlich Moldauer und Bukowiner Ochsenhandel, während die einst in dieser Beziehung so berühmten Märkte der Stadt und Festung Ollmütz gänzlich eingingen und dieser Ort von der früheren Stufe seines blühenden Wohlstandes immer mehr zurückkommt.

Einen wesentlichen Antheil an dieser Aenderung nimmt, wie schon erwähnt, die bis Leipnik geführte Kaiser Ferdinands-Nordbahn, deren weiterer Fortgang mit dem Erreichen dieser Station sein derzeitiges Ende erreicht hat. Hierdurch allein erhielt jener Marktflecken seine gegenwärtige wichtige Bedeutung. Während Handwerke und Gewerbe aller Art daselbst ihren raschen Aufschwung nehmen und der Hauptzusammenfluß von Fremden nur dort seinen Platz findet, verödet Ollmütz

von Tag zu Tag mehr, und die Zeit dürfte nicht mehr fern sein, wo man das Steinpflaster der einst berühmten und bis jetzt unüberwindlich gebliebenen Grenzfestung mit dichtem Gras bewachsen erblicken wird.

Einem gleichen Schicksale dürfte aber auch Leipnik entgegengehen, wenn erst die weitere Fortsetzung der gedachten Bahn nach Lemberg und ihr Anschluß an die Warschau-Petersburger Bahn stattfinden sollte. Obgleich an der Ausführung dieses Unternehmens von Seiten der galizischen Stände mit dem regsten Eifer gearbeitet wird, so dürfte doch dessen Realisirung jedenfalls kaum früher erfolgen, als nicht auch der gegenwärtig ausgesetzte Bau der Warschauer Bahn weiter fortgeführt wird. Uebrigens soll der Handel mit polnischem Treibvieh, wie von mehreren Seiten einstimmig versichert wird und wie wir dies früher näher erörtert haben, bei weitem nicht mehr in so schwunghaftem Gange sein, als er es früher gewesen. Demungeachtet gewahrt man von Zeit zu Zeit unabsehbare Weideflächen, die hin und wieder zahlreichen Banden polnischen Hornviehes zum Ruheplatze dienen. Mitten unter ihnen erblickt man, besonders des Morgens oder am tieferen Abend, einzelne Treibknechte, die, auf einigen Schütten Stroh bei einem hellflammenden Feuer hingestreckt, nach ihrer Weise es sich bequem gemacht haben. Andere vertheilen rings im weiten Kreise an ihre Pflegebefohlenen einzelne Heubunde, die auf hochbeladenen Wagen zur Nahrung des ermatteten Treibviehes dem Lagerplatze zugeführt werden.

Im Allgemeinen sind solche Rastorte in die Nähe eines Dorfes und gemeiniglich an solche Plätze verlegt, wo auch fließendes Wasser zur Tränke in genügender Menge vorhanden ist. Die Fütterung mit Heu geschieht jedoch nur in den Win-

termonaten bei tiefliegendem Schnee. Im Sommer muß sich der ganze Trieb mit der kahlen Weide jener spärlichen Wiesenplätze begnügen, welche zu diesem Behufe durch die Erlegung eines eigenen Weidegeldes ihren Eigenthümern abgemiethet werden. Ebenso begnügt sich aber auch der Treiber mit einem Schlucke der zu seiner Gesundheit wesentlich erforderlichen Wutka, von welcher die Maaß in Schlesien nicht höher als etwa 28 Xr. kommt. Hierzu einige Bissen hartes Brod, und die frugale Mahlzeit ist beendet.

Wie wenig der Mensch braucht, um glücklich zu sein, ersieht man schon aus dieser kleinen Schilderung, und doch giebt es in Galizien Orte genug, wo selbst das Brod als Luxusartikel erscheint, und der Bauer, mit Weib und Kind unter seinem Viehe auf harter Erde liegend, sich nur höchst selten ein kleines Gläschen des ihm unentbehrlichen Lieblingsgetränkes zu verschaffen im Stande ist. —

Zu Zeiten begegneten wir auf unserem Wege kleinen polnischen Wägelchen, Neutitschankas, so genannt von der schlesischen Stadt Neutitschein, in welcher die meisten derselben verfertigt und von dort weit und breit nach Galizien versendet werden. Von einem, sehr oft aber auch von zwei, drei, und selbst vier kleinen, neben einander gespannten Pferden gezogen, eilten diese im raschen Trabe dahin, während ihre Lenker, bärtige Juden mit langen schwarzen, mehr zerrissenen als ganzen und nur selten geflickten Talaren, oder zerlumpte Bauern mit konisch geformten Pelzmützen, unbarmherzig auf die kleinen Thiere einhieben, die man bei uns nur an Kinderwägelchen gespannt oder von Kindern geritten erblickt. Sie erinnern an das Liliputanerwesen der Mährchenzeit, an die schönen Tage der Jugend, in welcher uns das Leben in der heitersten Ge-

ſtaltung erſcheint. Weiterhin, im tiefern Hintergrunde des herannahenden Jünglings- und Mannesalters, geſtalten ſich dagegen Kummer, Sorgen und Leiden aller Art nach und nach zu jenen Schreckensbildern, die uns nur ſelten des Lebens wahren Werth in ungetrübter Ruhe genießen laſſen. Und doch hat auch das höhere Greiſenalter einen eigenen, unverkennbaren Reiz, beſonders, wenn es uns in ſo vollendeter, majeſtätiſcher Form begegnet, wie ein ſolcher Anblick mir auf meinem weiteren Wege nach Teſchen zu Theil wurde.

Etwa eine Viertelſtunde vor dieſer Stadt gewahrte ich eine Koppel eleganter Reitpferde, von einem hochbepackten, dreiſpännigen Rüſtwagen gefolgt. An der Spitze des Zuges ritt ein alter, eisgrauer Schlachtitz, ihm zur Seite ein blühender Jüngling, allem Anſcheine nach ſein Sohn. Nie trug ein edleres Geſicht den Typus der reinſten Nationalität in ſo hoher Vollendung zur Schau, als ich dieſe bei dem hochbejahrten Greiſe gewahrte.

Hochaufgerichtet in edelſter Haltung, das kräftig gebräunte Antlitz mit einem blendendweißen Backen-, Schnurr- und Kinnbarte dicht bedeckt, ſchoſſen ſeine Augen flammende Falkenblicke auf unſere Geſellſchaft hin, während ſeine linke Hand das bei dem Rollen unſeres Wagens ſich hoch emporbäumende Roß mit einem einzigen, kaum bemerkbaren Rucke zügelte.

Lange blickten wir dem Zuge nach, der, wie wir ſpäter erſt erfuhren, ſeinen Weg nach Wien nahm, um daſelbſt die mitgeführten, in Galizien angekauften Reitpferde an die neuerrichtete kaiſerlich-italieniſche Garde abzugeben. Bei dieſer Gelegenheit unternahm der Sohn jenes Edelmannes, ein blühender, vielverſprechender Sarmate, den erſten Ritt in die große Reitſchule des menſchlichen Lebens. Wohl ihm, wenn

er einſt ſattelfeſt, wie ſein greiſer Vater, auf muthigem Roſſe mit ſtolzem Selbſtbewußtſein das Gefühl toller Freiheit zu zügeln im Stande iſt, das beſonders die Jugend Galiziens zu mancherlei Thorheiten hinreißt, für die ſie oft das ganze Leben hindurch qualvoll büßen muß.

Ein warnendes Beiſpiel ſolch' jugendlichen, übermüthigen Freiheitsſchwindels ward uns in dem kleinen ſchleſiſchen Städtchen *** zu Theil. Kaum daſelbſt angelangt, erblickten wir nicht allein den weiten Hofraum des zur Mittagsſtation beſtimmten Gaſthauſes, ſondern ſelbſt die Gaſtſtube mit einer Anzahl öſterreichiſcher Militärs angefüllt, die zur Bewachung und Escortirung jener dreizehn jungen Leute dienten, deren Geſchichte wir im Abſchnitte der politiſchen Umtriebe Galiziens erwähnt.

Es ſoll ein erſchütternder Anblick geweſen ſein, als die jugendlichen Sträflinge durch einige Städte Galiziens transportirt wurden, um nach ihrem künftigen Beſtimmungsorte, dem Spielberg, als dem gewöhnlichen Bewachungsorte politiſcher Verbrecher, gebracht zu werden. Von allen Seiten eilten Eltern und Verwandte herbei, um jene, vielleicht zum letzten Male, zu ſehen, denen ihre Unbeſonnenheit ein ſo hartes Loos bereitet. — Demungeachtet wurden dieſelben nicht nur während ihres Transportes, ſondern auch ſchon früher, im Laufe der ganzen Unterſuchung, mit einer Milde behandelt, die von dem edlen Humanitätsgefühle der öſterreichiſchen Regierung den ſprechendſten Beweis liefert.

Nicht allein, daß man ihnen jede nur mögliche Freiheit geſtattete, ſo wurde auch die Unterſuchung mit den Regungen der edelſten Menſchenliebe geführt. Man ſah in den Unglücklichen mehr Verirrte — weniger Verbrecher. Dieſes ehrende

Zeugniß legten dieſe ſelbſt ab, als ihre Eltern nach den Wundmaalen forſchten, welche ihnen die dictirten Schläge der Unterſuchungsrichter verurſacht haben ſollten.

„Wir haben", ſagten ſie, „nicht einen Schlag erhalten, und ſelbſt unſere Eltern hätten uns nicht ſchonender, nicht liebreicher behandeln können, als uns die Regierung behandelte. Wir hatten für unſer Vergehen die härteſte Strafe verdient; daß ſie uns in ſo gelindem Maße zu Theil geworden, iſt eine Wohlthat, die wir dankend anerkennen müſſen." —

Leider ſchienen die Armen, von dem ſie begleitenden Polizei-Commiſſar mit aller Menſchenfreundlichkeit behandelt und mit allen möglichen Genüſſen betheilt, das harte Loos nicht zu ahnen, dem ſie unnachſichtlich entgegeneilten. — Heiter und ſorglos, erinnerte ſie nichts an ihre Zukunft, als das Klirren ihrer ſchweren Ketten, die jeden Entrinnungsverſuch vereitelt haben würden, wenn auch nicht eine dreifache Escorte mit ſcharf geladenen Gewehren dieſes Vorhaben in das Gebiet der Unmöglichkeit geſtellt hätte.

Gleich nach vollendetem Mittagsmahle ſetzten dieſelben ihre Reiſe in mehreren kleinen, von polniſchen Juden geführten Wagen fort. Je zwei auf einen derſelben vertheilt, ſaßen ſie zwiſchen drei Soldaten, zu noch größerem Ueberfluß an die Wagenleitern angekettet.

Ihr Loos iſt jedenfalls hart, obwohl nicht unverdient. Dem Spruche des Geſetzes verfallen, iſt dieſes, wenn auch von Menſchen gegeben, doch göttlichen Urſprunges. — Wohin ſollte es mit der Welt und der Menſchheit kommen, wenn ſchon Knaben, kaum der Schule entwachſen, ſich zu einem Freiheitsſchwindel hinreißen laſſen, der ſelbſt das Heiligſte mit frecher Willkür in den Staub zu treten entſchloſſen iſt! — Demun-

geachtet bleibt für dieſelben nicht alle Hoffnung verloren. Eine ſichtbare Reue, vereint mit ruhiger Ergebung in das ſelbſtbereitete Loos, hat noch nie vergebens an die Pforte der höchſten Herrſchermilde geklopft. Auch hier dürfte ein theilweiſes Erlaſſen der gerechten Strafe eintreten, ſind erſt die Bedingungen zu einem ſolchen erfüllt. —

Daß wir uns übrigens einem Lande näherten, in welchem die politiſche Aufregung des Zeitgeiſtes noch immer gährt, bewies nur zu deutlich die Zuſammenziehung jener großen Truppenmaſſen, die von Station zu Station, beſonders in Galizien, in ſteter Zunahme erſchienen. Selbſt die kleinſten Ortſchaften waren in ſolcher Beziehung mit Militäreinquartierung überhäuft, ſo wie jedes unbedeutende an der Kaiſerſtraße gelegene Städtchen Schleſiens nicht allein ſeine ziemlich ſtark beſetzte Hauptwache, ſondern vor dieſer mehrentheils noch zwei Kanonen zum unheildrohenden Schmucke aufzuweiſen hat. Eine einzige Ausnahme von dieſer Regel bot der kleine Markt Leipnik, wo zwei einſame Sechspfünder hinreichend ſind, das Heil der Stadt in Zaum zu halten, während dieſe auch nicht eine Schildwache beſchützt.

Bald gelangten wir nach Biala, der erſten galiziſchen, ihres ausgebreiteten Tuchhandels wegen einſt ſehr berühmten Stadt. Hier ſchifften wir uns in eine Arche Noah's ein, welcher der Spekulationsgeiſt der Gegenwart den Namen eines Omnibus für 12 Perſonen beigelegt. Zwar wäre mit dem Eilwagen, der auf allen Stationen zur unbedingten Aufnahme von Reiſenden verpflichtet iſt, ein bei weitem bequemeres Fuhrwerk zu finden geweſen, aber einerſeits ſcheute ich die Tag- und Nachtfahrt, andrerſeits wollte ich Galiziens Wirths-

und [illegible] einer [illegible]. [illegible] Prüfung unterziehen.

Ein glücklicher Zufall hatte mich diesmal mit einer ausgesuchten Gesellschaft junger Leute zusammengeführt, die, von der Wichtigkeit einer ersten Anstellung im Staatsdienste durchdrungen, nach Lemberg reisten, und den Aufenthalt in diesem Lande einem aller übrigen Provinzen blos darum vorgezogen hatten, weil es daselbst besonders billig, ja mehr als dies, beispiellos, und mit andern Worten, spottwohlfeil zu leben sei. Die Wahrheit dieser Worte verbürgte uns gleich die erste Station, wo auf die Nachfrage, ob ein gutes Essen und Betten zu bekommen seien, der Wirth, ein großer stämmiger Pole, der seiner Aussage nach in Napoleons sieggewohnter Garde gedient haben will, sehr artig erwiederte: „Alles, meine Herrschaften, was Sie wünschen und haben wollen. Einen zähen Kalbsbraten, einen steinharten Schweinebraten, sehr gute eiderdunene weiche Betten, nur dürfen Sie sich nichts daraus machen, wenn sie mit Stroh gefüllt sind. Ueberhaupt, meine Herrschaften," fuhr er fort, „finden Sie Alles bei mir, was Sie nicht brauchen." Diese Versicherungen, mit dem ernsthaftesten Ausdrucke von der Welt vorgebracht, gaben uns keine tröstliche Aussicht, doch söhnte uns der humoristische Ton des Wirthes wieder mit unserem Schicksale aus. Ich fragte ihn, wer ihm den Anflug einer so jovialen Laune beigebracht habe?

„Herr," entgegnete er, „das weiß ich selbst nicht; ich war in meinem Leben immer traurig und trüb gewesen, besonders seitdem ich aus der kaiserl. Garde meinen Abschied genommen, aber vor Kurzem ereignete es sich, daß der Eilwagen hier anhielt, und ein ältlicher Herr mit einer großen

röthlichen, ſtark gekrauſten Perücke in die Wirthsſtube kam und ein Glas Geiſt begehrte. Anfangs verſtand ich ihn nicht, erſt als er mir erklärte, daß Branntwein und Geiſt gleichbedeutend ſeien, da ſchenkte ich ihm ein volles Gläschen ein, und es ſchien, als habe der Trank auf ſeine alten Glieder nervenſtärkend eingewirkt, der Mann begann ſo wunderliches Zeug zu ſchwatzen, daß ſelbſt mein abgeſpanntes Zwerchfall erſchüttert wurde. So meinte er: in Polen ſeien die Pferde ſo groß wie die Läuſe, und die Läuſe ſo groß wie die Pferde, zudem meinte er, die polniſchen Jüdinnen kämen ihm gerade ſo vor, wie der Spargel, bei dem tauge nur der Kopf etwas, das Uebrige könne man wegwerfen. Herr! der Mann gefiel mir, und da ich vermuthete, das drollige Zeug, das er geſprochen, käme aus dem Glaſe, aus dem er getrunken, ſo trank ich gleich nach ihm aus demſelben Gläschen, und ich habe es nicht zu bereuen gehabt. Von jener Stunde an nennt mich die ganze Umgegend den geſpaßigen Iwan, die Leute kehren tüchtig bei mir ein, und lachen ſich den Buckel voll; dabei vergeſſen ſie, wenn ich ihre Rechnung ein Biſſel in die Höhe ſchraube. Umſonſt kann man ja doch den Spaß nicht machen, und reiſen andere Leute nach Polen, um dort der Welt was Luſtiges vorzumachen, und mit vollem Geldſack wieder nach Hauſe zu fahren, ſo ſehe ich nicht ein, warum ich als Landskind nicht daſſelbe Recht haben ſoll."

Wir konnten dem guten Manne nicht Unrecht geben, obgleich er auch uns nach gewohnter Weiſe für das Bett auf bloßem Stroh, wobei wir uns mit unſern eigenen Kleidern zudecken mußten, 20 Kreuzer für jede Perſon in Aufrechnung brachte.

Sechs volle Tage dauerte die Reiſe, die nach den gebrauchten

Verſicherungen der Omnibus-Compagnie eigentlich nur fünf Tage hätte dauern ſollen. So geſchah es aber auch, daß wir größtentheils die feſtgeſetzten Mittags- und Nachtſtationen nicht einhielten, und uns eben deshalb oft mit den frugalſten Gerichten in den elendeſten Kneipen begnügen mußten, obgleich uns dieſe nichts deſto weniger ſehr theuer angerechnet wurden. An dieſem Uebelſtande war das Wetter, oder nicht ſowohl das Wetter, als der ſchlechte Zuſtand der Straßen, oder eigentlich nicht ſo ſehr der ſchlechte Zuſtand der Straßen, als vielmehr die grenzenloſeſte Vernachläſſigung derſelben und ein Koth Schuld, in welchem die Pferde bis über die Knöchel wadeten, und der Wagen in Löcher ſank, aus denen ihn nur der vereinte Vorſpann der Reiſenden ſelbſt herauszuziehen im Stande war.

Auf unſere vereinten Klagen über die ſchlechte Beſchaffenheit der Wege tröſtete man uns mit den freundlichen Worten, daß kein ehrlicher Hund um dieſe Zeit nach Polen reiſe, ſo wie man uns andrerſeits auf die Frage, warum man in den polniſchen Gaſthäuſern ſo wenig mit Betten verſehen ſei, die erbauliche Antwort gab: „Jeder Edelmann pflege ſein eigenes Bettzeug mit ſich zu führen, und für das übrige Geſindel gäbe es Stroh und Heu genug, um ſich darauf niederzulaſſen und mit dem eigenen Pelz zuzudecken.

Erſt, nachdem auf dieſe Weiſe der ſechſte Abend hereingebrochen war, und unſere zerſchütterten Knochen laut jammernd um Erlöſung, ſo wie unſere leeren Magen knurrend um Erbarmen riefen, da erblickten wir in ferner aſchgrauer Dunkelheit eine weite Häuſermaſſe, aus deren einzelnen Fenſtern hin und wieder ein matter Lichtſchimmer flimmerte. Freudetrunken umarmte Einer den Andern, wir ahnten eine baldige Erlöſung, obgleich ſie uns noch nicht ſo nahe däuchte; plötzlich

aber hielt der Wagen an, ein grauer Soldatenarm ſchob eine kleine Laterne durch das offene Wagenfenſter, und brummend rief eine ſonore Baßſtimme: „Die Päſſe, meine Herren!“

Wir waren in Lemberg.

Theater.

Ich bin in Lemberg — in Galizien! Wie iſt mir denn? Ich muß mich beſinnen, um mich zu erinnern, welchen Begriff ich mir einſt von dieſem Lande, dieſer Stadt gemacht. Nein! ſo habe ich mir Lemberg auch von ſeiner ſchönſten Seite nicht gedacht. Dieſes Leben, dieſes bunte Gewühl eleganter Equipagen, durchkreuzt von den kleinen, faſt mignonartigen Bauernwägen, mit jenen niedlichen Pony's beſpannt, auf denen die jüngere haute volée Wiens den Prater an der Seite ihrer hoch zu Roſſe ſitzenden Mentoren durchreitet. Dieſe breiten Gaſſen, dieſe Paläſte mit ihren ſchönen Erkern!

Nein, ſo hatte ich mir Lemberg nicht vorgeſtellt; ich fühle mich hingeriſſen, berauſcht von dem Anblicke eines Bildes, dem ich eine ſo lebhafte Farbenpracht auch in meinen heiterſten Träumen nicht zugedacht.

Man hatte mir Galizien als ein Land des Schmutzes geſchildert, und doch ſah ich mit andern Augen, als andere Menſchen; ich erblickte bis jetzt nichts davon. Man hatte mir die jüdiſchen Faktoren als ein Sinnbild kecker Arroganz und unverſchämter Zudringlichkeit bezeichnet. Schon wohnte ich einige Tage in Lembergs elegantеſtem Hotel (zum engliſchen Hofe). Mehrere waren mir zu Geſichte gekommen, keiner von ihnen aber hatte mich früher angeſprochen, als ich ihn ſelbſt angeredet. So ſprach man auch von der Armuth des Landes, und doch habe ich ſelten einen Bauer mit weni-

ger denn drei, selten einen Landedelmann mit weniger denn vier Pferden fahren gesehen. Dort waren es kleine aber flinke Thiere, hier feurige, edle Rosse, Gespanne eines Fürsten würdig. Aber so geht es in der Welt! Wir glauben stets nur das, was uns einzelne Touristen über die Verhältnisse und Interessen eines Landes mittheilen, dabei vergessen wir, jene Herren nach der Laune des Augenblicks zu fragen, in welcher sie diesen oder jenen Gegenstand in Augenschein genommen.

Wer ein heiteres, zufriedenes Gemüth, eine gesunde Auffassung nach Galizien bringt, der wird hier, wie überall, Stoff zum Vergnügen, mitunter auch zu einer zwar nicht geistreichen aber harmlosen Medisance finden. Wer jedoch seine üble Laune außerhalb des Vaterlandes besänftigen will, der muß damit anfangen, Alles mit scheelen Blicken zu betrachten, dann wird er, wie Nicolai, der medisanteste aller Touristen Italiens, die harmlosesten Mücken für — Scorpione ansehen. Armer Nikolai.

Mir ging dies nicht so. Ich fand Galizien schön, Lemberg herrlich, seine Straßen reinlich, seine Häuser wie Paläste. Alle Männer, denen ich begegnete, schienen mir englisch schön; aber alle Frauen ... alle Frauen entzückend, zum Küssen hübsch.

Das Alles will übrigens soviel wie Nichts sagen. Man muß nach Lemberg kommen, man muß die Stadt, vorzüglich ihre schönen, bildschönen Frauen kennen lernen, und man wird sich in Mahomeds dritten Himmel, mitten unter die Reize einer andern Welt versetzt sehen. — Mir wenigstens ging es nicht anders.

Am ersten Tage in den tiefern Abendstunden angekommen, was konnte ich Anderes thun, als die Straßen Lembergs durchwandern, und mich an einer Beleuchtung erfreuen,

die an Helle und Aufklärung der nächsten Gegenstände meine Erwartungen weit übertraf.

Auch das war natürlich; ich hatte mir Lemberg als an den Grenzen des österreichischen Nordpols liegend, finster — sehr finster gedacht. Davon nicht eine Spur, vielmehr fand ich die Straßen so hell, daß ich selbst einen Floh erkannte, der, aus Bertolotto's kunstreicher Gesellschaft entsprungen, sich auf der schwarzen Sammt-Mantille einer eleganten Dame in so behaglicher Ruhe schaukelte, als wollte er sagen: „Hier bin ich, Herr und Meister!" —

Der neckische Kleine gefiel mir. Fast wäre ich versucht gewesen, mich dem künstlerischen Springinsfeld als einen reisenden Touristen und nebenbei rigorosen Recensenten vorzustellen, und um seine Freundschaft, das heißt, um die Vermittelung einer nähern Bekanntschaft mit seiner Begleiterin zu bitten; da kam er mir mit den Worten zuvor: „Ah, Signore! buona sera, aben eine gute Reise gemackt?" —

Ich fiel aus den Wolken; der Kleine kannte mich. Dieses Erkennen! es war ein schreckliches. Es stach mich, als ob ein Floh in meine Hand gebissen, und doch war es nur zu meinem Glücke. Ich erwachte aus meiner satyrischen Laune, die mich beinahe zur Uebertreibung geführt. Durch jenen Stich kam ich wieder zu mir selbst, und mit historischer Wahrheitsliebe theile ich meinen Lesern nun auch die Erlebnisse jenes Abends mit. Ich hoffe mir hierdurch die Einleitung eines Schreibens verziehen zu sehen, in welcher ich mich anfänglich etwas zu überspannt gezeigt. — —

Ganz entzückt über das unverhoffte Zusammentreffen erzählte mir mein liebenswürdiger Kunstspringer (er hatte mich in Wien bei Gelegenheit einer Recension kennen gelernt, in

welcher ich ihn den erſten Solo-Springer der Welt genannt) ganz im Vertrauen, ſeine Begleiterin ſei keine Polin, ſondern Italienerin, die Gattin des primo Direttore acrobatico sul monde, Sign. Averino! —

Polin und Italienerin! Beide kaum zu unterſcheiden: dunkle, ſchwarze Haare, glühende, rabenſchwarze Augen. Mit einem Male war es mir ganz klar geworden, was mich ſo ſehr an Polens Frauen gefeſſelt, — nichts als ihr Auge: ein kongreviſches Raketenfeuer aus einer gut bedienten öſterreichiſchen Batterie auf harmloſe Männerherzen geſchleudert.

Freund Floh plauderte fort und fort, er war allerliebſt. Hiervon genoß ich doppelten Vortheil: einerſeits verging mir die Zeit auf das Angenehmſte, andrerſeits brauchte ich nicht italieniſch zu reden, da meines Freundes treue Gefährtin keine Sylbe einer andern Sprache verſtand.

Es iſt entſetzlich, neben einem ſchönen Weibe gehen zu müſſen und ſich mit ihr über ſeine Wünſche, den ſchönen Winterabend, ſeine Hoffnungen eines wärmeren Luftſtromes, oder ſeine Erwartungen einer baldigen Schlittenbahn nicht verſtändigen zu können. — Wer je Malaga verlangt, und dafür eine Bouteille ächt engliſcher Stiefelwichſe erhalten, vermuthlich aus Verſehen eines Commis', wie dies einſt mir geſchah, der allein kann ſich einen Begriff von meiner peinlichen Lage machen; doch da ſtanden wir vor dem Theater. — Meine Dame verſchwand, ohne daß ich ihre letzten Worte verſtanden, die vielleicht ein graziöſes Adieu zu bedeuten gehabt hatten. Auch Freund Floh empfahl ſich, ihm ſchien die Geſellſchaft der Dame beſſer als die meiner Wenigkeit zu gefallen. —

Was ſollte ich beginnen? — In das Theater zu gehen,

war es zu früh: Sechs Uhr. Ich fürchtete, den Kronleuchter nicht angezündet und mich hierdurch um meine rosige Laune gebracht zu sehen. Es wäre somit kein Wunder gewesen, wenn ich das Theater Lembergs, das nach den Versicherungen so mancher Blätter des Auslandes sehr schön sein sollte, nur von seiner dunklen Seite aufgefaßt hätte. Ich beschloß daher, in Ermangelung jeder bessern Unterhaltung, einstweilen die Außenseite desselben in Augenschein zu nehmen. — —

Hoch am Himmel flackerte ein Heer von Sternen. In den Straßen brannten die Lampen hell wie an einem dunklen Winterabende. Selbst die Nacht konnte meinen architektonischen Beobachtungen nicht günstiger sein, als sie es wirklich war, durfte ich doch jede Uebertreibung nur auf ihre Rechnung oder vielmehr jene des Liedchens setzen:

Bei der Nacht, wenn Alles finster ist,
Man einen Hasen für eine Wachtel ißt. — —

Das Theatergebäude wurde in seiner gegenwärtig imponirenden Gestalt erst vor Kurzem vom Grafen Skarbek neu erbaut, einem der wohlthätigsten (?) Menschenfreunde, der sein ganzes Vermögen den Armen Galiziens vermachen will!!!

Es ist ein großes, fast regelmäßiges Viereck, drei Stockwerke, und wenn man die von allerhand geschwärzten Leuten bewohnten Souterrains einrechnen will, sogar vier Stockwerke hoch. Vier Stockwerke wollen in jeder Stadt viel sagen; in Lemberg aber, wo jedes Haus einem Palaste, und jede Hütte einem Hause gleicht, da haben vier Stockwerke eben nicht viel zu bedeuten.

Man wird diese Behauptung etwas sonderbar finden, allein sie ist wahr; denn ich bemerkte hin und wieder einige Leute, die, ohne sich an den Palais-Maßstab zu kehren, die-

ſes mit einem gewöhnlichen Eckhauſe verwechſelten, das ſo manchen Vorübergehenden zum Stein des Anſtoßes dienen muß. —

So viel ich bei der glänzenden Lampenbeleuchtung dieſes Abends zu unterſcheiden im Stande war, befand ſich die mit einer offenen Säulenhalle gezierte Hauptfronte des Gebäudes und der eigentliche Eingang ins Theater in einer breiten, ſehr gut gepflaſterten Gaſſe, längs deren gegenüber befindlichen Seite ein langes ſchönes Gebäude, das Locale der Polizei und Cenſur, den Tempel der Muſen beſchattet. —.

Mehr konnte ich in dieſem Augenblicke nicht gewahren; es ſchien mir plötzlich ſo dunkel geworden, als hätten die Sterne am Himmel ſich zu ſchnuppen und die Lampen ſich zu reinigen vergeſſen.

Ich mußte auf die linke Seite hinüber. Dieſe geht auf das Ende des Pettews, das Ende der Promenade und den Anfang der Zolkiewer-Vorſtadt hinaus. Eine Anſicht, von der ſich nicht mehr ſagen läßt, als daß ſie bei Nacht von maleriſch zerſtreut umherliegenden Steinmaſſen, Schutt- und Trümmerhaufen unwegbar gemacht, bei Tage von einer Unzahl jüdiſcher Faktoren, Handelsleute und Müſſiggänger verengt wird. Allein Steinhaufen ſind auch in Lemberg nöthig, und Juden! eine Stadt in Galizien, zumal die Hauptſtadt und keine — Juden, die nordiſche Welt müßte ein Ende nehmen.

Der Begriff Juden iſt von Galizien ſo unzertrennlich, wie jener der Wiener Schnitzln und Backhändeln von Oeſterreich, der Talken von Böhmen, der Butterbemmchen von Sachſen. Mit einem Worte: Wer an Galizien denkt, kann auch der Juden nicht vergeſſen. Da ich aber

augenblicklich kein Behagen fühlte, mich in das Labyrinth dieser Gedanken tiefer zu verwirren, so kehrte ich wieder zurück. — Von der Ecke des Gebäudes glänzte mir aus mehreren hell erleuchteten Fenstern ein blendender Lichtschein entgegen. Zu gleicher Zeit drangen Töne einer rauschenden Janitscharenmusik zu mir herüber. Sie kamen aus Rossi's elegantem Kaffeehause. Es nimmt die rechte Seite des Theatergebäudes ein, während die linke, jetzt noch verschlossen, zu einem gleich geschmackvollen Restaurationslocale umgestaltet werden soll. —

Die Musik war schön. Sie spielte ein Quodlibet. Oesterreichs erhabenes Volkslied machte den Schluß. Ich hörte jubeln, klatschen, mitunter ein mehrseitiges Da capo.

Ein glückliches Völkchen, diese Galizier. Sie gleichen den Wienern. Immer heiter und fröhlich, dem Genusse des Augenblicks lebend, der ihnen hier wie dort seine Freuden bietet.

Die Gegenwart ist Genußsucht. Was die Zukunft bringt, liegt verborgen. Wer wird den Schleier lüften wollen? — Leben heißt genießen ohne zu grübeln.

Ich ging weiter. Die Zeit drängte, schon schlug es halb sieben, und noch hatte ich die zwei übrigen Seiten des Gebäudes zu besehen.

Eine breite Treppe führte mich mehrere Stufen hinab. Unten angelangt, mußte ich wieder mehrere Stufen hinauf. Eine terrassenartige, mit einem eleganten Eisengeländer verzierte Balustrade nahm mich auf. Unter mir tobte, hämmerte, rumorte es, feurige Funken sprühten in das Halbdunkel der Nacht empor. — Ich befand mich über der Werkstatt

der Cyclopen, die in katakombenartigen Kellergewölben Lemberg mit Schmiede- und Binderarbeiten verſehen.

Graf Skarbek iſt ein ſeltener Baumeiſter. Kein Fleckchen unbenutzt. Er ſcheint das Praktiſche im Leben zu lieben, jede Theorie iſt ihm Gräuel. Nur Praxis! Geldklang!! Das Gebäude iſt auf dieſer Seite mit einer Menge kleiner Gewölbe verſehen; zwar noch mit rohen Ziegeln verlegt, ohne Thüren, Fenſter und äußern Schmuck, zeigen ſie doch den Platz, wo dereinſt Lembergs Bazar ſich erheben ſoll. Einſtweilen wartete aber ſeine Eröffnung auf die Vollendung der galiziſch-europäiſchen Eiſenbahn.

Schöne Zeit; wenn ſie nur ſchon da wäre. Lemberg, wie im verfloſſenen Jahrhundert, der Mittelpunkt des morgenländiſchen Handels, das Ziel aller Carawanen-Transporte Rußlands, Kaukaſiens, Perſiens. — Armeniſche, türkiſche, perſiſche Handelsleute in ihren maleriſchen Trachten mit ihren langen Tſchibuks, gelben Pantoffeln und den ominöſen rothen Kappen mit ſchwarzer Quaſte. Dazwiſchen Wiener Stubenmädchen ohne Schürzen, polniſche Edelleute mit türkiſchen Shawls, böhmiſche Köchinnen mit Linzer Hauben, ungariſche Huſaren ohne Schnurrbärte und galiziſche Cavaliere mit maleriſchen Colliers grecs. Schöne Zeit, doch noch fern, fern wie der Ozean. Wenn erſt dieſer aus ſeinen Ufern tritt, und den Peltew wie einſt wieder ſchiffbar macht; dann — dann iſt Lembergs goldenes Zeitalter nahe, früher nicht.

Ich hatte mich in dieſen Träumen erhitzt, meine Phantaſie irrte in fernen Regionen umher. Langſam ſchritt ich am Ende der Terraſſe die Stufen hinab, um noch die letzte Seite des Gebäudes zu betrachten; da, horch! Eine Holzäols-Harmonika erklang in ſeltenen, nie gehörten Weiſen. Sie

erinnerte mich an Gusikow, meinen verblichenen Vetter und seinen Geldschmerz, — der sich in wunderbaren Lauten auch dem sonst klanglosen Holze mitgetheilt.

Erstaunt horchte ich auf, ich hatte mich nicht geirrt. Leicht und lose eingehängte, nicht verriegelte Fensterrahmen ohne Glaswerk, die einzigen Gebrechen des kaum vollendeten Gebäudes, schlugen in taktmäßigem Schwunge an einander. Ihnen verdankten die gehörten Töne ihren Ursprung. Ich eilte aus dem gefährlichen Bereiche zu entkommen.

Wie leicht konnte nicht Jupiter Aeolus, über einen fehlgeschlagenen Takt erzürnt, einen dieser musikalischen Flügel auf mich armen beschaulichen Reisenden schleudern. Um mich wäre es geschehen gewesen. Das hätte zwar nicht viel zu bedeuten gehabt, allein mit mir wären auch meine harmlosen Mittheilungen aus Galizien verloren gegangen. Welch' unersetzlicher Verlust für die Menschheit.

Ich mußte eilen, um in das Theater zu gelangen. Es schlug drei Viertel auf 7 Uhr. Die höchste Zeit, und doch — so schnell auch meine Gedanken waren, so schnell konnte ich nicht fort. Unaufhörlich stolperten meine Füße. Die Straße, gerade in der Pflasterung begriffen, hatte zwar keinen Stein des Anstoßes, dafür aber mehrere Kehrichthaufen aufzuweisen. Ihnen war nicht auszuweichen. Auch Recensenten und Touristen sind nicht immer einem Kehrichthaufen gewachsen, zumal, wenn sich dieser hinter das Incognito einer dunklen Nacht verbirgt.

Noch zwei Schritte; ich trat um die Ecke. Wieder nahm mich ein herrliches Pflaster auf, das Beste, was Lemberg auf die Wunden des verflossenen Augenblickes zu legen im Stande

war. Freier ſchlug meine Bruſt; ich athmete leichter. Noch einen Blick auf den Theaterzettel und dann zum Ziele.

Man gab ein Quodlibet zum Beſten der neu errichteten iſraelitiſchen Kleinkinderbewahranſtalt. — Mein Entſchluß ließ nicht lange auf ſich warten; ich legte 24 Xr. auf den Altar der Wohlthätigkeit, und erhielt ein Billet ſo abgenutzt und ſchmierig, daß ich es in meinem athemloſen Eifer, ſchnell in das Theater zu kommen, für eine oft gebrauchte Retour-Karte anſah. Es ſchlug 7 Uhr. Ich trat in das Theater.

4.

Die Ouverture begann. Sie war aus Fidelio. — Für jetzt konnte ich das Innere des Theaters nicht beſehen. Die Klänge waren zu ſchön, die Aufführung zu gerundet, als daß ich für etwas Anderes Sinn gehabt hätte. Das Orcheſter ſchien mir trefflich einſtudirt. Der Name des Kapellmeiſters Kozy, eines Böhmen und ehemaligen Mitgliedes des Wiener Hofoperntheaters, bürgte für ſeine tüchtige Leitung. Nur däuchte mir das Tempo etwas zu raſch. Kein Wunder. Kozy iſt ein Böhme: das ſprudelt, ſtrebt, treibt raſch vorwärts. Wo ganz Böhmen mit Rieſenſchritten vorwärts eilt, da kann der Einzelne nicht zurückbleiben.

Die Ouverture endete; der Vorhang ging in die Höhe. Man gab den erſten Akt eines militäriſchen Charakter-Gemäldes von Edgar: „Die beiden Freunde oder das Wiederſehen.“

Dem. B. trat auf, höchſt geſchmackvoll gekleidet; eine elegiſch zarte Geſtalt.

Von leichter, rührender Schwermuth überhaucht, ſchien

noch die Thränenperle einer ſüßen Wehmuth in dem klaren, ſeelenvollen Auge zu erzittern.

Wie war ſie ſchön!

Welch' ein klangvolles Organ!

In ſtürmiſch pochender Sehnſucht ſchlug ihr mein Herz entgegen. Ich befürchtete ein Delirium.

Gott iſt groß und Mahomed ſein Prophet! murmelten meine Lippen.

Ich hätte ihr entgegenfliegen, ich hätte ihr zu Füßen ſtürzen mögen. Der Schwan zu Leda's Füßen. Ich dachte, ich fühlte nur ſie. Das war das Ideal meiner Träume, das die ſchöne Geſtalt, die mir als Jüngling ſo oft erſchienen. Ich hatte ſie in Deutſchland, Frankreich, England geſucht; nur nach Galizien war ich nicht gekommen, und hier fand ich ſie, hier am äußerſten Nordpol Oeſterreichs, hier, wo der Frühling Adieu ſagt, um ſich mit dem Winter in keuſcher Umarmung zu vermählen. — Warum war kein Königreich mein? ich hätte es ihr, in dieſem Augenblick ein Gott, zu Füßen gelegt.

Ich mußte mich ihr vorſtellen; übermorgen, morgen, heute, ſogleich! ...

Hinter mir flüſterte es; ich horchte: „Deine B... iſt heute zum Entzücken" .... Deine? — alſo verſorgt? Die ſchönen Tage von Aranjuez vorüber? —

Welch' ein Erwachen! ich drohte umzuſinken. —

„Räder knarren im Sande," ſprach ſie jetzt.

Räder auf dem Sande der Bühne? — — Mußte ich auch noch gerädert werden, gerädert von einem Onkel, einem alten General, gutmüthig und doch polternd, derb ohne karikirt zu ſein. Und ſie? — Sie tändelte mit ihm, ein ſchuld-

loſes Kind, ein Engel! ... O, wie beneidete ich den alten Onkel um dieſe Nichte! ... Jetzt ein Knix, — ein Paar Schritte —

Weg war ſie. — —

Ich hätte raſend in die Hände ſchlagen mögen, aber das Publikum rührte ſich nicht. Ihm, dieſem hundertköpfigen, launigen Ungeheuer, ihm war ſie zu alt geworden. Es hatte ſie zu oft geſehen. Ich, der ich ſie zum erſten Male erblickte, mich brachte ſie zum Enthuſiasmus.

Oft getäuſcht, hatte ich mich gewöhnt, nichts mehr zu erwarten, diesmal machte ich eine Ausnahme. Ich erwartete ſie — — — ſie kam nicht; vielmehr trat ein alter Bedienter ein, alt wie ſein Herr, der General; Beide Soldaten mit Leib und Seele. —

Sie ſpielten gut, recht gut, B... als Bedienter, S... als General; aber ihr Spiel ging an mir verloren. Ich ſah die nicht wieder, für deren Wiederſehen ich beide Freunde ſammt ihrem Wiederſehen und den Verfaſſer dieſes Wiederſehens hingegeben hätte. —

Der General ließ ſich, wie er gekommen, auf ſeinem Lehnſtuhl fortrollen. Dann kam ſeine Haushälterin; ein rares Meubel aus der guten alten Zeit. Sie blieb nicht lange allein, S... kam wieder, nicht der Wiener Komiker, aber ſein Bruder. Wer jenen liebt, kann dieſen nicht haſſen, — ſchon um der Verwandtſchaft willen. Sie und Er, Beide ſpielten ein Paar alte Verliebte, zum Ergötzen des Publikums mit wahrhaft verſtändiger, glücklicher Auffaſſung. Endlich rührte ſich dieſes; doch nur augenblicklich. Beide gingen, applaudirt zwar, doch das Hervorrufen blieb man ihnen ſchuldig. — —

Welch' kaltes Publikum! Der Galizier ruft den dem-

schen Schauspieler selten, fast nie, hervor, den polnischen immer. Schöne Frucht des Patriotismus.

Eine neue Scene. Mad. B... (Generalin) trat auf. — Wieder regte sich der Türke in mir. Hübsch, recht hübsch, sehr hübsch. — Die blonden, schönen Haare unter ein zierliches Schmachthäubchen versteckt. Wie gesagt, nicht übel, ja schön vielleicht, doch keine B..li. Das Organ schwach, die Auffassung verständig, das Spiel correct. — Schade, daß ich, so ganz in mich verloren, nicht mehr so gerecht sein konnte, wie es dies die vernünftige Spielweise dieser Darstellerin verdient hätte. — Jetzt sprach sie etwas von einer Leontine. — Ich glaube, das Lemberger Theater ließ an diesem Abende alle Grazien los, um damit mein schwaches, unbemooftes Recensenten-Haupt zu berücken. —

Leontine trat ein; nein, sie trat nicht ein, sie kam athemlos hereingegangen. — —

Wie war mir denn? Diese Züge, diese Gestalt — hatte ich sie schon irgendwo gesehen? — — Ja doch, ja, ich entsinne mich. Es war im Josephstädter Theater zu Wien, etwa vor 4 bis 5 Jahren, da sah ich ein Mädchen, man nannte sie nur die reizende H...

Den Wienern ging es zu jener Zeit nicht besser, als gegenwärtig mir in Lemberg. — Man schwärmte, lorgnettirte, liebäugelte, mit einem Worte, man riß sich um die H... Jetzt sah ich sie wieder, schöner, üppiger, neckischer, lieblicher als je zuvor; ein herrlicher Lockenkopf, ein entzückend reizendes, vollendetes — Weib.

Dem. H... ist Mad. W... geworden. Zwar schon vor einigen Jahren; diese aber scheinen spurlos vorübergegangen

ſes mit einem gewöhnlichen Eckhauſe verwechſelten, das ſo manchen Vorübergehenden zum Stein des Anſtoßes dienen muß. —

So viel ich bei der glänzenden Lampenbeleuchtung dieſes Abends zu unterſcheiden im Stande war, befand ſich die mit einer offenen Säulenhalle gezierte Hauptfronte des Gebäudes und der eigentliche Eingang ins Theater in einer breiten, ſehr gut gepflaſterten Gaſſe, längs deren gegenüber befindlichen Seite ein langes ſchönes Gebäude, das Locale der Polizei und Cenſur, den Tempel der Muſen beſchattet. —.

Mehr konnte ich in dieſem Augenblicke nicht gewahren; es ſchien mir plötzlich ſo dunkel geworden, als hätten die Sterne am Himmel ſich zu ſchnuppen und die Lampen ſich zu reinigen vergeſſen.

Ich mußte auf die linke Seite hinüber. Dieſe geht auf das Ende des Pettews, das Ende der Promenade und den Anfang der Zolkiewer-Vorſtadt hinaus. Eine Anſicht, von der ſich nicht mehr ſagen läßt, als daß ſie bei Nacht von maleriſch zerſtreut umherliegenden Steinmaſſen, Schutt- und Trümmerhaufen unwegbar gemacht, bei Tage von einer Unzahl jüdiſcher Faktoren, Handelsleute und Müſſiggänger verengt wird. Allein Steinhaufen ſind auch in Lemberg nöthig, und Juden! eine Stadt in Galizien, zumal die Hauptſtadt und keine — Juden, die nordiſche Welt müßte ein Ende nehmen.

Der Begriff Juden iſt von Galizien ſo unzertrennlich, wie jener der Wiener Schnitzln und Backhändeln von Oeſterreich, der Talken von Böhmen, der Butterbemmchen von Sachſen. Mit einem Worte: Wer an Galizien denkt, kann auch der Juden nicht vergeſſen. Da ich aber

augenblicklich kein Behagen fühlte, mich in das Labyrinth dieser Gedanken tiefer zu verwirren, so kehrte ich wieder zurück. — Von der Ecke des Gebäudes glänzte mir aus mehreren hell erleuchteten Fenstern ein blendender Lichtschein entgegen. Zu gleicher Zeit drangen Töne einer rauschenden Janitscharenmusik zu mir herüber. Sie kamen aus Rossi's elegantem Kaffeehause. Es nimmt die rechte Seite des Theatergebäudes ein, während die linke, jetzt noch verschlossen, zu einem gleich geschmackvollen Restaurationslocale umgestaltet werden soll. —

Die Musik war schön. Sie spielte ein Quodlibet. Oesterreichs erhabenes Volkslied machte den Schluß. Ich hörte jubeln, klatschen, mitunter ein mehrseitiges Da capo.

Ein glückliches Völkchen, diese Galizier. Sie gleichen den Wienern. Immer heiter und fröhlich, dem Genusse des Augenblicks lebend, der ihnen hier wie dort seine Freuden bietet.

Die Gegenwart ist Genußsucht. Was die Zukunft bringt, liegt verborgen. Wer wird den Schleier lüften wollen? — Leben heißt genießen ohne zu grübeln.

Ich ging weiter. Die Zeit drängte, schon schlug es halb sieben, und noch hatte ich die zwei übrigen Seiten des Gebäudes zu besehen.

Eine breite Treppe führte mich mehrere Stufen hinab. Unten angelangt, mußte ich wieder mehrere Stufen hinauf. Eine terrassenartige, mit einem eleganten Eisengeländer verzierte Balustrade nahm mich auf. Unter mir tobte, hämmerte, rumorte es, feurige Funken sprühten in das Halbdunkel der Nacht empor. — Ich befand mich über der Werkstatt

der Cyclopen, die in katakombenartigen Kellergewölben Lemberg mit Schmiede- und Binderarbeiten verſehen.

Graf Skarbek iſt ein ſeltener Baumeiſter. Kein Fleckchen unbenutzt. Er ſcheint das Praktiſche im Leben zu lieben, jede Theorie iſt ihm Gräuel. Nur-Praxis! Geldklang!! Das Gebäude iſt auf dieſer Seite mit einer Menge kleiner Gewölbe verſehen; zwar noch mit rohen Ziegeln verlegt, ohne Thüren, Fenſter und äußern Schmuck, zeigen ſie doch den Platz, wo dereinſt Lembergs Bazar ſich erheben ſoll. Einſtweilen wartete aber ſeine Eröffnung auf die Vollendung der galiziſch-europäiſchen Eiſenbahn.

Schöne Zeit; wenn ſie nur ſchon da wäre. Lemberg, wie im verfloſſenen Jahrhundert, der Mittelpunkt des morgenländiſchen Handels, das Ziel aller Carawanen-Transporte Rußlands, Kaukaſiens, Perſiens. — Armeniſche, türkiſche, perſiſche Handelsleute in ihren maleriſchen Trachten mit ihren langen Tſchibuks, gelben Pantoffeln und den ominöſen rothen Kappen mit ſchwarzer Quaſte. Dazwiſchen Wiener Stubenmädchen ohne Schürzen, polniſche Edelleute mit türkiſchen Shawls, böhmiſche Köchinnen mit Linzer Hauben, ungariſche Huſaren ohne Schnurrbärte und galiziſche Cavaliere mit maleriſchen Colliers grecs. Schöne Zeit, doch noch fern, fern wie der Ozean. Wenn erſt dieſer aus ſeinen Ufern tritt, und den Peltew wie einſt wieder ſchiffbar macht; dann — dann iſt Lembergs goldenes Zeitalter nahe, früher nicht.

Ich hatte mich in dieſen Träumen erhitzt, meine Phantaſie irrte in fernen Regionen umher. Langſam ſchritt ich am Ende der Terraſſe die Stufen hinab, um noch die letzte Seite des Gebäudes zu betrachten; da, horch! Eine Holzäols-Harmonika erklang in ſeltenen, nie gehörten Weiſen. Sie

lenden Horizonte, von der hellſten Morgenſonne beleuchtet. Goralen, in ihrer maleriſchen Nationaltracht, bildeten mehr vorwärts die reizendſte Gruppe, die ſich denken ließ. Sie umringten eine Feengeſtalt, die dem Himmel wie aus roſiger Ferne entſtiegen, das ſchönſte Paar der ſchönen Gruppe, mit Blumen, Blüthen und Früchten beſchenkt. — Schönes Bild, herrliches Arrangement, blendende Beleuchtung. —

Es iſt Schillers, des unſterblichen Dichters, Mädchen aus der Fremde, zum lebenden Bilde umgeſtaltet durch Pohlmanns meiſterhafte Anordnung, dargeſtellt von Lembergs ſtrahlendſter Liebesgöttin — Mad. W. — Alle Hände rührten ſich, die Füße wurden laut, das Parterre klopfte mit den Stöcken, die Logen klatſchten, die Gallerie jubelte ... Der Vorhang fiel ... Ein ſchönes Bild, und doch wie kurz! So blüht Manchem das Leben, ſo lächelt ihm die heiterſte Ferne ... Eitle Träume! Sie verbleichen wie die Farben, wie die Töne, wie die Menſchen. Der Vorhang fällt; hinter ihm Leben, vielleicht auch Tod. Was wiſſen wir diesſeits, was jenſeits vorgeht? —

Mir wurde ſo wehe; ein unnennbarer Schmerz durchzuckte mich. War es Weltſchmerz? die innere Zerriſſenheit meines Gemüthes? ich wußte es mir nicht zu ſagen. Die Menſchen kamen mir ſo klein, ſo winzig klein vor; Miniaturfiguren auf einem Rieſengemälde. —

Mich hatte bei dem Anblicke jenes Tableau's die Unendlichkeit erfaßt; ich ahnte das Göttliche in mir; davon rings um mich nicht eine Spur.

Armes Erdenvolk, dein Götze iſt Egoismus! Alles dreht ſich um dieſen. Kein Funke höhern Gefühls.

Ich gewahrte es in den Logen. Durch Zuckerwerk huldigte

war. Freier schlug meine Brust; ich athmete leichter. Noch einen Blick auf den Theaterzettel und dann zum Ziele.

Man gab ein Quodlibet zum Besten der neu errichteten israelitischen Kleinkinderbewahranstalt. — Mein Entschluß ließ nicht lange auf sich warten; ich legte 24 Xr. auf den Altar der Wohlthätigkeit, und erhielt ein Billet so abgenutzt und schmierig, daß ich es in meinem athemlosen Eifer, schnell in das Theater zu kommen, für eine oft gebrauchte Retour-Karte ansah. Es schlug 7 Uhr. Ich trat in das Theater.

4.

Die Ouverture begann. Sie war aus Fidelio. — Für jetzt konnte ich das Innere des Theaters nicht besehen. Die Klänge waren zu schön, die Aufführung zu gerundet, als daß ich für etwas Anderes Sinn gehabt hätte. Das Orchester schien mir trefflich einstudirt. Der Name des Kapellmeisters Kozy, eines Böhmen und ehemaligen Mitgliedes des Wiener Hofoperntheaters, bürgte für seine tüchtige Leitung. Nur däuchte mir das Tempo etwas zu rasch. Kein Wunder. Kozy ist ein Böhme: das sprudelt, strebt, treibt rasch vorwärts. Wo ganz Böhmen mit Riesenschritten vorwärts eilt, da kann der Einzelne nicht zurückbleiben.

Die Ouverture endete; der Vorhang ging in die Höhe. Man gab den ersten Akt eines militärischen Charakter-Gemäldes von Edgar: „Die beiden Freunde oder das Wiedersehen."

Dem. B. trat auf, höchst geschmackvoll gekleidet; eine elegisch zarte Gestalt.

Von leichter, rührender Schwermuth überhaucht, schien

noch die Thränenperle einer ſüßen Wehmuth in dem klaren, ſeelenvollen Auge zu erzittern.

Wie war ſie ſchön!

Welch' ein klangvolles Organ!

In ſtürmiſch pochender Sehnſucht ſchlug ihr mein Herz entgegen. Ich befürchtete ein Delirium.

Gott iſt groß und Mahomed ſein Prophet! murmelten meine Lippen.

Ich hätte ihr entgegenfliegen, ich hätte ihr zu Füßen ſtürzen mögen. Der Schwan zu Leda's Füßen. Ich dachte, ich fühlte nur ſie. Das war das Ideal meiner Träume, das die ſchöne Geſtalt, die mir als Jüngling ſo oft erſchienen. Ich hatte ſie in Deutſchland, Frankreich, England geſucht; nur nach Galizien war ich nicht gekommen, und hier fand ich ſie, hier am äußerſten Nordpol Oeſterreichs, hier, wo der Frühling Adieu ſagt, um ſich mit dem Winter in keuſcher Umarmung zu vermählen. — Warum war kein Königreich mein? ich hätte es ihr, in dieſem Augenblick ein Gott, zu Füßen gelegt.

Ich mußte mich ihr vorſtellen; übermorgen, morgen, heute, ſogleich! ...

Hinter mir flüſterte es; ich horchte: „Deine B... iſt heute zum Entzücken" .... Deine? — alſo verſorgt? Die ſchönen Tage von Aranjuez vorüber? —

Welch' ein Erwachen! ich drohte umzuſinken. —

„Räder knarren im Sande," ſprach ſie jetzt.

Räder auf dem Sande der Bühne? — — Mußte ich auch noch gerädert werden, gerädert von einem Onkel, einem alten General, gutmüthig und doch polternd, derb ohne karikirt zu ſein. Und ſie? — Sie tändelte mit ihm, ein ſchuld-

loſes Kind, ein Engel! ... O, wie beneidete ich den alten Onkel um dieſe Nichte! ... Jetzt ein Knix, — ein Paar Schritte —

Weg war ſie. — —

Ich hätte raſend in die Hände ſchlagen mögen, aber das Publikum rührte ſich nicht. Ihm, dieſem hundertköpfigen, launigen Ungeheuer, ihm war ſie zu alt geworden. Es hatte ſie zu oft geſehen. Ich, der ich ſie zum erſten Male erblickte, mich brachte ſie zum Enthuſiasmus.

Oft getäuſcht, hatte ich mich gewöhnt, nichts mehr zu erwarten, diesmal machte ich eine Ausnahme. Ich erwartete ſie — — — ſie kam nicht; vielmehr trat ein alter Bedienter ein, alt wie ſein Herr, der General; Beide Soldaten mit Leib und Seele. —

Sie ſpielten gut, recht gut, B... als Bedienter, S... als General; aber ihr Spiel ging an mir verloren. Ich ſah die nicht wieder, für deren Wiederſehen ich beide Freunde ſammt ihrem Wiederſehen und den Verfaſſer dieſes Wiederſehens hingegeben hätte. —

Der General ließ ſich, wie er gekommen, auf ſeinem Lehnſtuhl fortrollen. Dann kam ſeine Haushälterin; ein rares Meubel aus der guten alten Zeit. Sie blieb nicht lange allein, S... kam wieder, nicht der Wiener Komiker, aber ſein Bruder. Wer jenen liebt, kann dieſen nicht haſſen, — ſchon um der Verwandtſchaft willen. Sie und Er, Beide ſpielten ein Paar alte Verliebte, zum Ergötzen des Publikums mit wahrhaft verſtändiger, glücklicher Auffaſſung. Endlich rührte ſich dieſes; doch nur augenblicklich. Beide gingen, applaudirt zwar, doch das Hervorrufen blieb man ihnen ſchuldig. — —

Welch' kaltes Publikum! Der Galizier ruft den deut-

ſchen Schauſpieler ſelten, faſt nie, hervor, den polniſchen immer. Schöne Frucht des Patriotismus.

Eine neue Scene. Mad. B... (Generalin) trat auf. — Wieder regte ſich der Türke in mir. Hübſch, recht hübſch, ſehr hübſch. — Die blonden, ſchönen Haare unter ein zierliches Schmachthäubchen verſteckt. Wie geſagt, nicht übel, ja ſchön vielleicht, doch keine B..li. Das Organ ſchwach, die Auffaſſung verſtändig, das Spiel correct. — Schade, daß ich, ſo ganz in mich verloren, nicht mehr ſo gerecht ſein konnte, wie es dies die vernünftige Spielweiſe dieſer Darſtellerin verdient hätte. — Jetzt ſprach ſie etwas von einer Leontine. — Ich glaube, das Lemberger Theater ließ an dieſem Abende alle Grazien los, um damit mein ſchwaches, unbemooſtes Recenſenten-Haupt zu berücken. —

Leontine trat ein; nein, ſie trat nicht ein, ſie kam athemlos hereingegangen. — —

Wie war mir denn? Dieſe Züge, dieſe Geſtalt — hatte ich ſie ſchon irgendwo geſehen? — — Ja doch, ja, ich entſinne mich. Es war im Joſephſtädter Theater zu Wien, etwa vor 4 bis 5 Jahren, da ſah ich ein Mädchen, man nannte ſie nur die reizende H...

Den Wienern ging es zu jener Zeit nicht beſſer, als gegenwärtig mir in Lemberg. — Man ſchwärmte, lorgnettirte, liebäugelte, mit einem Worte, man riß ſich um die H... Jetzt ſah ich ſie wieder, ſchöner, üppiger, neckiſcher, lieblicher als je zuvor; ein herrlicher Lockenkopf, ein entzückend reizendes, vollendetes — Weib.

Dem. H... iſt Mad. B... geworden. Zwar ſchon vor einigen Jahren; dieſe aber ſcheinen ſpurlos vorübergegangen.

an ihr. Sie haben die Roſenknoſpe zur vollſten Roſe entfaltet. Glücklicher W...

Die Herren im Parterre ſchienen meine Meinung zu theilen; ſie flüſterten mehr denn früher; ganze Batterien von Lorgnons geriethen in Bewegung. Raſch bog ſich Alles aus den Logen vor — hatte ich über der Schönheit der Darſtellerin und ihr ſchönes, warmes Spiel das Ende des Stückes und die übrigen Mitwirkenden überſehen, oder war eine augenblickliche Störung vorgegangen? — ich ſah nur noch die Umarmung zweier Freunde, des Generals mit ſeinem gleich alten Kriegsgenoſſen, einem Oberſten. —

Der Vorhang fiel. — —

Mit ſeinem Fallen kehrte die Mediſance im vollen Hauſe ein. Die Damen fanden Alles häßlich, fade. Die Herren hoben Alles in die Wolken.

Erklärt mir, Graf Derindur, dieſen Zwieſpalt der — Natur! —

Ich ließ das Parterre mediſiren und begann meine Beobachtungen auf das Innere des Theaters auszudehnen. — Es iſt Alles ſehr nett und einfach. Weiß, roth und Gold; keine überladene Zuſammenſtellung; die ſchönſte Symmetrie, der gewählteſte Geſchmack. —

Man ſagte mir: der Maler Pohlmann, ein Berliner von Geburt, durch Grafen Skarbeck auf Lebensdauer an Lemberg gefeſſelt, ſei der eigentliche Erbauer dieſes Kunſttempels. Er gereicht ſeinem architektoniſchen Kunſtſinne zur vollſten Ehre.

Das Lemberger Theater, ſo wie es jetzt iſt, würde auch der größten Hauptſtadt hinſichtlich ſeines Innern zur ſchönſten Zierde dienen. — Der Schauplatz, nicht gerade übermäßig

groß, ist von einer vierfachen Logenreihe und einer Gallerie umgeben. Der Zugang nach allen Seiten sehr bequem.

Weit größer soll die Bühne sein.

Die Dekorationen, fast ganz neu, sind wunderhübsch gemalt; sie verdanken ihr Entstehen dem schon genannten, sehr bescheidenen, aber tüchtigen Künstler. Man erwartet demnächst von derselben Meisterhand „Raimunds Verschwender" auf das Prachtvollste in Scene gesetzt zu sehen.

Der Erfolg wird gewiß kein zweifelhafter sein. Pohlmann ist der Reefe, der De Pian Lembergs. Der Wurf, den Graf Skarbeck mit dieser Acquisition gemacht, ist der beste, den er bis jetzt erzielt. — Das Quodlibet nimmt seinen Anfang, ich eile meine Schilderung fortzusetzen.

Ein komisches Pas de deux, getanzt von Olympia S... und Kornelius S... — Olympia und Kornelius, welch' göttliches Paar! Er Rauchfangkehrer, sie Schornsteinfegerin; komisch genug. Sie Anfängerin, er aber nicht viel weiter, noch komischer. Und doch! — welche Grazie, welche Elastizität! und diese Verwandlung des Costüms während des Tanzes! — welche Delikatesse, Anmuth, Lieblichkeit von dieser Olympia. — Sie begeisterte mit jedem höhern Sprunge zu höherm Applaus, mit jeder drollen wirkenden Pirouette zu einem höhern Entzücken. —

Ein Glück, daß diese Piece ein Ende nahm; die jungen Herren Lembergs würden sonst nicht angestanden haben, die Bühne zu stürmen, um Dem. Olympia in der Nähe — zu bewundern.

Das beste Lorgnon reicht in solchen Situationen des menschlichen Lebens nicht aus. Es ist, als hätten akustische Stümper die Gläser geschliffen. Man will Göttliches

ſehen und ſieht doch nur — Menſchliches. Trauriger Irrthum!

Die zweite Piece begann: Arie und Duett aus Beliſario. Beliſar, von Irene geführt. Sie hat ſich ihm zum Begleiter angetragen. Er, das Bild des Alters, der Gebrechlichkeit, des Unglückes, ſie die friſche, frohe, anmuthige Jugend.

Dem. K... iſt eine ſchöne, anmuthige Geſtalt mit lieblichen Zügen, lebhaften Augen. Sie blitzen nicht, ſie ſtrahlen nicht, und doch verwunden ſie tief. Eine glockenhelle, liebliche Stimme, ein ſeelenvoller, keuſcher Vortrag, erhöht durch den reinſten, jungfräulichen Schmelz; Alles dieſes erhob dieſe Sängerin zum Lieblinge Lembergs. Ob ſie es bleiben wird? — Vielleicht.

Von dem ausgezeichneten Bariton H... kräftig unterſtützt, entbehrte auch dieſes Duett nicht des verdienten Beifalls. — Mich ließen ſeine Töne kalt.

Töne kommen, wie Gutzkow ſagt, dadurch aus der Mode, daß ſie zur Mode werden. Sie verbleichen in der Länge der Zeit, wie die Farben.

Ich hatte Beliſar oft gehört. Im Anfange enthuſiaſtiſch aufgeregt, wurde ich ſpäter immer kühler. Jetzt bin ich ganz kalt geworden. Auch eine K... konnte mich dieſer ſtarren Kälte nicht entreißen.

Der Schluß der erſten Abtheilung nahte.

Geiſtertöne, Sphärenklänge ... Die Bühne verfinſtert ſich .... Im Hintergrunde wird es licht ... immer lichter ... Polniſch-deutſcher deklamatoriſcher Vortrag rauſchte an mir vorüber ... Ich hörte ihn nicht ... Meine Blicke waren gefeſſelt. Hundert Seelen ein Gedanke; hundert Herzen und ein Schlag .... Krakau zeigte ſich fern am ſtrah-

lenden Horizonte, von der hellſten Morgenſonne beleuchtet. Coralen, in ihrer maleriſchen Nationaltracht, bildeten mehr vorwärts die reizendſte Gruppe, die ſich denken ließ. Sie umringten eine Feengeſtalt, die dem Himmel wie aus roſiger Ferne entſtiegen, das ſchönſte Paar der ſchönen Gruppe, mit Blumen, Blüthen und Früchten beſchenkt. — Schönes Bild, herrliches Arrangement, blendende Beleuchtung. —

Es iſt Schillers, des unſterblichen Dichters, Mädchen aus der Fremde, zum lebenden Bilde umgeſtaltet durch Pohlmanns meiſterhafte Anordnung, dargeſtellt von Lembergs ſtrahlendſter Liebesgöttin — Mad. W. — Alle Hände rührten ſich; die Füße wurden laut, das Parterre klopfte mit den Stöcken, die Logen klatſchten, die Gallerie jubelte ... Der Vorhang fiel ... Ein ſchönes Bild, und doch wie kurz! So blüht Manchem das Leben, ſo lächelt ihm die heiterſte Ferne ... Eitle Träume! Sie verbleichen wie die Farben, wie die Töne, wie die Menſchen. Der Vorhang fällt; hinter ihm Leben, vielleicht auch Tod. Was wiſſen wir diesſeits, was jenſeits vorgeht? —

Mir wurde ſo wehe; ein unnennbarer Schmerz durchzuckte mich. War es Weltſchmerz? die innere Zerriſſenheit meines Gemüthes? ich wußte es mir nicht zu ſagen. Die Menſchen kamen mir ſo klein, ſo winzig klein vor; Miniatur-Figuren auf einem Rieſengemälde. —

Mich hatte bei dem Anblicke jenes Tableau's die Unendlichkeit erfaßt; ich ahnte das Göttliche in mir; davon rings um mich nicht eine Spur.

Armes Erdenvolk, dein Götze iſt Egoismus! Alles dreht ſich um dieſen. Kein Funke höhern Gefühls.

Ich gewahrte es in den Logen. Durch Zuckerwerk huldigte

die Menschheit ihrem Götzen, der materiellen Genußsucht. Eis, aus Rossi's künstlerischem Atelier hervorgegangen, machte auch die wenige Rührung gefrieren, die jenes Bild bei Manchem hervorgerufen. Ich hätte weinen und lachen, rasen und beten mögen; es wäre nicht besser geworden. — Ich fixirte die Logen, Militär und Damen. Die österreichische Armee hat den Ruf der schönsten und elegantesten. Ich fand ihn hier bestätigt. Kriegsgötter, von Grazien gefesselt, die in nachläs-siger Tournüre über die Brüstungen der Logen lehnten. Eine Armee polnischer Damen: und nicht der Olymp, aber Euro-pa's Kriegerwelt läge zu ihren Füßen. Starkes Geschlecht, von weiblicher Schwäche besiegt. Liebe umschlingt das Weltall, warum sollte es österreichische Krieger und polnische Frauen, die Stärke und Schwäche, nicht umschlingen?

Die Vorstellung eilte der zweiten Abtheilung und ihrem Schlusse zu.

Ungarisches Pas de deux, ausgeführt von Amadio G. und Carlo P.

Italiener in einem ungarischen Tanz? Milchreiß und Paprikafleisch! Der Ausdruck fehlt, die eigentliche Nationa-lität. Auch Bären tanzen zu Zeiten schön, doch nicht mensch-lich, selbst wenn sie auf zwei Füßen gehen.

Man applaudirte; war folglich zufrieden. Meinetwegen. Sie tanzten für die Wohlthätigkeit, wer würde es streng nehmen wollen? —

Scene und Duett aus dem dreißigjährigen Abcschützen; dreißig Jahre, mehr vielleicht seit dem ersten Erscheinen dieser Posse in den Raum der Zeit entschwunden, und noch hat sie ihre Anziehungskraft nicht verloren. —

Was ist in dieser Zeit Alles vor sich gegangen! — —

Spaniens Beruhigung durch den Siegesherzog, Frankreichs zweifelhafte Stellung in Algier, die Niederlage der Russen in Tscherkessien, die Massacre der Engländer in Afghanistan, ihr Bombardement auf und der Friede in China. Hamburgs Brand, Pesths Ueberschwemmung, die Verbrennung von 180 Franzosen mitten unter den Fortschritten der Zeit.

Welch' eine Welt bitterer, schmerzlicher Erinnerungen! Man möchte blutige Thränen weinen, und muß doch lachen, einem dreißigjährigen Abcschützen gegenüber, einer Figur, wie sie so komisch, so zwerchfellerschütternd nur die Vergangenheit hinzustellen im Stande war.

Schöne Vergangenheit! Rosige Bilder tauchten in meiner Erinnerung auf.

Bäuerle, Meißl, Gleich, ein Triumvirat, das noch in der Gegenwart seines Gleichen sucht. Wo ist es hin? —

Noch lebt Bäuerle, ein Redacteur, wie ihn in seinen Erfolgen bis jetzt kein Zweiter erreicht. Meißl ist patriotischer Dichter geworden, wie ihn die Umstände brauchen, und Gleich?

Gleich ist gestorben und begraben. Vom Elende vernichtet, von Wiener Großmuth, Wiener Hochherzigkeit, Wiener Herzensgüte in seinen letzten Stunden erheitert. Glückliches Wien! welche Fülle edler Herzen lebt und webt in dir! Wie bist du so reich an Milde, so überreich an Menschenfreundlichkeit, der Diamant des Wohlthuns in Habsburgs blendender Kaiserkrone. — — —

Armer Gleich, dem Tode konntest Du nicht entgehen! Du bist vergessen, doch Deine Werke nicht. — —

Aber auch Göthe, Schiller sind gestorben; nur ihre

Werke leben. Wer kauft ſie? Einzelne Dichter, die aus ihnen für ihren künftigen Ruf Begeiſterung ſchöpfen wollen.

Gutzkow, Laube, Kühne, Prutz, Herwegh ꝛc., ſie alle leben noch. Ihre Werke, feucht und unaufgeſchnitten, ſind in jedem Buchladen zu haben. —

Wer kauft dieſe? —

Die Welt, einzeln, ſparſam, ſo wie man Tropfen aus dem Meere ſchöpft.

Dich aber, Ludwig Delaroſa, deine Geſpenſter-, Räuber-, Mordgeſchichten, Romane voll Mord und Tod, Liebe und Verzweiflung, Trennung und Wiederſehen, Unkengekrächze und Sturmgeheul, Rittergefechte und Burgverließe; ſie kauft man nicht, man reißt ſich um ſie am Putztiſch, am Herde, in den Hausmeiſterwohnungen, in den Griſetten-Manſarden.

Dein Ruhm iſt unſterblich; ein Pantheon aus Löſchpapier!

Wäre dies Loos nicht ſo ungeheuer tragiſch, ich wäre verſucht, es höchſt komiſch zu nennen. —

Auch der dreißigjährige Abcſchütz überlebte ſeinen Verfaſſer. Zwar iſt mir der Name deſſelben entfallen; dies thut jedoch nichts zur Sache. Nicht das Stück, nur ſeine Darſtellung hatte ich vor Augen; dieſe aber war — klaſſiſch. Weißt Du, mein freundlicher Leſer! was das ſagen will?

Nicht der ausgezeichnete Wiener Mime L..., nur ſein Vetter gab den Schulmeiſter. Er ſpielte mit hinreißender Wahrheit, es ſchien, als hätte ſich die Dummheit in Perſon zur Uebernahme dieſer Rolle hergegeben, man glaubte Spiel zu ſehen, und ſah ſich in der Wirklichkeit nicht getäuſcht. Und erſt W. — — Welche Laune, welcher Muthwille? — —

W. iſt in der letzten Periode; es ſind einige Jahre verfloſſen, ſeitdem ich ihn das letzte Mal geſehen; er iſt beſſer, viel

beſſer geworden. Ich wenigſtens erkannte ihn nicht mehr; ſo gerundet ſchien mir ſein Spiel.

Eben ſo naiv, keck, ſo verſchämt frivol, ſo neckiſch ausgelaſſen, ſo körperlich ätheriſch, gab auch Frau von S... das Stubenmädchen. Eine Perle der jetzt lebenden Lokalſängerinnen, ein unbezahlbarer Schatz für die Lokalpoſſe Lembergs. —

Was aber auch an dieſem Abende den Beifall des kalten Publikums dieſer lebensvollen Hauptſtadt errungen, es waren einzelne Luſtraketen gegen jenes Feuerwerk von Applaus, das ſich bei Beider Abgehen erhob.

Averino's veredelte Klitſchniggiaden, athletiſche Stellungen im Rokokogeſchmacke der Römer und Griechen, Herkules' Kraftübungen und Gladiatoren-Handgriffe kamen nun an die Reihe.

Ein olympiſcher Flug, von mehreren leicht und loſe ineinandergehängten Figuren, die ſich im raſchen Fluge um eine Säule drehten, beleuchtet von weißem und rothem Feuer, — ſie endeten unter einem funkenſprühenden, praſſelnden Feuerwerk die Vorſtellung dieſes Abends.

Es war der Knalleffect, mit dem die Titanen der Gegenwart gewöhnlicher Künſtler den Olymp erſtürmten, um die Sterne des Beifalls aus dem letzten Platze zu brechen und den jubelnden Applaus von Juden und Kindern als Wolkentuch um ihre Lenden zu gürten.

Feuerwerk und bengaliſche Beleuchtung! Bedurfte man mehr, um glücklich zu ſein?

Befriedigt eilte die Menge nach Hauſe; auch ich ſchritt gedankenvoll in das Sternendunkel der Nacht hinaus, vielleicht der einzige Unzufriedene unter ihnen. —

Der Abend war ſchön, ſprach ich beim Heimgang zu

mir ſelbſt. Wieder hat die Menſchheit ein kleines Opfer in die Schale der Armuth, der Noth, des Elends, der kindlichen Verlaſſenheit gelegt. — Wieder ſahen ſich die Mitglieder einer Bühne, die nicht zu den letzten gehört, mit Beifall überſchüttet, und doch — wie lange wird dies noch währen? Schon naht die Stunde der Trennung. Bald verlaſſen Mad. J., Frl. B., Hr. und Mad. B., Hr. und Mad. W. die Bühne. Wer weiß, wie mancher Andere noch Lembergs Muſentempel mit einem andern verwechſelt!

Wie wird es in der Zukunft werden? Beſſer oder ſchlechter? — Zwar übernimmt Pellet, der fleißige und unermüdliche Director der Linzer Bühne, die Leitung des Theaters zu Lemberg; aber er ſpielt den Diener zweier Herren, ſeinen eigenen und jenen des Grafen Skarbeck. Ohne den einen zu vernachläſſigen, kann man dem andern nicht dienen. Daher die ſo wenig einladenden Bedingungen der neuen Kontracte, die ſchlechtere, auf die Spitze geſtellte Stellung der Mitglieder; zudem iſt Galizien weit entfernt vom deutſchen Tummelplatze, wer wird ſich und ſeinen Ruf nach Lemberg begraben wollen? —

Armes Lemberg! Guter Rath, ſagt man, kommt über Nacht. Gute Nacht, Lemberg! mit deinem Theaterweſen.

5.

Gute Nacht, Lemberg! ſagten wir an jenem Abende, und thaten daran nicht Unrecht; denn ſo glänzend uns auch das Aeußere des neuen Muſenbaues nächtlicher Weile erſchienen war, ſo wenig rechtfertigte es unſere Anſprüche am hellen Tage. Zwar ſollen elegante Balkone dem ganzen Gebäude nach allen Seiten hin zu einer geſchmackvollen

Zierde dienen, leider aber wird dieſe durch eine Unzahl zerbrochener Fenſterſcheiben beeinträchtigt, ſo wie durch eine Menge leicht und loſe eingehängter, ſcheibenleerer Fenſterflügel. Klappernd ſchlagen dieſelben bei jedem Luftzuge zuſammen, ein Bild moderner, Grauen erregender Nachläſſigkeit. Auch gewähren ſie jeder Feuchtigkeit den Eintritt in die weiten, leerſtehenden Gemächer, die dadurch zu einem Aufenthaltsorte ſchwer zu vertilgender Näſſe und Unwohnlichkeit umgeſtaltet werden. Höchſt grandiös ſind übrigens auch die hohen, breiten Thorwege, die auf beiden Seiten kleinere Eingänge begrenzen; allein, frei und offen ſtehend, durch keine ſchweren, eiſernen Thorflügel, wie man dies bei einem Baue ſolcher Art vermuthen ſollte, verſperrt, gewähren ſie — und ihrer befinden ſich je zwei auf beiden Seiten des Gebäudes — einen höchſt maleriſchen Anblick in mehrere mittelgroße, halbdunkele Höfe, in denen der größte Schmutz und die höchſte Unreinlichkeit ihren dauernden Wohnſitz aufgeſchlagen haben. Breite, hölzerne Stiegen, mit ſchneckenartigen Gewinden, nach allen Stockwerken führend, bedeckt von einer Unſauberkeit, welche an das Fabelhafte grenzt; dunkle Corridors, die jeden unbefangenen Wanderer vor einem plötzlichen Raub- und Mord-Anfall zittern machen; ſchmale Gänge mit eiſernen Geländern, unangeſtrichene Thüren, offenſtehende Aborte ꝛc. ꝛc. vollenden die Pracht eines Gebäudes, das in der Form und Ausführung wenig mehr von einem modernen Babylon zu wünſchen übrig läßt. Uebrigens enthält das ganze Gebäude nicht allein das Theater und eine Menge von Privatwohnungen, die wegen übertriebener Preiſe weit über die Hälfte leer ſtehen, ſondern auch, wie ſchon erwähnt, ein ſehr elegantes Kaffeehaus und ein noch nicht eingerichtetes Gaſthaus, ferner

ein Hotel, dem es nur an breiten Höfen und etwas mehr Eleganz gebrechen wird, als man dieſes ſonſt von einem Unternehmen ähnlicher Art zu erwarten und zu fordern berechtigt wäre. Das ganze Gemälde dürfte allerdings etwas ſchmutzig erſcheinen, allein es iſt treu colorirt, und die Copie wird an Wahrheit dem Originale nicht nachſtehen.

Man erzählt, der gegenwärtige Director des Theaters, Graf Skarbeck, ſei früher ſehr arm geweſen und habe ſich nur mit dem Handel von Ochſen und Weingeiſt zu ſeinem gegenwärtigen unermeßlichen Vermögen verholfen. Auch habe denſelben nur die Ausſicht, bei dieſem Baue ein Erkleckliches zu gewinnen, zu einer Unternehmung gezwungen, die ſeiner frühern, und ſelbſt noch gegenwärtigen Beſchäftigung ſehr entfernt liegt. So groß ſich aber auch die Auslagen dieſes Baues herausſtellen, ſo unbedeutend im Verhältniſſe waren dieſelben für den Erbauer. Die Stadt hatte ihm das Material frei einzuführen bewilligt, dieſe Berechtigung wurde jedoch auch von Andern benutzt, wofür eine Theilabgabe dem Theatererbauer zu Gute kam.

In ſolcher Beziehung darf es Niemanden wundern, wenn das Theater Lembergs in geiſtiger Hinſicht auf einer ſehr niedern Stufe ſteht; iſt doch die eigentliche Leitung der Bühne einem jungen Manne anvertraut, der als Schauſpieler auf einer höchſt unbedeutenden, als Regiſſeur auf gar keiner, als Interims-Director, oder vielmehr unentgeldlicher Secretariats-Verweſer aber unter jeder Stufe der Kritik ſteht. Daß bei einer ſolchen Leitung auch die beſten Kräfte nicht einmal Mittelmäßiges zu Tage fördern können, wird dadurch noch erklärlicher, daß eine gewiſſe Abwechſelung des Repertoirs zu jenen frommen Wünſchen gehört, welche nicht allein die Jünger

dieſes Kunſttempels, ſondern auch ſeine Beſucher mit heißen Gebeten vom Himmel heraberflehen. Jedes neue Stück koſtet Geld, da aber nur das Geldeinnehmen zu den ſtehenden Rubriken des Lemberger Theaters gehört, das Geldausgeben aber bei höchſter Ungnade des oberſten Directors verboten iſt, ſo wird in dieſem Punkte eine beſſere Ausſicht erſt dann offenbar, wenn die Lebenden zu Grabe gehen, und die todten Jünger der Kunſt auferſtehen.

Man ſollte glauben, daß unter ſolchen Verhältniſſen auch die Kräfte der Lemberger Bühne nur Mittelgut wären, und doch iſt viel Vorzügliches darunter, ſo wie bezüglich auf Anmuth, Schönheit, Liebenswürdigkeit und Jugend nicht ſo leicht eine Bühne vier Damen beſitzen dürfte, wie dieſe der Lemberger Kunſttempel in Dem. Bertolli, Mad. Wallner, Mad. Bergmann und der in neuerer Zeit ſo ſehr gefeierten Dem. Coradori aufzuweiſen hatte.

Als Primadonna der Oper war bis vor kurzer Zeit Mad. Janik engagirt. Eine ſchöne Figur mit einer klangvollen Stimme, der es weder an Coloratur noch ausdauernder Bravour ermangelt, nur Schade, daß ihr Spiel in allen Rollen ewig gleich bleibt, daß, wer ſie als Norma geſehen, ſie auch im Liebestrank erkennt. Hiedurch erleidet die Phantaſie des Zuſchauers einen bedeutenden Stoß. Uebrigens ſoll Mad. Janik zu Oſtern dieſes Jahres aus dem Engagement getreten ſein; die Urſache liegt darin: daß, ſeit dem erſten Auftreten der für zweite Rollen engagirten Dem. Coradori, dieſe den Platz eines Lieblings in dem Herzen der Lemberger Theaterwelt einnimmt. Da aber eine Primadonna, wie überall ſo auch in Lemberg, keine Nebenbuhlerin duldet, ſo iſt dies die Veranlaſſung, daß Mad. Janik eine Bühne verläßt, die

ſie früherhin als ihr Enfant gaté betrachtet. Die verſcherzte Gunſt hat Mad. Janik jedoch nur ſich ſelbſt und dem Treiben ihres ruhmſüchtigen Gemahls zu danken. Wenn es einer Sängerin einfällt, ihre Rolle aus bloßer Laune durch ganze Stücke hindurch nur zu markiren, oder wenn es einem Gatten beikommt, ſeine Frau mit Gewalt in den Himmel zu erheben und alles Andere in den Staub treten zu wollen; dann muß man es nur ſich ſelbſt zuſchreiben, wenn die Kritik des Publikums ihr Recht behauptet, und ſich durch die größte Gleichgiltigkeit an einer Sängerin rächt, die, um auf ihre Meiſterſchaft trotzen zu können, noch viel, ſehr viel, — unendlich viel zu wünſchen übrig läßt. — Dagegen hat ſich Dem. Coradori, den Bewohnern Wiens durch ihre Leiſtungen auf der Joſephsſtädter Bühne wohlbekannt, in der kurzen Zeit ihres Hierſeins durch ihr beſcheidenes Auftreten alle Herzen gewonnen. Im Beſitz einer lieblichen und klangvollen Stimme, der es nur an der nöthigen Tiefe mangelt, wird ſie den Platz einer erſten Sängerin, bei fortdauernden Studien und einer feinern Nüancirung ihres Spieles, ſehr bald erreichen, wozu ihr nettes, liebliches Aeußere nicht wenig beitragen wird.

Eine dritte Sängerin, Dem. Alban, iſt zu ſehr Anfängerin und zu wenig bei Stimme, um über ſie mehr ſagen zu können, als daß ihr Engagement zu den vielen Mißgriffen der gegenwärtigen Theater-Direction gehört.

Unter dem männlichen Perſonale der Oper müſſen wir die Herren Steiner, Reichardt und Petz aus dem Grunde obenan ſetzen, weil ſie das Fach der Tenore ausfüllen, Tenoriſten aber zu jenen Seltenheiten gehören, denen man auch bei ſichtbarer Mittelmäßigkeit gern den erſten Platz anweiſt. Unter ihnen iſt Steiner der Vorzüglichſte. Obgleich Anfänger,

zeichnet ihn doch ein schön markirtes Spiel vortheilhaft aus. Beiden Uebrigen ist eine mehr berechnete Action und ein gehöriges Abrunden ihrer Bewegungen, statt des gewissen eckigen, verschraubten und unbeholfenen Wesens, nicht genug anzuempfehlen.

Herr Hoffmann, Bariton, gehört zu den verständigen Sängern, die mit schönen Mitteln auch ein bescheidenes, anspruchsloses Benehmen verbinden. Ein vorzüglicher Buffo, ist er zugleich eine Hauptstütze der Oper.

Herr Binder beschließt diesen Cyclus sämmtlicher Opern-Mitglieder. Auch ihm ist, bei einer etwas beschränkten Stimme, ein bezeichnenderes Spiel nicht genug anzurathen.

Was die Aufführung der Oper betrifft, so muß man dem Regisseur derselben, Herrn Scholz, dessen schon früherhin Erwähnung geschehen, die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er es an Fleiß und Mühe nicht ermangeln läßt. Uebrigens ist seine Stellung höchst schwierig. Durch kein Ballet, überhaupt durch Nichts unterstützt, muß er zu Zeiten sogar den Tanzmeister machen und unbeholfene Soldaten von der Lafette weg (denn die hiesigen Statisten sind meistens der Artillerie entnommen) im Tanzen und Springen unterrichten. Aber auch hier füllt er seinen Platz aus. So ist die Ballnacht von demselben mit einer Sorgfalt in die Scene gesetzt worden, die alle Erwartungen weit übertraf; nur konnte man sich des Lachens nicht enthalten, den großen dicken Mann, in einen grauen Pelz gehüllt, mit einer Latte in der Hand, die Bewegungen der Tanzenden durch das Anschlagen derselben auf die Erde dirigiren zu sehen.

Was das Schauspiel betrifft, so ist dessen Standpunkt um so schwieriger, als der Galizier nur für die outrirte Spiel-

weise der Franzosen eingenommen ist, für das deutsche Lust- und Schauspiel aber keine Neigung zeigt.

Da wir der meisten Mitglieder des Schauspiels bereits früherhin erwähnt haben, so bleibt uns noch Herr Schmitts zu nennen. Für Heldenparthien engagirt, voll kräftiger, voller Formen, zeichnet ihn ein volles, wohlklingendes Organ ganz besonders aus. Er würde vorzüglich zu nennen sein, wenn seine Auffassung nicht zu einseitig wäre, und er mehr aus sich selbst herausträte.

Herr Vanini spielt Intrigants. Ein recht guter Schauspieler, nur etwas zu outrirt in seiner Darstellung. Seit längerer Zeit krank, ist dadurch das stehende Repertoir der Lemberger Bühne noch beschränkter geworden.

Herr Englbrecht spielt jugendliche Liebhaber, mit süßlich fader, mondscheinbeleuchteter Auffassung und zierlicher Sprachweise. Etwas zu alt für sein Fach, darf man ihm eine verständige Spielweise nicht absprechen. An ihn reiht sich Davison in dem gleichen Rollenfache, das er deutsch und polnisch zugleich darstellt. Dadurch eine halbe Rarität, stößt seine polnische Aussprache sehr im Deutschen an.

Unter die verwendbarsten, vielseitig gebildeten Mitglieder dieser Bühne muß Herr Bergmann gerechnet werden, der, ein tüchtiger Charakteristiker, zärtliche und launige Vaterrollen, überhaupt alle ältern komischen Parthien mit treuer Auffassung darstellt.

Den gänzlichen Beschluß macht Herr Schemenauer, der Veteran dieser Bühne, ebenfalls für komische Väter engagirt. Als der Allerletzte im Kreise dieser Darsteller erscheint Herr Löwe, obgleich die etwas einseitige Auffassung der Ober-Di-

rection ihm die Leitung und Regie der Bühne anvertraut hat. Mehr als dies läßt sich von ihm nicht sagen.

Fast sollte man glauben, daß bei einer solchen Gestaltung der Dinge, bei dem Mangel jeder Regie des Schauspiels, auch nur das Allerschlechteste geleistet werden könne, und doch, vergleicht man die Aufführung eines Stückes mit der Rollenvertheilung von Seiten einer hierzu ganz unfähigen Direction, so muß man staunen, daß Lemberg noch einen solchen Kunsttempel aufzuweisen hat, der, obwohl unter den Grenzen der Mittelmäßigkeit, doch noch classisch gediegen und famos gegen das zu nennen ist, was für denselben von Seiten einer eigennützigen, nur für ihren eigenen Vortheil besorgten Theaterleitung gethan wird.

Ganz anders gestalten sich die Verhältnisse der polnischen Schauspielergesellschaft, obgleich auch diese in ökonomischer Beziehung einer und derselben Oberdirection untersteht, während die artistische Leitung von Hrn. Kaminsky geführt wird. Sie bildete früher 20 Jahre lang eine Republik, das heißt, sämmtliche Mitglieder führten die Direction gemeinschaftlich und theilten den reinen Kassenertrag. Dies hatte für die Schauspieler den Vortheil, daß sie im Verlaufe der oben angegebenen Zeit alle reich wurden, für das Publikum aber erwuchs der Nachtheil, daß jedes andere Talent von der alten Gesellschaft mit der eifersüchtigsten Strenge fern gehalten wurde, da sich diese ihr reiches Einkommen nicht wollte schmälern lassen. So bestand die ganze Gesellschaft bald nur aus Greisen, zwei Mitglieder ausgenommen, Herrn Davison und Dem. Zametska, welche zur Aushilfe engagirt werden mußten, aber nicht mit zur Theilung zugelassen wurden, sondern 50 Fl. Monatsgage erhielten.

Authentiſchen Berechnungen zu Folge ſoll das Liebespaar Hamlet und Ophelia, im Jahre 1838 von Herrn Benſa und Madame Kaminska dargeſtellt, 116 wohlgezählte Jahre alt geweſen ſein. In der That kann es wirklich für den deutſchen, ruhigen Zuſchauer nichts Komiſcheres geben, als Mad. Kaminska, welche ihren Jahren nach bequem Urgroßmutter ſein könnte, als 18jährige Amalie in den Räubern zu erblicken. Will man das Portrait derſelben? Wohlan! wir wollen verſuchen, das Original treu zu copiren.

Eine monſtröß dicke Figur, auf dem Geſichte ein ganzes Kreidebergwerk, aber dennoch nicht im Stande, die mächtigen Runzelklüfte der altjugendlichen Liebhaberin auszufüllen. Die Haare à la chinois, an jeder Seite zwei ungeheure Superflua, ſo groß wie Stuver'ſche Feuerräder. Ein weißes Kleid, ſich mit Mühe an die dicken Hüften ſchmiegend, an denen es von einer weitherniederflatternden Roſa-Atlas-Schleife feſtgehalten wird, vollenden — — Schillers Amalia.

Auch die jugendliche Liebhaberin, Mad. Starzewska, iſt im Beſitze einer Tochter, welche bereits als Prezioſa mit vielem Glücke debutirt hat. Jedoch der Pole iſt für ſeine alten Schönheiten, welche ſchon ſeinen Groß- und Urgroßvater bezauberten, ſo enthuſiaſtiſch eingenommen, daß eine junge, talentbegabte Schauſpielerin ſehr ſchweren Stand haben würde. —

Deutlich hat dies die neuere Zeit bewieſen, denn als Graf Skarbeck nach Erbauung des neuen Theatergebäudes mit der Leitung der deutſchen Bühne auch die Ober-Direction der polniſchen übernahm, (obgleich ſich dieſe dagegen heftig ſträubte und ſich ſelbſt zum Erlage eines Pachtſchillings von 6000 Fl. CMze. herbeilaſſen wollte, wobei ſie, wie früher, auf Theilung fortzuſpielen beabſichtigte,) engagirte er an die Stelle der Mad.

Starzewska eine Mad. Asperger von Warschau, eine tüchtige, jugendliche Sängerin. Allein, nicht nur daß dieselbe nicht sehr ansprach, das Publikum zwang die Theater-Direction sogar, Mad. Starzewska wieder zu engagiren und in ihre alten Rechte einzusetzen, und so hat auch noch die Enkelwelt der jetzigen Generation Lembergs die schöne Hoffnung, Mad. Starzewska als jugendliche Liebhaberin bewundern zu können.

Zwei tüchtige geniale Mitglieder besitzt die polnische Bühne an den Herren Novakowsky und Smochowsky. Der Erstere spielt Väter- und Charakterrollen mit solcher Originalität in der Auffassung und so konsequenter Durchführung, daß jeder Kunstkenner, selbst wenn er der Sprache nicht mächtig wäre, durch die Gewalt seiner Mimik und die feine Nüancirung seines Spiels bezaubert und hingerissen wird. Dagegen outrirt derselbe etwas zu viel in niedrig komischen Rollen, die er manchmal aushilfsweise spielt. Eben so ist Herr Smochowsky nach Obigen der entschiedenste Liebling des Lemberger Publikums. Ein genialer, vielseitig verwendbarer Schauspieler, als Held, Intrigant, Liebhaber, überall mit Ehren an seinem Platze.

Alles Uebrige an der polnischen Bühne ist Mittelgut oder Schofel; denn so enthusiastisch auch der Pole für seinen alten Helden, Herrn Bensa, eingenommen ist, ich kann ihn nur zum Mittelgute rechnen und habe an dieser veralteten, selbstgefälligen Manier nie ein Behagen gefunden.

Nennenswerth sind noch die Herren Davison und Rütkewitz. Ersterer, ein jugendlicher Schauspieler, füllt das Fach der jugendlichen Liebhaber an der polnischen und deutschen Bühne aus; Letzterer ist für niedrig komische Rollen engagirt.

Dagegen hat deſſen Gattin, Mad. Rütkewitz, für das Fach der Liebhaberinnen ein paar Dezennien zu viel gelebt.

Dreimal in der Woche iſt polniſches Schauſpiel. Es wird mehr als das deutſche beſucht und erhält, ohngeachtet der beſchränkten Kräfte des galiziſch-ſtändiſchen Domeſtikalfonds, einen jährlichen Zuſchuß von 4000 Fl. CMze.

Was die Spielweiſe der polniſchen Künſtler betrifft, ſo nähert ſich dieſe der franzöſiſchen, daher auch im Trauerſpiele jener hohle, nichtsſagende, für den Deutſchen unausſtehliche Pathos, jenes auf Stelzen Einhertraben bei den einfachſten Situationen. Sonach iſt es leicht erklärlich, daß die gealterte Reliquie aus den Zeiten Napoleons, die Franzöſin Mad. Georges, die ungeheuerſte Senſation erregte, obgleich ſie bald darauf, auf ihrer abenteuerlichen Kunſtreiſe durch Deutſchland, faſt überall mißfiel. In Lemberg aber riß ſich, bei enormen Preiſen, die hohe und niedere Ariſtokratie in vierzehn Vorſtellungen um Logen und Sperrſitze, um Madame Georges, gefeiert, blumenbekränzt und geblendet von dieſem Scheintriumphe, der bitterſten Enttäuſchung zuzuführen. Doch genug von den Theaterverhältniſſen Lembergs, wir müßten ſonſt fürchten, die Langweile unſerer Leſer zu erregen, darum gehen wir zu der Literatur über und beginnen dieſe mit der polniſch-dramatiſchen.

6.

Literatur.

Iſt die polniſche Schauſpielkunſt im Lande überſchätzt, ſo iſt es die dramatiſche Literatur in einem noch weit höheren Grade. Im Ganzen genommen haben nur zwei Schriftſteller bedeutende Verdienſte um dieſelbe, aber auch dies nur in Beziehung auf die Polen ſelbſt, da Beider Werke andern

Sprachen durchaus nicht angepaßt werden können. Der erſte, unſtreitig fruchtbarſte und dem deutſchen Kotzebue zunächſtſtehende, polniſch-dramatiſche Schriftſteller, iſt Adam Dumſchewski. Das Warſchauer Repertoir zählt von ihm 144 Stücke, welche — theils Ueberſetzungen, theils Originalwerke, ſich bis auf den heutigen Tag, wie die Arbeiten ſeines Vorgängers, des berühmten Dichters Julian Niemcewicz, einer lebhaften Theilnahme und freundlichen Aufnahme von Seiten des Publikums erfreuen. Was ſeine Originalarbeiten anlangt, ſo findet man in ihnen mit gewandten Zügen den polniſchen Charakter gezeichnet. Voll treffender Volksbilder, enthalten ſie beſonders Scenen aus dem polniſchen Volksleben und ſeiner Geſchichte. Seine dramatiſchen Werke erſchienen in 10 Bänden in Warſchau und bei Korn in Breslau 1821. Dies gibt einen Beweis ſeiner Fruchtbarkeit im Schaffen, und wenn nicht die komiſche Kraft ſeiner Stücke durch ſeine zu große Hinneigung zum Lyriſchen Abbruch erlitte, ſo würde Dumſchewski unbezweifelt den erſten Platz unter den polniſchen Luſtſpieldichtern einnehmen, welchen ihm mit vollem Rechte Graf Alexander Fredro ſtreitig macht. Leider aber iſt derſelbe, einer vor mehrern Jahren in Warſchau erſchienenen beißenden Kritik wegen, ſeit langer Zeit verſtummt.

Graf Alexander Fredro iſt übrigens der einzige polniſche Luſtſpieldichter, deſſen feine Blüthen einer heitern Muſe von Witz und Laune ſprudeln und das Gebiet des polniſchen Luſtſpiels mit den originellſten und ſchönſten Produkten ſeines in dieſem Fache ausgezeichneten Talentes bereichern.

„Fredro's Luſtſpiele tragen ſämmtlich den Stempel einer nationellen Originalität. Mit dem pikanteſten Witze gewürzt, ſind ſie voll draſtiſcher Scenen. Mit unverſiegbarer Laune

und Wahrheit die Situationen des höhern Converſationslebens abkonterfeiend, zeichnen ſie ſich durch die feinſte Sprache, den gewandteſten Dialog und eine äußerſt glückliche Verwickelung und Löſung aus. Seine Werke erſchienen theils in Wien, theils in Lemberg bei Milikowski 1826—1838 in 5 Bänden.

„In Alexander Fredro concentrirt ſich das polniſche Luſtſpiel in ſeiner völligen Reinheit und Eigenthümlichkeit, weshalb er durch ſeine Leiſtungen eine um ſo größere Anerkennung verdient, da ſeine Vorgänger, wo nicht ganz Unbedeutendes, ſo doch Untergeordnetes in dieſem Fache geſchaffen haben, und er, der Erſte dieſer Gattung, ſich auf jene Höhe ſtellte, wohin wir Deutſche uns nur ſtufenweiſe, erſt von fremden Einflüſſen uns reinigend, dann das Nationale in ſeiner einfachſten und allgemeinen Wahrheit erfaſſend, geſchwungen haben."*)

Ueberhaupt verſteht es Graf Fredro, die Stoffe anderer Nationen frei zu bearbeiten, das heißt, zu polniſiren, wobei ihm ſein feiner, gewandter Dialog ſehr zu Statten kommt. Er iſt, mit einem Worte geſagt, das für die Polen, was C. Blum in Berlin für die Deutſchen iſt.

Außer dieſen Beiden (von welchen der Erſtere nicht ſowohl der galiziſch-, als vielmehr ruſſiſch-polniſch dramatiſchen Literatur zugezählt werden muß) gehört zu den vorzüglichſten Talenten, in Beziehung auf Originalität der Empfindung und Phantaſie, Profeſſor Korzeniowsky. Hätte dieſer in ſeinen Arbeiten die Korrektheit Fredro's aufzuweiſen, würde er überhaupt ein gewiſſes Haſchen nach craſſen, Victor Hugo'ſchen Effecten vermeiden und an ſeine Arbeiten eine gewiſſe

*) Worte einer dramatiſchen Skizze von W. Conſtant.

Feile legen, so müßte sich derselbe ein unbestreitbares Recht auf die Anerkennung aller Nationen erwerben.

Wirklich erinnern Korzeniowsky's dramatische Arbeiten durch ihre ausgezeichnete Diction und ihr hohes dramatisches Interesse an Schiller.

„Aber eben nur an diesen Heros des deutschen Drama's erinnernd, berechtigt er noch keineswegs zum übereilten Ausrufe: daß wir Deutsche seit Schiller und Göthe auf einen Shakespeare warten, und die Polen denselben in Korzeniowsky schon besäßen. Von dem polnischen Shakespeare ist es noch weit. Eine Traube macht kein Weinfaß voll, eine Schwalbe keinen Frühling. Daß Korzeniowsky in dem wenigen bis jetzt Dargebrachten Treffliches geleistet und noch Herrlicheres zu leisten verspricht, soll noch nicht vor errungenem Siege triumphiren machen. Korzeniowsky und Shakespeare dürften deshalb bis jetzt in demselben Verhältnisse stehen, wie ein Kamin und der Stephansthurm."

Einen andern Zweig des dramatischen Faches bereicherte Graf Maximilian Fredro, ein Bruder des Vorgenannten, welcher drei Trauerspiele schrieb, von denen er auch eine deutsche Bearbeitung begonnen haben soll. —

Wenn wir vom artistischen Werthe dieser Dramen absehen, die hier und da Manches anders wünschen ließen, so haben sich dieselben jedenfalls zur Aufführung geeignet befunden, und sind, besonders das Drama „Harald", welches wahrhaft meisterhafte Momente enthält — (eine Glanzrolle Smochowsky's) — beifällig aufgenommen worden. Außer den Genannten gab Alexander Przedziecki 1841 in Wilna dramatische Proben (ein historisches Drama und ein Lustspiel) heraus. Auch Eduard Raczynski versuchte zu Posen 1841 einen Almanach

für die Bühne zu gründen, in welchem ein Drama von Krzyzanowski und ein Luſtſpiel von Wybucki enthalten ſind. Als Uebertragungen verdienen die höchſt gelungenen Ueberſetzungen einiger Dramen Schillers von Kaminsky*) in Lemberg, Shakeſpeare's von Holowinski in Wilna, des Goethe'ſchen Fauſt von Lukaſiewicz in Krakau, und einiger Luſtſpiele, namentlich Holbeins „Drei Wahrzeichen," von Asnikowski, ehrenvolle Erwähnung.

Was den Stoff der polniſchen Originalſtücke anlangt, ſo muß in dieſen ſtets ein Edelmann aus der guten alten Zeit ſo oft als möglich vorkommen. Es iſt dies eine ſo beliebte ſtereotype Figur, daß man ſie ſelbſt in den beſſern Ueberſetzungen aus dem Deutſchen und Franzöſiſchen nur ungern vermißt. Dieſen werden allerlei Beziehungen auf das Volk und Land in den Mund gelegt, welche von den anweſenden Enthuſiaſten ſtets wüthend applaudirt werden. Ueberhaupt haben die Polen die Eigenheit, daß ſie ſelten den Künſtler, immer aber das Wort applaudiren. Beſonders bricht bei gewiſſen Gelegenheiten die Begeiſterung in einem ſolchen Grade los, daß man zu dem Glauben verſucht wird, man befinde ſich unter Italiens glühendem Himmel, und der fanatiſche Jubel gelte der erſten Aufführung einer berühmten Oper.

Schwierig iſt es übrigens, für die Bühne Galiziens zu

*) Auch die Originalarbeiten Kaminsky's nehmen einen ehrenvollen Rang in der polniſch-dramatiſchen Literatur Galiziens ein. Sie gingen beſonders ihrer nationalen Tendenz wegen unzählige Mal über die Bühne; zugleich erſcheinen dieſelben, wie z. B. „Die Krakauer und Goralen", „die Mädchen von Skalmirſch", als Volksſtücke im ſtrengſten Sinne des Wortes, mit einer Menge von Anſpielungen und Beziehungen auf die dermaligen Zuſtände Polens, welche ſtets mit einem endloſen Jubel aufgenommen werden.

ſchreiben, ſei es nun in nationaler oder deutſcher Mundart, da eine Menge Stücke, welche ſonſt überall gegeben werden, wie z. B. Wilhelm Tell, Don Carlos, die Stumme von Portici, Fiesko, ſowohl für die deutſche als polniſche Bühne Lembergs zur Aufführung verboten ſind.

Was die übrigen Zweige der nationalen und der deutſchen Literatur Galiziens anlangt, ſo iſt von beiden nur die erſtere rührig, indem ſie vorzugsweiſe die nationale Philologie und in den gegenwärtig beſtehenden fünf polniſchen Zeitſchriften die vaterländiſche Geſchichte und Belletriſtik repräſentirt. Jene Zeitſchriften ſind:

Gazeta Lwowska (Lemberger Zeitung), gegründet im Jahre 1811, Eigenthum der Kratterſchen Erben, welche mit der Amts- und Intelligenzbeilage drei Mal in der Woche erſcheint. Damit iſt ſeit 1817 ein literariſches Wochenblatt: **Rozmaitosci**, verbunden. Redacteur deſſelben iſt der durch ſein erfolgreiches aufopferndes Streben zur Emporbringung des polniſchen Theaters und durch ſeine Ueberſetzung Schiller'ſcher Dramen rühmlichſt bekannte J. N. Kaminsky. — **Dziennik mód paryzkich** (Pariſer Modenjournal), gegründet im Jahr 1839, erſcheint monatlich in zwei Nummern mit zwei lithographirten Modebildern und iſt belletriſtiſchen Inhalts. Eigenthümer iſt Herr Thomas Kulczycki, Redacteur: Herr A. Bielowski.

Lwowianin, eine Monatſchrift, belletriſtiſchen, hiſtoriſchen und kritiſchen Inhaltes, wohl die ausgezeichnetſte der hieſigen Zeitſchriften, wenn ihre Kritik auch manchmal zu weit geht. Redacteur iſt Herr Ludwig Zielinski, eigentlicher Leiter aber der geiſtvolle Michalewicz, Profeſſor der polniſchen Sprache und Literatur.

Ein ökonomiſches Wochenblatt: **Przewodnik rolniczo**

przemyslowy, gegründet 1838 und redigirt von K. W. Kochanski, und endlich gibt das Ossolinskische literarische Nationalinstitut eine Vierteljahrschrift für Geschichte und Geschichtsforschung heraus, welche unter dem Titel: Biblioteka zakladu naukowego imienia Ossolinskich, mit einer Unterbrechung vom Jahre 1835—1841, seit 1828 erscheint und einen Schatz meist unedirter historischer Nachrichten enthält. Redacteur ist der jeweilige Director jenes Institutes.

Ueberhaupt dürfte diese im großartigsten Maßstabe angelegte Anstalt, die sich des unmittelbaren Protektorats Sr. Majestät des Kaisers erfreut, zu einer künftigen Ausbreitung der galizisch-polnischen Literatur das Meiste beitragen, woran besonders eine großartige ausgewählte Bibliothek ihren wesentlichen Antheil nehmen muß. Nicht so läßt sich dies von der deutsch-galizischen Literatur sagen, da eine solche bis jetzt nicht allein gar nicht existirt, sondern selbst keine Hoffnung hat, dereinst zu einer möglichen Bedeutung zu gelangen.

Als das einzige Organ für deutsche politische Tagesneuigkeiten besteht die drei Mal in der Woche erscheinende deutsche Lemberger Zeitung, deren Redacteur, Dr. Rapaport, sich Max Reinau unterzeichnet; das Verlagsrecht befindet sich im Besitze des Buchdruckers Joseph Schneider. Ein Amtsblatt, wie dies gewöhnlich allen österreichischen Provinzialzeitungen beigegeben ist, fällt bei dieser Zeitung gänzlich hinweg, indem das Recht zur Herausgabe eines solchen in polnisch-lateinisch-deutscher Schriftweise der obengenannten Gazeta Lwowska eingeräumt erscheint.

Eine zweite Zeitschrift: „Die Galizia", von dem unermüdet thätigen Gouvernial-Secretär Mehoffer, ging leider aus Mangel an reger Theilnahme oder vielmehr darum zu Grunde,

weil es einſt die ausführliche Beſchreibung von der Hinrichtung zweier Juden (ein in Galizien ſeit Jahren unerhörter Fall) mitgetheilt hatte. Da aber in Galizien Handel und Wandel nur von Juden ausgeübt wird, das meiſte Geld ſich nur in Judenhänden befindet, Stellen und Aemter nur durch jüdiſche Freundſchaft zu bekommen ſind, mit einem Worte, alles öffentliche und private Leben entweder nur in Judenhänden iſt oder von Juden abhängt, und eben ſelbſt die deutſche Zeitſchriften-Literatur nur von Juden ausgeübt wird, ſo iſt es natürlich, daß die Juden einem Blatte die Unterſtützung verſagten, das ſich ſo gröblich gegen ſie vergangen hatte und an dem die übrige deutſche Bevölkerung eben keinen Antheil nahm.

Das ſchrecklichſte der Schrecken, heißt es irgendwo, iſt der Menſch in ſeinem Wahn. Man mag darin nicht Unrecht haben. In Galizien aber und ganz beſonders in Lemberg iſt das Schrecklichſte, was ſich nur irgend Jemand zu denken im Stande iſt, — die Cenſur und ihre Handhabung.

Iſt dieſe ſtreng in Bezug auf das, was im Lande zum Drucke gelangen ſoll, ſo erſcheint dieſelbe noch zehn Mal ſtrenger im Betreff der aus dem Ausland einzuführenden Bücher. Während in faſt allen Theilen der öſterreichiſchen Monarchie der Bezug und das Leſen verbotener Werke gar keinen Schwierigkeiten unterliegt, während derſelben Zeit gehört es in Galizien zu den faſt unüberwindlichen Unmöglichkeiten, von irgend einer Buchhandlung ein mit öſterreichiſchem Verbote belegtes Buch zu beziehen. Beſonders gilt dies von franzöſiſchen Flugſchriften, die ihrer allenfallſigen revolutionären Tendenz wegen mit der eiferſüchtigſten Strenge überwacht werden. Uebrigens läßt ſich dies ganz leicht dadurch erklären, daß das

Spionir-System nirgends ausgebildeter erſcheint, als in Galizien, ſo wie es in ganz Oeſterreich nirgends weniger koſtet als eben daſelbſt. Von Juden und Chriſten, von Böhmen und Deutſchen, ja ſelbſt von den Polen untereinander und gegeneinander ausgeübt, iſt ſchon der Verdacht, in dem Beſitze eines verbotenen Buches zu ſein, hinreichend, alle Schrecken der polizeilichen Hölle loszulaſſen und den allenfallſigen Uebertreter in eine mehrmonatliche Unterſuchung zu verwickeln. Daß unter ſolchen Umſtänden Galiziens Buchhandel ganz außerordentlich darnieder liegt, bedarf keiner Erwähnung. Ihm aufzuhelfen iſt eine Preisfrage, d. i. eine Frage, deren Löſung um keinen Preis möglich iſt.

An eine Aenderung dieſer Verhältniſſe iſt bei den fortdauernd obwaltenden politiſchen Unterſuchungen nicht zu denken, wohl aber wäre es zu wünſchen, das in Erfüllung gehen zu ſehen, wovon ſeit langer Zeit die Rede iſt. Man ſpricht nämlich, Se. Majeſtät der Kaiſer beabſichtige Lemberg zu beſuchen, und bei dieſer Gelegenheit als einen wahrhaft kaiſerl. Gnadenact eine allgemeine Amneſtie für ſämmtliche, politiſcher Vergehungen halber abgeurtheilte oder noch in Unterſuchung befindliche Perſonen ergehen zu laſſen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach dürfte es jedoch bei dieſem frommen Wunſche, wie bei ſo manchen andern, ſein Verbleiben haben, wiewohl die Realiſirung eines ſolchen von unberechenbar wohlthätigen Folgen für das ganze Land begleitet ſein würde.

7.

Kunſt.

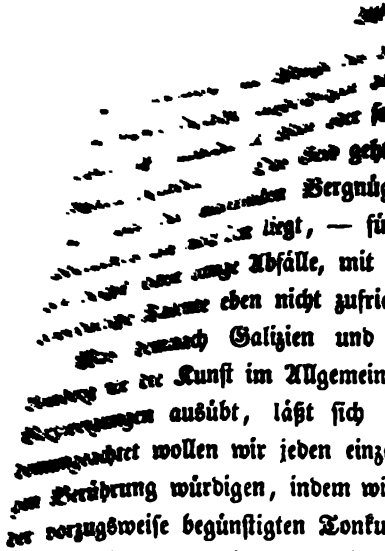
Die Kunſt geht nach Brod, wie man allgemein behaupten will. In Galizien aber kann man füglich ſagen, ſie ſucht Brod, ohne es gerade immer finden zu können.

Wer die Kunſt in Galizien eingebürgert wähnt, der wird ſie mit alleiniger Ausnahme der Tonkunſt ſelten oder nie finden. Ich kam nach Galizien mit Indignation über eine Menge widerlicher Eindrücke, und doch habe ich es vom erſten Augenblicke an nicht anders genommen, als es wirklich iſt; daher nahm es mich auch kein Wunder, daß ich von der Kunſt, oder vielmehr einem Kunſtleben, wie man dies ſo zu nennen pflegt, nur eine höchſt geringe Spur vorfand.

Den auffallendſten Commentar zu dieſer Behauptung in ihrer beſondern Beziehung auf Malerei liefert ein eigenthümlicher Prozeß des als Philantropen rühmlichſt bekannten Feld-Kriegs-Obercommiſſärs Schießler. Im Beſitze einer werthvollen, mit einem Aufwande von mehr als 30,000 Fl. Conv. Münze allmälig zuſammengehäuften Gemäldeſammlung, kam ihm plötzlich der Gedanke, dieſelbe zu veräußern und das hierfür zu erhaltende Geld anderweitig zu verwenden.

An alle Factoren erging der Auftrag, Käufer zu ſuchen, allein es fand ſich Niemand, den auch nur nach einem Gemälde verlangt hätte. In der Hoffnung, ſie in Ruſſiſch-Polen an Mann zu bringen, wurde dieſelbe durch jüdiſche Spekulanten nach Warſchau geführt. Hier aber gerieth ſie ganz und gar in die Hände von Betrügern, ſo zwar, daß ihr früherer Eigenthümer nicht allein die für ſie verwendeten 30,000 Fl. gänzlich verlor, ſondern auch noch die bedeutenden Gerichts- und Proceßkoſten bezahlen mußte, die ihm von Warſchau aus nach Lemberg zur Zahlung präſentirt wurden.

Einen weſentlichen Theil der Schuld an dieſem gänzlichen Mangel eines wahren ausgebildeten Kunſtſinnes mag hauptſächlich Lemberg tragen, da mit Ausnahme des geringen Hofſtaates, den der k. k. Civil- und Militärgouverneur um



Adels ihren dauernden
, während der größte
ſonſt auf Reiſen und ſeinen
geht daher meiſtens für das
Vergnügungsſucht des polniſchen
liegt, — für die Kunſt aber erübri-
Abfälle, mit denen ſich etwas mehr als
eben nicht zufrieden zu ſtellen geneigt ſind.
Galizien und in beſonderer Beziehung
Kunſt im Allgemeinen und ihre verſchiedenen
ausübt, läßt ſich in wenige Worte faſſen;
wollen wir jeden einzelnen Zweig einer flüchti-
Berührung würdigen, indem wir unſere Darſtellung mit
vorzugsweiſe begünſtigten Tonkunſt beginnen.

Obgleich man Böhmen einzig und allein als die eigentliche Heimath der Muſik bezeichnen will und hierdurch dieſem Lande eine Autorität eingeräumt hat, die es durch ſeinen beſondern Sinn für klaſſiſche Tonkunſt noch ſtets gerechtfertigt, müſſen wir doch offen eingeſtehen, daß nirgends ſo viel Muſik gemacht wird, als in Galizien. Mit geringer Ausnahme beſitzt faſt jeder Edelmann ſeinen eigenen Muſik- oder Geſanglehrer. Wo dies bei beſchränkten Vermögensmitteln nicht ſtattfinden kann, wird ein ſolches Individuum von mehreren Gutsbeſitzern zuſammen gehalten und nun zu Roß oder zu Wagen von einem Edelſitze zum andern ſpedirt. Dadurch iſt Galizien der Aufenthalt einer Menge von muſikaliſchen Lehrern geworden, deren Mehrzahl dem Böhmerlande angehört.

Viele derſelben haben ſich in Lemberg niedergelaſſen und ſich daſelbſt theils durch ihre ausgezeichnete Lehrmethode, theils durch ihre gediegene Compoſitionsweiſe einen europäiſchen Ruf

errungen. Unter den Erstern steht Ruckaber oben an, einer der exactesten und gründlichsten Fortepianospieler.

Unter den Letztern behauptet J. C. Keßler den ersten Rang. Seine Compositionen haben ihm dadurch, daß der große Piano-Virtuose, Ritter Franz Liszt, dieselben mit besonderer Vorliebe spielte, einen europäischen Ruf erworben.

So viel aber auch in privaten Zirkeln für Musikausbildung gethan wird, so wenig bietet mit Ausnahme des Musikvereins das öffentliche Leben Galiziens Gediegenes in diesem Zweige dar. Was jenen Verein betrifft, so begann derselbe sein ursprüngliches Wirken schon im Jahr 1810.

Zu jener Zeit traten nämlich mehrere Musikliebhaber zur Ausführung gemeinschaftlicher Musikübungen zusammen, die theils öffentlich, theils in verschiedenen Privatzirkeln abgehalten wurden. Bald wurde durch die Menge der Dilettanten sowohl, als durch die gediegene Ausführung so mancher höchst schwieriger Tonstücke die Lust und Liebe zur Musik immer mehr angeregt. Auf diese Weise begründete sich, durch die allgemeinen Wünsche hervorgerufen, eine Dilettantengesellschaft, welche unter der besondern Ein- und Mitwirkung des damaligen General-Taxamtsdirectors Ludwig Blaha einen immer festern Bestand gewann. In diesen Verhältnissen verblieb der Stand der Dinge, obgleich vielfachen Wechselfällen ausgesetzt, bis zum Jahre 1822. Von dem Wunsche beseelt, die Fortschritte der ursprünglichen Gesellschaft und deren immer schöneres Emporblühen für die Dauer zu begründen, machte der damalige Präsident des Bukowiner Stadt- und Landrechts, v. Wittig, den Vorschlag, die ganze Gesellschaft der Dilettanten unter festbestimmten Normen in eine bestimm-

tere Form zu bringen und dadurch ihre künftige ungestörte Dauer und Existenz festzustellen.

In Folge dieses mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommenen Vorschlags wurden die ersten Statuten eines musikalischen Vereines entworfen und der Regierung zur Genehmigung vorgelegt. Zugleich bethätigte die angehende Anstalt ihre Wirksamkeit durch eine Menge von Concerten, die zugleich den allgemeinen Wunsch für die gänzliche Realisirung des Vereins immer deutlicher an den Tag legten.

Mehrere Anstände, die den vorgelegten Statuten von Seite der Regierung gemacht wurden, so wie der Abgang vieler Mitglieder von Lemberg brachten die Sache wieder ins Stocken, so zwar, daß bis zum Jahre 1834 sich durchaus kein Zeichen ihrer Lebensthätigkeit regte. Der Zufall fügte es, daß in diesem Jahre ein großartiges, der Mildthätigkeit geweihtes Concert abgehalten werden sollte; hier aber gab es sich aufs Neue kund, daß der alte Geist noch lebe, daß die Blüthe im Stillen fortgeblüht, und nahe daran stehe, die herrlichsten Früchte zu tragen. Wieder ward der Wunsch rege, beisammen zu bleiben, sich durch Uebungen zu vervollkommnen und den bereits früher beantragten Verein endlich definitiv zu begründen.

Wirklich wurde auf den Antrag des k. k. Landraths v. Pfeiffer, des Landesadvokaten Dr. v. Picztkowski und des k. k. Provinzialbaudirections-Rechnungsführers Ludwig v. Albertiez alles Nöthige vorbereitet, und nach eingeholter höchster Bewilligung des General-Gouvernements ein neuer Statutenentwurf zur Gründung eines Lemberger Musikvereins der allerhöchsten Genehmigung vorgelegt.

Dies geschah im Monat April 1835. Die endliche

Sanction erfolgte jedoch erst unterm 14. August 1838, während welcher Zeit die Musikübungen dieser Gesellschaft unter der Leitung des einhellig erwählten Musikdirectors Johann Ruckaber ihren ungehinderten Fortgang genommen hatten.

Am 1. Juni 1839 trat endlich der Verein, auf die Grundlage der genehmigten Statuten organisirt, seine volle Wirksamkeit an, indem er zugleich durch die ihm zu Theil gewordene ansehnliche Unterstützung die Errichtung einer eigenen Gesangs-, Violin- und Blasinstrumentenschule ins Leben rief.

Als Lehrer des Gesanges wurden die Herren Ludwig, Ritter v. Rittersberg, Joseph Ernesti und Heinrich Ruff angestellt, von denen besonders der Erstere und Letztere als ihrem Fache in jeder Beziehung gewachsene Männer bezeichnet werden müssen.

Als Lehrer der Violine erscheint Herr Philipp Broch. Als Honorar-Lehrer des Violonzells und Contra-Basses Herr Eduard Polletin. Als Lehrer der Blasinstrumente Herr Carl Brunnhöffer. Zugleich trägt Herr Joseph Tachau die italienische Sprache vor.

Der Verein zählte im J. 1843 574 unterstützende Mitglieder
118 ausübende do. und
23 Ehren do.

Er unterrichtet im Ganzen 123 Zöglinge, worunter 30 Jünglinge, 36 Knaben und 57 Mädchen.

Erhalten wird dieser Verein theils durch die Unterstützung seiner beitragenden Mitglieder, theils durch Concerte, so wie durch höchst elegante, im Vereinsaale abgehaltene Bälle, die sich besonders im Verlaufe dieses Jahres der gewähltesten Gesellschaft und eines zahlreichen Zuspruchs zu erfreuen hatten.

Protector der Anstalt ist Se. königl. Hoheit Erzherzog

Ferdinand Este, Stellvertreter desselben der Präsidial-Präsident Freiherr Krieg von Hochfelden, der sich zu dieser hohen Würde und zu dem Freiherrnstande vom gewöhnlichen Tagschreiber emporgeschwungen haben soll. Director ist der Lemberger Polizeidirector Herr Leopold Sacher-Masoch, Ritter von Kronenthal. Bei alledem hat dieses Institut bis jetzt eben nichts Außerordentliches geleistet, wozu aller Wahrscheinlichkeit nach einerseits die Jugendlichkeit desselben, anderseits aber der Umstand beiträgt, daß viele Köpfe schwer unter einen Hut zu bringen sind, weshalb es der Zukunft vorbehalten bleiben muß, die Musikliebe der Galizier durch ein dereinstiges gediegenes Endresultat zu krönen.

Der Zufall führte mich gegen den Sandberg, eine Partie, die durch ihre reizende Aussicht über ganz Lemberg und ihre wunderschöne Lage fast mitten in der Stadt jeden Freund der Natur an sich fesselt.

Auf meinem Wege dahin erinnerte ich mich der Adresse eines Malers — Reichan ist sein Name, der, mit einer Tochter des berühmten Violin-Virtuosen Lipinsky verheirathet, in dieser Gegend wohnen sollte.

Es gelang mir ohne Mühe das Haus ausfindig zu machen; eine elegante breite Stiege nahm mich auf. Eine Thüre, mit des Künstlers Namen bezeichnet, hemmte meine Schritte. Ich schellte, die zur Kunst führende Pforte öffnete sich, und auf das Höchste verlegen, befand ich mich einer reizenden Dame gegenüber. — Es war die Gattin des Künstlers. —

Bald sah ich mich in dem Atelier ihres Mannes, dessen wirklicher Kunstberuf keinem Zweifel unterliegt.

Vortreffliche Studienköpfe feſſelten meine Aufmerkſamkeit; größere und kleinere Gemälde, in und ohne Rahmen, meiſtentheils Portraits, ſo wie ein umfangreiches Altarblatt lieferten die ſchönſten Beweiſe einer lebendigen Thätigkeit. Aber auch bei dieſem Künſtler iſt es, wie faſt bei allen hiſtoriſchen Malern, der Fall, daß ſie nicht ſo ſehr ihrem eigentlichen Berufe nachgehen, als vielmehr dem Geſchmacke des Publikums huldigen müſſen. Daher kommt es, daß Portraits die Hauptſache ſind, hiſtoriſche Gemälde als eine Nebenbeſchäftigung erſcheinen, ſtatt daß der umgekehrte Fall ſtattfinden ſollte.

Eine glatte lackirte Farbenpracht, von der wohlthuendſten Friſche überhaucht, zeigt deutlich, daß Reichan dem allgemeinen Modengeſchmacke in ſeltener Vollendung zu huldigen verſtehe.

Ich war entzückt — bezaubert. Mein Auge konnte ſich nicht losreißen von dem, was ſich in reizender Fülle meinem Blicke darbot.

Vor allem Andern feſſelte ein Gemälde meine Aufmerkſamkeit, — das Portrait einer wunderſchönen Dame in ſchwarzem Anzuge. Sinnend blickte das tiefblaue Auge auf einen Brief herab, den die ſchönſte weiße Hand in ihren zarten Fingern hielt.

Reichan nannte mir eine Dame Lembergs, welche es gewünſcht, in dem Coſtüme Emilia Galotti's gemalt zu werden. Sie ſollte das Portrait vorſtellen. Ich kannte die Dame genau, ſehr genau, allein ihr Bild ſuchte ich vergebens in dieſen Zügen. Reichans Phantaſie hatte die Wirklichkeit überflügelt, dies Gebilde war nicht jene Dame, die es vorſtellen ſollte, wohl aber eine andere — die engelſchöne wallachiſche Fürſtin ***, die ich kaum einmal geſehen, um ſie nie zu vergeſſen.

Es war im Hochsommer des Jahres 1842. Heiß brannte die Sonne auf die ihrer Früchte beraubte Erde nieder, als ich in meinem leichten Reisewagen die Straße bei Pirna herab gegen Dresden zufuhr.

Der drückenden Hitze ungeachtet, konnte ich mich nicht entschließen, das Dach meines Wagens aufziehen zu lassen. So lag ich denn, von leichten Staubwolken umnebelt, sanft in die weichen Kissen zurückgesunken. Ein halbwaches Träumen umgaukelte mich im leisen phantastischen Spiele, allerlei bunte Bilder tauchten in meiner Erinnerung auf, Bilder der Heimath — eines wehmüthigen Trennungsschmerzes — einer schönen Hoffnung des Wiedersehens. In mich selbst verloren, schien ich nicht zu beachten, was rings um mich vorging.

Langsamer rollte mein Wagen indessen einen leichten Hügel hinan, da gab ein nicht fernes Posthorn das Zeichen, aus dem Wege zu biegen. Zu gleicher Zeit raſ'te ein vierspänniger eleganter Reisewagen dem meinigen im raschen Laufe entgegen. Neugierig erhob ich mich von meinem Sitze, um die Fremden bei ihrem Vorüberfluge zu fixiren. Ein lautes Halt! — von dem Bedientensitze gerufen, — machte den fremden Wagen plötzlich stehen. Wie mit einem Zauberschlage hielt auch der meinige. Eine tief verschleierte Dame bog sich mit der Frage aus dem niedergelassenen Wagenfenster: Ob ich wohl nach Dresden reise? Auf meine bejahende Antwort bat mich dieselbe Stimme in der elegantesten französischen Salons-Sprache, ihr ein kleines Briefchen an den Besitzer des Gasthofes zur Stadt Rom zu besorgen, woselbst sie in den von ihr bewohnten Zimmern das theure Angedenken einer frühverstorbenen Freundin zurückgelassen.

Obgleich durch die Härte verletzt, mit welcher die Fremde

ihr Antlitz während der ganzen Verhandlung verhüllt behielt, ſicherte ich doch die Gewährung der Bitte zu, indem ich zugleich meinen Namen nannte und mir die halblaute Frage erlaubte, wohin das allenfalls gefundene Kleinod zu ſenden ſei?

War es die Nennung meines Namens, oder fühlte die Fremde, die ganz allein in ihrem Wagen ſaß, das Unzarte ihres Benehmens, — genug, der Schleier lüftete ſich, um mich in einen Himmel voll reiner, ſeliger Klarheit blicken zu laſſen. Ich ſah, ich hörte, ich fühlte nichts mehr, nur wie in einer dunklen Erinnerung ſchwebte das Wörtchen „Töplitz" vor meinem Gehöre, der Wagen aber war indeſſen fortgerollt, um mir ihn, von wirbelnden Staubwolken umgeben, bald nur noch in einer immer weitern Entfernung zu zeigen.

Wer die Fremde ſei, wußte ich augenblicklich nicht, obgleich ein Wappen auf dem Kutſchenſchlage befindlich geweſen, das ich jedoch, während des Geſpräches mit der Unbekannten, näher zu betrachten gänzlich vergeſſen hatte.

Ich eilte nach Dresden, — dort erfuhr ich, daß die Fremde die reiche wallachiſche Fürſtin *** aus Bukareſt geweſen ſei. Auch das vermißte Kleinod, ein einfacher Haarring, ward glücklich gefunden und mir übergeben, obgleich die Fürſtin in ihrem Briefchen an den Gaſthofsbeſitzer um deſſen directe Ueberſendung nach Töplitz gebeten hatte.

Dringende Geſchäfte hielten mich ſechs volle Tage in Dresden zurück; ich glaubte vor Ungeduld vergehen zu müſſen, und doch konnte ich nicht fort. Endlich hatte ich Alles beendet, die beſtellten Courier-Pferde warteten vor der Thür, ich warf mich in den Wagen, der in raſchem Trabe mit mir von dannen flog. Bald war Töplitz erreicht, allein die Fürſtin war Tags zuvor nach Wien abgereiſt, mit dem Befehle, ihr

den Ring unter der zurückgelassenen Adresse nach Wien zu übersenden.

Ich hatte ihn zur Besorgung an die engelschöne Eigenthümerin übernommen, ich mußte ihn selbst abliefern und dabei noch einmal die Unbekannte erblicken, die meine Seele so ganz und gar erfüllte. Fort ging es — fort nach Wien. Allein auch in Wien sollte mir das Glück des Wiederfindens nicht zu Theil werden. Briefe aus der Heimath hatten die Fürstin dort gefunden und sie zur schnellen Rückreise in ihr Vaterland aufgefordert. Ueber Lemberg lautete ihre Route. Ich fuhr nach Lemberg, ja, ich fuhr noch weiter — nach Bukarest. Dort endlich lächelte mir das Glück. Ich fand das Palais, — ließ mich melden — ward vorgelassen und legte mein so theuer aufbewahrtes Kleinod in die Hände — einer wildfremden Dame, sie gab sich mir als eine Schwester der Fürstin *** zu erkennen. Diese selbst, sagte sie mir, sei unwohl und bedauere, mich nicht empfangen zu können. Vier Tage später stand ich an ihrem wohlverschlossenen — Sarge. Sehen sollte ich sie nicht mehr, allein vergessen konnte ich sie auch nicht.

Bei dem Anblicke von Reichans meisterhaftem Bilde erwachte der Schmerz mehr als jemals in mir. Ich schämte mich der Thränen, die aus meinen Augen unaufhaltsam niederzuperlen drohten. Ich eilte fort mit dem festen Vorsatze, das Bild um jeden Preis an mich zu bringen. — Als ich Tags darauf wiederkehrte, war auch dieses fort; ein durchreisender russischer Graf hatte es gekauft. — —

Was soll ich noch von der Malerei und ihrer Ausübung in Lemberg sagen? —

Mit Reichan ist der Cyclus der vorzüglichern Künstler

beinahe abgeschlossen, da Lang — einer der bekanntesten Landschaftsmaler, noch während meiner Anwesenheit in Lemberg starb, und sonst fast kein Künstler von Bedeutung sich in Lemberg aufhält. Uebrigens spielt auch hier die Nationalität eine bedeutende, wenn nicht die größte Rolle. Das Fremde, sei es noch so gediegen, wird nicht geachtet; das Nationale dagegen, sei es mittelmäßig oder selbst schlecht, — in den dritten Himmel erhoben. So schickt von Zeit zu Zeit ein Pensionär des Ossolinski'schen Nationalinstitutes, Namens Tysiewicz, Proben von Wien ein, die von bedeutender Kunstbegabung zeugen sollen, und weil sie einen Polen zum Verfertiger haben, reißend abgehen. Ich dagegen muß gestehen, daß das bloße Copiren noch keinen Künstler ausmacht, und daß Tysiewicz in Rom, wohin ihn seine Mäcene zu seiner weitern Ausbildung gesendet haben, am wenigsten erreichen wird, wozu ihm eben sowohl eine tüchtige Vorbereitung, als ein bescheidener Sinn mangelt.

Im Betreff der Bildhauerei bleibt mir Nichts zu sagen übrig, als daß diese hier von Steinmetzen ausgeübt wird, und mit Ausnahme eines Grab-Basreliefs von Thorwaldsen, einiger ärmlichen Gypsmodelle antiker Statuen und einer hübschen Statuetten-Gruppe im Nationalinstitut, sonst gar Nichts aufzuweisen hat. Dasselbe läßt sich von der Baukunst sagen. Uebrigens entnehme ich einige diesen Kunstzweig betreffende Stellen einem aus Lemberg im Monate November 1842 an die Wiener Modenzeitung gerichteten Briefe:

„An neuen Bauten fehlt es nicht, nur wird leider in der Regel der Schönheitssinn bei ihrer Anlegung und Aus-

führung wenig in Betracht gezogen. Ich rede nicht von Zinshäusern, die gewöhnlich überall mit Sparsamkeit gebaut werden, um mit dem geringsten Kapitale die größtmöglichsten Zinsen zu gewinnen. Der Herr, der in einem Wiener Journal den schönen Bau Ferdinand Fellners am Lichtensteg tadelt, der da meint, nur für Kirchen und Paläste zieme sich architectonischer Schmuck, dieser gute Herr hätte seine Freude an dem Mehrtheil der hiesigen Neubauten, an denen keine unnothwendige Linie, kein unterbrechendes Glied, keine Füllung unendlicher Flächen zu entdecken ist. Aus neuester Zeit kenne ich nur ein architectonisch schönes Privathaus; aus älterer Zeit sind einige hübsche Wohnhäuser, aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderte einige Paläste am Ringplatze, die der Beschauung werth sind. An der Kathedrale deckt außen eine abscheuliche graue Tünche, innen Schnörkelei des Perückenstyls jede Spur des Alterthums; eine nahe dabei liegende Capelle ist im reichen Style des sechszehnten Jahrhunderts in roher Ausführung verziert und ditto grau übertüncht. Am meisten Charakter hat die sogenannte wallachische Kirche und jene der Bernhardiner; die übrigen Gebäude der Art gehören dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte an; unter ihnen zeichnet sich die Jesuiterkirche durch verhältnißmäßige Reinheit der Architectur und verständige Restauration aus. — Das Gebäude des Ossolinski'schen Nationalinstitutes ist in der Anlage gut gedacht, nur hat man, meines Erachtens, darin gefehlt, daß man das alte Klostergebäude, auf dessen Grund es gebaut wurde, nicht vollends niederriß, sondern theilweise dem Neubaue anpaßte, wodurch einige Irregularitäten und durch unaufhörliche Reparaturen der alten baufälligen Mauern bedeutende Kosten erwuchsen. Die jetzige

Direction hat die meiſten Verdienſte um den raſchen und zweckmäßigen Fortbau des Gebäudes, das bis auf den linken Flügel und die innere Einrichtung des für die Bibliothek beſtimmten Kuppelſaales fertig iſt, und eine der ſchönſten Zierden Lembergs zu werden verſpricht. — Das eben ausgebaute Seminarium dagegen iſt ohne Charakter, der daneben im Bau begriffene erzbiſchöfliche Palaſt wird hoffentlich in würdiger Weiſe vollendet werden. Das inmitten des Ringplatzes ſtehende Rathhaus iſt ein weit ausgedehntes modernes Gebäude mit einem überſchlanken Thurme, von deſſen Gallerie jede Stunde austrompetet wird. — Das neue gräfliche Skarbeck'ſche Haus übertrifft noch allein das Rathhaus an Größe.

Die Façade des Theaters iſt, vom architectoniſchen Standpunkte aus, unſchön und verfehlt. Unten ein Proſtyl von plumpen, dicken Pfeilern, darüber ein Proſtyl unverhältnißmäßig ausgeladener roher Säulen mit monſtröſen Capitälern joniſcher Ordnung, darüber endlich ein Giebel, der einen holzgeſchnitzten Apollo, das hölzerne Sonnengeſpann lenkend, trägt, eine Gruppe, die der Hand eines Gottſcheerkünſtlers würdig iſt." —

Dieſer Brief beſagt ſo ziemlich Alles, was ſich von den verſchiedenen Zweigen der Lemberger bildenden Kunſt ſagen läßt.

8.

Geſelliges Leben.

Oeffentliches und geſelliges Leben! findet man es in Lemberg, oder findet man es nicht? Wir wollen verſuchen, das, was uns im Verlaufe unſeres Aufenthaltes in der Hauptſtadt begegnete, hier wiederzugeben.

Die Stimmung Galiziens iſt, im Ganzen genommen,

eher düſter als freundlich zu nennen, es fehlt an einer herzlichen Vermittelung der Gewohnheit und des Vertrauens. Man thut den Willen Oeſterreichs und verläßt ſich für die Zukunft auf die Ordnung der Natur, auf den Wellenſchlag der Zeit.

Welches Leben bei dieſem Sachverhalte in Lemberg erblühen könne, ergibt ſich aus dieſen wenigen Worten von ſelbſt.

Die Gebräuche des polniſchen Adels ſind eine ſeltene Miſchung von Knickerei und Prahlerei mit Worten und Sinnlichkeit. Eben ſo ſtößt die elegante Eitelkeit des Adels höchſt ſonderbar ab gegen den mehr oder weniger größern Schmutz der Bedienung und nächſten Umgebung. Die gewöhnliche Hausordnung der höheren adelichen Ariſtokratie läßt ſich in die drei Worte zuſammenfaſſen: Schlafen, Eſſen und Lieben.

Der Schlaf nimmt ein Drittheil des Tages weg, das Eſſen etwas mehr als ein Drittheil, der übrige Theil des Tages iſt der Liebe gewidmet. Letztere Sphäre iſt mehr oder weniger allen Männern zugänglich, mit Ausnahme von Juden und Offizieren, wenn man anders franzöſiſch oder noch lieber polniſch zu parliren verſteht. Demungeachtet aber, daß der Jude von dem Himmelreich der polniſch-ariſtokratiſchen Sinnlichkeit ausgeſchloſſen iſt, ſcheint er doch keck genug auf ſeinen Reichthum pochen und den Eintritt in ſolche Häuſer erzwingen zu wollen. So überſandte vor Kurzem ein jüdiſcher Cavalier einer der höchſtſtehenden Damen Lembergs ein ambraduftendes Briefchen, mit der Bitte um eine zärtliche Zuſammenkunft. Irgendwo anders würde dieſe Kühnheit die übelſte Wendung genommen haben, und dies um ſo mehr, als die betheiligte Dame das empfangene Schreiben in die Hände ihres Gemahls zu ſpielen für gut fand; dieſer aber

begnügte sich damit, daß er dem Schreiber brieflich eröffnete, seine Frau sei mit ihm (ihrem Gemahl) noch immer zufrieden gewesen. Sollte sich indessen späterhin ein Fall der Unzufriedenheit ergeben, so würde man es sich mit Vergnügen vorbehalten, die Intervention des Briefstellers in Anspruch zu nehmen.

Im Mittelstande, wenn man unter den wenigen in Lemberg ansässigen Kaufleuten einen solchen verstehen will (denn einen eigentlichen Mittelstand gibt es in Galizien eben so wenig als in den übrigen Provinzen, nur Adel, Juden und Volk), herrscht dasselbe Treiben: man ißt nicht um zu leben, man lebt vielmehr um zu essen, und wahrlich, man thut recht daran.

Kaffeehäuser und Zuckerbäckereien, Wein- und italienische Fruchthandlungen machen die besten Geschäfte. Höchst elegant, nicht selten selbst glänzend eingerichtet, versammelt sich in ihnen Alles, was nur immer Geld hat oder sonst an Langweile leidet.

Das eleganteste Kaffeehaus, oder vielmehr dasjenige, das sich des meisten Zuspruchs und der gewähltesten Gesellschaft erfreut, ist jenes von Wolf. Der Besitzer ein höflicher, zuvorkommender Mann, seine Gattin eine feurigblickende Frau mit lebhaften schwarzen Augen (wenn ich nicht irre). Die Tochter ein nettes, dralles Mädchen, die ganz lieblich Italienisch singt, Französisch parlirt und Deutsch plappert, über Kunst und Wissenschaft, Literatur und geselliges Leben, Tanz und Modekram. Bedarf man mehr, um sich an einen Ort hingezogen zu finden, der noch dazu einen ganz vorzüglichen Kaffee darbietet?

Die gewöhnliche Unterhaltung in dieser Lokalität besteht in Billard- und Karten-Spiel, dann aber in Tratschen oder, wie wir mit einem gewählteren Worte zu sagen pflegen, im Medisiren. Nirgends wird so viel medisirt als bei Wolf, nir-

gends eben so viel gespielt, als bei demselben. Beides aber geschieht öffentlich, ganz und gar öffentlich.

Kohl spricht in seinen Reisebildern: Es bestehe bei Wolf ein eigenes geheimes Cabinet, in welchem sehr hoch gespielt werde. Hierin aber scheint sich dieser unterhaltende Touriſt, wie in so mancher seiner Schilderungen, in Etwas geirrt zu haben. Es wird allerdings in Lemberg hoch, sehr hoch gespielt, ja es gibt sogar einen Grafen, der, abgesehen von dem Gelde, was seine Gäste bei ihm verlieren, sich auch noch die Spielkarten und den bei ihm getrunkenen Kaffee bezahlen läßt. Allein, wer bei Wolf von einem geheimen Spiel-Cabinette und dem in demselben getriebenen hohen Spiele faselt, der ist nie bei Wolf gewesen.

Uebrigens macht man in Lemberg aus den hohen Spielen eben keine Heimlichkeit. Die Polizei kennt alle Orte genau, wo und wie hoch gespielt wird, allein sie läßt der Unterhaltung ihr Recht willfahren, indem sie sich nur dort ihr Einschreiten vorbehält, wo mit revolutionären Worten um Ehre, Freiheit und Leben gespielt wird.

Von den übrigen Kaffeehäusern läßt sich nichts Besonderes sagen, außer daß neuerer Zeit auch ein jüdisches errichtet wurde, wo sich Israels elegante Herrenwelt nicht so sehr zum Kaffee, als auch zum Tratsch zu versammeln pflegt. Und wahrlich! es gibt nichts Seligeres, als sich so gegenseitig alle Stadtneuigkeiten mittheilen zu können, und wo diese ermangeln, über Alles das den Stab zu brechen, was nur irgend in der bürgerlichen Gesellschaft Ehre und Achtung verdient. —

Die Zuckerbäckereien sind vorzüglich des Mittags der Ort, wo sich die elegante Herren- und Damenwelt versammelt, um gegenseitig Liebesblicke zu wechseln, Briefchen und Stelldich-

eins durch Bonbons zu beſprechen und überhaupt das Leben ſo ſüß als möglich zu genießen.

Erſt unlängſt diente eine ſolche Zuckerbäckerei einem höchſt tragiſchen Vorfalle zum Schauplatze. Ein junger verheiratheter Mann hatte ſich in die Frau eines Zuckerbäckers verliebt und mit derſelben lange Zeit den ſüßeſten Umgang gepflogen. Aber der höchſte Genuß führt bald zum Ueberdruß. Auch hier trat dies ein. Die Dame erwachte zur Erkenntniß, ſie fühlte Reue, beſchloß, den einſt Geliebten nicht wieder zu ſehen, ja ſie wollte ſogar das Liebesverhältniß ihrem Gatten entdecken. Alles dies eröffnete ſie ihrem ehemaligen Geliebten, — ſie ſagte ihm, daß die Thränen ſeines Weibes, ſeiner Kinder, daß die Bitten und Beſchwörungen Beider ſie zu dieſem Entſchluſſe gebracht, und daß Nichts in der Welt ſie von demſelben abzubringen im Stande ſein werde. Der Verſchmähte bat, drohte, flehte; umſonſt. Da eilte er hinweg, um am nächſten Tage wieder zu kommen. Gleichgiltig in das Gewölbe tretend, bat er, ihm etwas von einem Confecte zu reichen, das hoch oben auf einem Schranke ſtand. Als Jene, ſeinem Verlangen willfahrend, ihm den Rücken wandte, zog er ſchnell eine Piſtole hervor: — ein Blitz — ein Knall — und das ſchöne Opfer lag leblos zu den Füßen des Mörders.

Ein zweiter Schuß ſollte ſeinem eigenen Leben ein Ende machen, allein er war ſo unglücklich gerichtet, daß der Schwergetroffene erſt nach mehrtägigen Leiden ſeinen Geiſt aufgab. Glaubt man damit den tragiſchen Vorfall beendet? — Nein!

Die Criminalcommiſſion, die den doppelten Mörder zu verhören hatte, empfing von ihm Briefe und ein Tagebuch, das eine Menge Familien compromittirte und den ſcheußlichſten Charakter enthüllte. Beſonders ſtand in dieſem Tagebuche

jede Dame mit Namen verzeichnet, mit welcher derselbe Umgang gepflegt, jeder Ort, wo dieser stattgefunden, jedes Gespräch, das zwischen ihnen gewechselt worden war. Ja, als die Commission den Mörder, der seinen eigenen unvermeidlichen Tod vor Augen sah, um die Motive befragte, welche ihn zu diesem doppelten Morde verleitet, soll dieser geantwortet haben: Hat mich das Weib geliebt, wie sie mir oft geschworen, so verdiente sie den Tod, denn sie beging einen doppelten Ehebruch; hat sie mich aber nicht geliebt, so verdient sie ihn noch mehr, denn dann war ihre Liebe ein erlogenes, falsches Spiel. — Am meisten zu bedauern ist bei diesem Vorfall seine Gattin, so wie die Kinder der Unglücklichen, welche der tiefsten Noth unterliegen müßten, wenn sich nicht der menschenfreundliche Gouvernialpräsident Freiherr von Krieg für sie verwendet hätte.

Auch vom Lemberger Gasthofsleben läßt sich mit Ausnahme einer gewaltigen Uebertheuerung nichts Besonderes sagen. Uebrigens ißt man mehr oder weniger gut, so wie die Bedienung, im Ganzen genommen, schneller und besser ist, als man dies gewöhnlich in Oesterreich findet. Die herrschende Theuerung darf übrigens nicht wundern, da in Lemberg weder Handel noch Wandel, noch eine bedeutende Fremdenfrequenz ist, um den größern Theil des Jahres mit Ausnahme der sogenannten Contract-Zeit im Monat Juni durch einen anständigen Gewinn auszufüllen. Was aber den letztgenannten Zeitpunkt anbelangt, so ist derselbe ein in ganz Polen eigenthümlicher Gebrauch, der mit der Leipziger Handelsmesse viele Aehnlichkeit hat.

Da nämlich die meisten polnischen Edelleute Jahr ein, Jahr aus auf ihren Gütern zubringen und sich von diesen höchstens dann entfernen, wenn sie ins Bad reisen, mithin

die Hauptſtadt ſelten oder nie von ihnen beſucht wird, ſo beſteht der Gebrauch, daß ſich der ganze höhere und niedere Adel Galiziens einmal im Jahre in Lemberg verſammelt. Hier werden nun alle Güter-Käufe und Verkäufe, Verpachtungen u. dgl. geſchloſſen, Wirthſchaftsbeamte und Dienſtboten aufgenommen, Anleihen contrahirt und abgetragen ꝛc., und überhaupt Alles das verabredet, was zum eigenen Familienbeſten dient.

Aus dieſem Grunde wurde auf dem Landtage 1822 der Beſchluß gefaßt, die gewöhnlichen Landtage auf den Monat Juni zu verlegen, zu welcher Zeit ſich die ſämmtlichen Landesinſaſſen ihrer eigentlichen Geſchäfte wegen in Lemberg zu verſammeln pflegen. Man beſchloß auch dieſen Vorſchlag Sr. Majeſtät zur allerhöchſten Genehmigung zu unterbreiten. Die hierüber unterm 29. März 1824 ergangene Vorbeſcheidung lautete: „Wenn die Stände in Galizien, ſo wie es bei jenen in Tyrol der Fall war, keinen Anſtand finden, daß die zur Poſtulirung geeigneten Steuern ausgeſchrieben, der Landtag aber erſt nachträglich abgehalten und auf demſelben die Poſtulate in Anſehung der Steuern nachgetragen werden, worüber ſie ſich zu erklären haben; ſo tritt gegen die Erfüllung ihres Wunſches, den Landtag auf die Zeit der Contracte zu verlegen, kein Bedenken ein. Im entgegengeſetzten Falle kann dermals von den früher diesfalls gefaßten Beſchlüſſen bei dem Fortbeſtande der Gründe derſelben nicht abgegangen werden.“

Da dieſe Antwort den Ständen nicht convenirte, ſo wurde beſchloſſen, daß es in Hinſicht auf den Zeitpunkt der Landtage bei der bisherigen Gepflogenheit zu verbleiben habe. Bei dieſem Zuſammenſtrömen des Adels und überhaupt der Gutsbeſitzer aus ſämmtlichen Kreiſen der Provinz iſt Nichts natürlicher, als daß ſich zu jener Zeit eine Lebhaftigkeit des Verkehrs

und der Unterhaltung entwickelt, wie man diese sonst das ganze Jahr hindurch in Galizien vergeblich suchen würde, zugleich ist dieser Zeitpunkt der einzige Augenblick, wo besonders Tonkünstler und Schauspieler von Ruf Lemberg besuchen, um mit reichgespickter Börse die angenehmsten Rückerinnerungen in ihre Heimath zurückzunehmen. Der übrige Theil des Jahres vergeht dagegen in einer Einseitigkeit des geselligen Lebens und einer Langweiligkeit der Unterhaltung, die besonders dem an höhern Genüssen gewöhnten Fremden in keinerlei Beziehung behagen kann. Das meiste Verdienst um die Beförderung des geselligen Lebens erwarb sich neuerer Zeit der in Lemberg stationirte k. k. Feldkriegs-Obercommissär S. W. Schießler.

Stets neue Unterhaltungen ersinnend, Bälle, Concerte, Maskeraden, Volksfeste ꝛc., weiß er diese stets mit so vielem Geschmacke ins Werk zu setzen, daß man mit Vergnügen einige Zwanziger opfert. Auch opfert man hierdurch der Wohlthätigkeit sein Schärflein, da sämmtliche von diesem Manne veranstalteten Unterhaltungen dem Vernehmen nach den von ihm ins Leben gerufenen Kleinkinderbewahranstalten oder sonst öffentlichen Instituten zufließen sollen.

Auch während meiner Anwesenheit fand, da es gerade Fasching war, eine größere Maskerade Statt, die mehrere Tage zuvor in nachstehender origineller Weise öffentlich verkündet wurde:

„Unerhörte Neuigkeit

oder

viel Lärm und wenig Wolle.

Wissen Sie, meine Herren und Damen, etwas ganz Neues? — Nein! — Nun denn, so wollen wir es Ihnen im Voraus als ein besonders wichtiges, an allen Ecken und

Enden zu veröffentlichendes Geheimniß unter der Bedingung anvertrauen, daß Sie es, bei Strafe, alle Bälle des heurigen Carnevals mitmachen zu müſſen, nicht weiter plaudern. Hören Sie denn:*) Nichts weiter? — Noch Etwas! — Der Saal wird hierzu auf das eleganteſte decorirt, im Brillant-Feuer der ausgelaſſenſten Geiſtesheiterkeit ſtrahlen ... Welch abgebrauchte Phraſe! wenn es nichts Neueres gibt, iſt dieſe Neuigkeit eben nicht überraſchend ... Hören Sie weiter, meine Herren und Damen.

Sie wiſſen vielleicht aus eigener Erfahrung, Kinder zu erhalten koſtet Geld, ſie machen Sorgen, wenn es auch nur zwei bis drei Püppchen ſind. Nun bedenken Sie, drei Anſtalten und vier bis fünfhundert Kinder, was will das erſt ſagen; ſie zu erhalten, zu pflegen, und vor jedem Schaden zu bewahren! Alles das fordert Geld, viel Geld, unermeßlich viel Geld! Man müßte verzweifeln, den nöthigen Fond zuſammenzubekommen, wenn man ſich nicht an den Geiſt der Zeit hielte und es mit einer Papier-Speculation verſuchen würde. Darum, meine verehrten Herren und Damen, ſpeculiren auch wir im Sinne der modernen Welt mit dieſer harmloſen Neuigkeitsanzeige auf Ihre edle, oft bewährte Wohlthätigkeitsliebe. Da wir aber keineswegs in den Reigen moderner Papierſchwindler gehören wollen, ſo iſt es natürlich, daß wir die klingenden Gaben Ihrer Menſchenfreundlichkeit nicht allein

*) Aufgefordert durch den Drang der hochherzigſten Menſchenfreundlichkeit, arrangirt der Begründer des hieſigen Vereins zur Begründung und Beförderung von Kleinkinderbewahranſtalten, wie bereits früher, auch in dieſem Jahre zum Beſten der von ihm ins Leben gerufenen drei Inſtitute, eine brillante Carnevals-Unterhaltung.

mit wohlklingenden Worten, ſondern auch in wohlklingender, höchſt überraſchender, noch nie dageweſener, außerordentlich pompöſer, famöſer und ſpectaculöſer Weiſe zu erwidern ſuchen.

Zu dieſem Behufe wurde aus Mainz eine eigene Narrengeſellſchaft im Original-Coſtüme unter Anführung eines an der dortigen Hochſchule des Narrenthums geprüften und dabei durchgefallenen Pritſchenmeiſters verſchrieben.

Dieſe Geſellſchaft wird eigene Tänze und Bockſprünge, verſchiedene Muſikſtücke und diverſe Harlekinaden aufführen, überhaupt wird ſich dieſelbe bemühen, das verſammelte Redouten-Publikum in einer Weiſe zu unterhalten, von der ſich Lembergs vernünftige Philoſophie gar Nichts träumen läßt.

Um 11 Uhr beginnt der große Maskenzug. Man erwartet hierbei von der liebreizenden Schalkhaftigkeit der Lemberger ſchönen Welt, daß ſie ſich in den möglichſt ſchönſten, franzöſiſch, türkiſch, italieniſch, arabiſch, ſpaniſch, chaldäiſch, griechiſch, engliſchen Engels- und Teufels-Masken einem Zuge anreihen werde, der bei ſolcher Mannigfaltigkeit alsdann auch kaum ſeines Gleichen in ganz Europa finden dürfte.

Nicht wahr, meine Herren und Damen, Sie verſprechen mir dies? — Gewiß. Als Belohnung dieſer großmüthigen Zuſage theile ich Ihnen noch eine ganz beſonders überraſchende Neuigkeit mit.

Um 12 Uhr beginnt die Ziehung der im Saale zur allgemeinen Schau ausgeſtellten, etwas mehr als unbedeutenden Gewinnſte. Sechs Haupttreffer. Sechszig Vor-, Seiten-, Neben- und Nachtreffer der koſtbarſten, brillanteſten, eleganteſten, geſchmackvollſten, modernſten und werthvollſten Gegenſtände (Uf! mir geht der Athem aus) an Gold, Silber, ächtem Schmuck, falſchen Perlen, unachten Diamanten, Galanterie-

und Toiletten-, Schau- und Trug-Stücken ꝛc. ꝛc. Selbſt wer Nichts gewinnt, darf nicht ſagen, er habe Nichts gewonnen, denn es heißt: „Was Ihr den Kleinen thut, das habt Ihr mir gethan; ich aber bin jener, der da war, iſt, und ſein wird.“ Da nun der Himmel allen Jenen offen ſteht, welche auf Erden Gutes thun, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß alle Jene, welche zu dem am 22. Janner 1843 im gräflich Skarbeck'ſchen Redoutengebäude abzuhaltenden großen Fortuna-Maskenballe, ſammt dem damit verbundenen Mainzer Narren- und Carnevals-Feſte eine Karte ſammt einem Looſe, oder auch ein Loos ohne eine Karte, oder eine Karte ohne ein Loos löſen, auch dann in den Himmel kommen, wenn ihnen nicht ſchon auf Erden durch die Gewinnung eines Haupt- oder Nebentreffers der Himmel zu Theil geworden ſein ſollte.

Nun denn, meine Herren und Damen! den Weg zur irdiſchen und himmliſchen Glückſeligkeit glauben wir Ihnen mit dieſer vorläufigen Anzeige eröffnet zu haben. Uebrigens ſind wir viel zu ſehr von Ihrer liebenswürdigen Humanität, Herzens- und Menſchengüte überzeugt, um uns nicht der ſchönen Hoffnung hingeben zu dürfen, Sie an dieſem Abende, umſtrahlt von dem blendendſten Millikerzen-Roſenſcheine der reinſten Menſchenfreundlichkeit, im gräflich Skarbeck'ſchen Redoutenſaale zu begrüßen. Sollte übrigens irgend Jemand ein Behagen daran finden, die Bekanntſchaft eines ächten Mainzer Narren in unſerer Perſon machen zu wollen, ſo theilen wir Ihnen unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit die Anzeige mit, daß wir uns in einem roſafarbenen ſchwarzen Domino, das Haupt mit einer Mainzer dunkelblauen, hoffnungsgrünen Narrenkappe bedeckt, ebenfalls zu dem Feſte einſtellen werden, um Ihnen ganz vernünftig das näher zu

erklären, was Ihnen in unserer unerhörten Neuigkeit etwa verrückt vorkommen sollte."

Einige Tage nach dieser originellen Einladung erblickte man am tieferen Abend die vordere Fronte des Theatergebäudes durch eine Menge strahlender Lampen erleuchtet; zu gleicher Zeit verbreiteten hochlodernde Pechkränze einen grellen Lichtschein nach allen Seiten der Straße. Hunderte von Menschen standen vor dem Portale versammelt, um die zu Fuß und zu Wagen heranziehenden maskirten und unmaskirten Ballgäste eintreten zu sehen. Nur mit Mühe konnte die zahlreiche Grenadier- und Polizeiwache dem Andrange wehren, der fast stündlich zuzunehmen schien. Das zu dem gleichen Behufe der Ordnungseinhaltung für die ankommenden und abfahrenden Wagen von der Militärbehörde abverlangte Cavallerie-Piket war unter dem Vorwande verweigert worden, daß die Cavallerie für solche Vorfälle nicht bestimmt sei, was jedenfalls Manchen sehr sonderbar bedünken wird, der die kaiserl. Cavallerie in andern Städten zu dem gleichen Zwecke verwenden gesehen. Das Theater selbst war in seinem Innern durch Hinwegräumung der Sperrsitze und Erhöhung des Podiums zu einem höchst eleganten, hellerleuchteten Tanzsaal umgestaltet worden, in dem sich die gewählteste Gesellschaft bunt untereinander herumtrieb.

Nach 12 Uhr begann endlich der mit ungeheurer Spannung erwartete Maskenzug. Da jedoch das zu demselben requirirte und bereits abgerichtete Militär (in Ermangelung einer andern Gesellschaft) am Tage des Festes die Weisung erhalten hatte, sich zu diesem Scherze nicht hergeben zu dürfen, obgleich tagtäglich Militärstatisten beim Lemberger Theater verwendet werden, so wurde dasselbe in der Geschwindigkeit durch

Studenten erſetzt, die denn auch bunt durch einander gewürfelt in der ſchönſten Unordnung ihren Umzug hielten und mehrere höchſt komiſche Tänze aufführten. Das hierzu abgefaßte, unentgeltlich vertheilte Programm lautete in nachſtehend ſcherzhafter Weiſe:

Programm zu dem am 22. Jänner 1843 im gräflich Skarbeck'ſchen Theater zuſammengeſtellten großen Mainzer Narren-Carnevals-Original-Feſte, unter dem Titel: Die Opiumfrage; oder Armuth und Edelſinn in Floribus!!! oder engliſche Chineſer und chineſiſche Engländer auf der Maskerade! oder Ende gut, Alles gut!!!

Große, närriſche, außerordentlich-unordentliche, wohlthätig bezweckte, gymnaſtiſch-, draſtiſch-, humoriſtiſch-equilibriſtiſch arrangirte Rundſchau über allerhand unſinnig-wahnſinnige Schnurren, Schnaken und Hanswurſtiaden. Zu einer zwar ſinnigen, aber unverdaulichen Theaterkoſt, mittelſt einer leitenden Idee zuſammengeſtoppelt von einem Tollhäusler.

Erſte Colonne.

Der Großceremonienmeiſter. Ein ſehr artiger Monſieur voller Ceremente und Complemonien, der Alles durch ſeine beſondere Höflichkeit in Erſtaunen verſetzen wird.

Zwei Herolde, zu deutſch, Streichmacher. Sie verſprechen zwar etwas mehr als ſie halten können. Man darf ſich jedoch hieran nicht ſtoßen, ſondern möge vielmehr den Grundſatz vor Augen haben: Arme Leute kochen mit Waſſer.

Polizinell als Standartträger mit der Standarte Par ordre du Mufti und dem Narrenwappen.

Zwei Trompeter als Pierrots, in weiten, aber enganliegenden Tricots.

Zwei Pantalons als Trompeter. Sie blaſen nichts von Roſſini, nichts von Bellini, nichts von Donizetti, ſondern das ſchöne Lied: O Kathi.

Ein Harlekin als Narrenwegweiſer. Man folgt ſeinem Treiben, oder laſſe es bleiben.

Ein Paar allerliebſte Colombinen. Es hüte ſich Jeder vor ihnen.

Zwei gemeine Bajazzi, voll nobler Bockſprünge und Lazzi.

Der General en Chef vom Ranzengarde-Bataillon, mit Namen Mummenſchanz, ſein Pappendeckl-Roß courbettirt im Parade-Tanz.

Die erſte Diviſion vom Ranzengarde-Bataillon. Große Männer klein gewachſen, aus dem Land der Donau-Lachſen.

Der Tambourmajor der Ranzengarde. Ein Pfeifer iſt auch dabei, folglich ſind es ihrer zwei.

Die zweite Diviſion vom Ranzengarde-Bataillon, ausgezeichnet durch ihre Inſubordination.

Zweite Colonne.

Ein engliſcher Matroſe mit der Standarte: Opium, oder kein Opium, das iſt die Frage.

Acht deutſche Matroſen in engliſchen Röcken und geſtreiften Hoſen.

Ein verkappter Chineſer mit der Inſchrift: Wir wollen es ja haben das Teufels-Opium.

Zwölf Dutzend Chineſer. Original-Figuren, voll eingelernter Schnurren.

Vier Sclaven aus einem Lande, wo der Pfeffer nicht wächſt.

Der Kaiſer von China. Ein ächter Lappländer aus der chineſiſchen Familie: Tſching-Tſchang-Tſchung-Ging-Gang-Gung-Zuang. Lieſt man den Namen, wird einem angſt und bang.

Ein Baldachin-Träger mit Fahne: Hat ihn ſchon! (den Frieden von China.)

Vier Mandarins des erſten, zweiten und dritten Ranges; ächte deutſche Chineſer, wer's nicht glaubt, der weiß es beſſer.

Ein altes engliſches Fahnenträgerweibl mit der Fahne: Alt-England.

Eine Escadron der großen weiblichen unberittenen Brand-Raketen-Hauben-Diviſion. Sie ſchleudern Brandfackeln nach allen männlichen Herzen; ob ſie zünden, wird ſich ſpäter finden.

Dritte Colonne.

Ein ſehr geſcheidter Menſch als Narrenſtandarte, oder umgekehrt, wie man's nehmen will.

Ein Schock närriſcher Käuze für vernünftige Leute von unendlichem Reize.

Der Narrenkönig. Ein Mann von großer Erudition, ſonſt ein dummer Kerl von Profeſſion.

Zwei Pagen. In des Saales weitem Raum – ſieht man ſie kaum.

Ein zweites Schock ächte Mainzer Narren. Man nehme es ihnen nicht übel, wenn ſie nicht ſprechen, allein ſie ſind taubſtumm geboren.

Ungeheuer viel Volk, Maskirte, Verlarvte, Vermummte, Kinder, Greiſe, Väter, Mütter, Türken, Baſchkiren und ſonſtige Honoratioren.

Das iſt das Programm vom großen Zug,
Wer den geſehen, hat wohl genug,
Allons enfans de la patrie!
Mort de ma vie!
Parapluie!
Qui.

Die vorkommenden Tänze bestanden in:

Großer Einzugs-Marsch. Ausgeführt von Allen, die sich dem Maskenzuge anschließen wollen.

Charakteristischer Chineser-Tanz, nach einer originellen Erfindung, arrangirt durch Herrn Fortner, ausgeführt von zwölf Chinesern.

Chineser-Solo. Getanzt von dem kleinen einhalbjährigen Fortner.

Englischer Standartentanz mit Verwandlung, ausgeführt von der Escadron der englischen Brand-Raketen-Haubendivision.

Mazur Pas de deux, getanzt von Caroline und Josephine Mahr, Schülerinnen des hiesigen Tanzlehrers Herrn Karl Wilhelm (Vater).

Narren-Tanz. Mit Lied und Chor, einstudirt und im unordentlichsten Ensemble ausgeführt von der Mainzer Narrengesellschaft.

Schluß-Galoppade, getanzt von dem ganzen Maskenzuge, und allen jenen, die sich ihm nicht anschließen.

Am frühen Morgen verlor sich allmälig die Menge, beseligt von dem Gedanken, drei Institute unterstützt zu haben, von deren Gedeihen sich manche Menschenfreunde so viel versprechen. Ich dagegen behaupte kühn, daß es in Oesterreich nicht an der Zeit sei, Kleinkinderbewahranstalten zu begründen. Solche Anstalten können nur in jenen Ländern bestehen, die auf der Bahn der untern Volkskultur weiter fortgeschritten sind.

Wohl ist es wahr, daß der Grund zur künftigen Erziehung des Menschen in seiner frühesten Jugend gelegt werden muß. Sohin ist die Ansicht nicht ungegründet, wenn man das zarteste Kindes-Alter des niedern Volkes vor jenen Folgen zu bewahren sucht, die aus dem Mangel an gehöriger Aufsicht,

während die Eltern ihrem Erwerbe nachgehen, für die ſich ſelbſt überlaſſenen Kinder erwachſen können. Allein dann müſſen auch die Eltern in der Lage ſein, den guten Samen, der in ihre Kinder gelegt wurde, weiter auszubilden und zu veredeln. Iſt dies in Galizien der Fall? — Nein! — Welche Folgen entſprießen ſonach aus der Sorgfalt, mit der man das Kind von ſeinem dritten bis zu ſeinem ſechſten Lebensjahre pflegt und behandelt, während es von der letztern Zeit angefangen ſich ſelbſt überlaſſen iſt? Ein kleines Beiſpiel möge dieſe Frage beantworten.

Man nehme ein Bäumchen und ſetze es in einen guten Grund und Boden, laſſe es drei und vier Jahre hindurch in dieſem bei der ſorgfältigſten Wartung emporwachſen, alsdann reiße man es heraus und bringe es auf einen mit Diſteln, Dornen, Steinen u. dgl. überſäeten Platz. Wird das Bäumchen ſchön und ſchlank in die Höhe wachſen, nachdem ſeine zarten Wurzeln, durch die Verſetzung in einen andern Boden beſchädigt, ſich in dem ſeiner frühern Natur entgegengeſetzten Erdreiche nicht mehr ausbreiten können? Nein! es verkrüppelt, es verwildert, und wenn es ja Früchte trägt, ſo wird kein Menſch ſich ihrer erfreuen.

So iſt es auch bei den Kleinkinderbewahranſtalten Oeſterreichs als Pflanzſchulen des untern Volkes. Die Kinder, aus der gemeinſten Klaſſe entnommen, werden in dieſen mit Liebe und Sorgfalt behandelt und ſpielend zu einer Maſſe von Wiſſen gebracht, mit denen ſich die zarte Natur derſelben auf einer Seite bereichert, während die andere verweichlicht und verzogen wird. Sie erhalten Speiſe und Trank, Pfefferkuchen und Zuckerwerk, warme Kleidung u. dgl., und doch ſagt ihnen dies Alles nicht zu. Das Volk muß zur Kraft und nicht zur

Verweichlichung erzogen werden. Seine Abhärtung ist sein Stahl, sein Panzer, daß es jenen Mangel und jene Entbehrung nicht fühlt, die auf der niedern Volksklasse mehr als auf jedem andern Stande lastet. Wohl wird uns das Herz bluten, wenn wir die Kinder des Volkes im strengen Winter barfuß laufen sehen, allein dies ist das Klima, in dem sich dasselbe zu bewegen hat. Die Güte Gottes, die alle Güter der Welt so weise vertheilt, sie hat dem Armen den Herbst und Winter der Noth und Entbehrung, dem Reichen den Frühling und Sommer des Reichthums und Ueberflusses zugewiesen. Diesen Fingerzeig der Schöpfung sollen wir nicht mißdeuten, wir sollen nicht verbessern wollen, was die Gottheit zu unserm Besten schuf. Dem Volke ist die Kraft, die Liebe und Lust zur Arbeit zugewiesen, alles dieses sollen wir so viel als möglich zu erhalten suchen. Welche Folgen aber kann es haben, wenn das Kind, nur von Liebe und wieder Liebe umgaukelt, sich den ganzen Tag hindurch von Glück und Glanz umgeben erblickt; des Abends dagegen, in die Hütte der Eltern zurückgekehrt, den besoffenen Vater die unsaubere Mutter blutrünstig schlagen sieht, Schimpfworte, Flüche und Zoten hört, die ihm fremd bleiben sollten? Wie vereinigt sich dies mit der Behandlung und der Bildung, die das Kind in der Anstalt erhält? — Darin aber wird der erste Grund gelegt, daß das Kind sich unbehaglich fühlt, daß es die Lust und Liebe zu einer harten Arbeit verliert, daß es sich nach der Anstalt zurücksehnt und kaum den Augenblick erwarten kann, wo es am andern Morgen dahin zurückkehrt.

Bald sind die drei Jahre vorüber, es ist aus der Anstalt entlassen, es gehört ganz und gar den Eltern an. Können diese es erschwingen, so senden sie dasselbe in die Pfarr- oder

Normalſchule, wo der Lehrer bei den in Oeſterreich einheimiſchen Verhältniſſen, bei ſeiner ſchlechten Beſoldung ꝛc. die Hand ſtets offen hält und nur jene Kinder liebreich behandelt, deren Eltern ſeine Handbewegung verſtehen. Die Uebrigen werden entweder gar nicht beachtet, oder rauh und unfreundlich behandelt. Endlich kommen die Kinder aus der Schule zurück, nun ſollen ſie arbeiten und ihren Eltern Geld verdienen helfen, doch nicht ſpielend wie in der Kleinkinderbewahranſtalt, ſondern in der Wirklichkeit, die blutige Schwielen an ihren Händen zurückläßt. Kann das den Kindern, — Erwachſenen behagen? — Nein! Sie ſehnen ſich in den frühern Zuſtand zurück. Wenn ſie ſonach im beſten Falle nicht durch die ihnen eingepfropfte Zweideutigkeit des Charakters moraliſch verderbt werden, ſo können ſie ſich in ihrer neuen Lage wenigſtens nicht glücklich, nicht zufrieden fühlen.

Da aber nur Derjenige glücklich und zufrieden iſt, der wenig Bedürfniſſe kennt, ſo folgt hieraus, daß man das niedere Volk nicht mit Bedürfniſſen bekannt machen ſoll, die es ſich nicht verſchaffen kann.

Unſere Vorfahren waren kräftig, ſie haben manches Hohe, Herrliche geleiſtet, und doch hatten ſie keine Kleinkinderbewahranſtalten. Wir aber ſind verweichlicht, ſchwach, hinfällig geworden, weil wir uns mit Genüſſen und Gegenſtänden befreundet haben, die uns hätten fremd bleiben ſollen. Damit wollen wir nicht ſagen, daß die Kinder des niedern Volkes nicht erzogen werden ſollen, im Gegentheil, wir wollen und wünſchen eine ſorgfältige Erziehung des Volkes, allein Volksſchulen ſind es, was wir bedürfen, und nicht Verweichlichungsanſtalten. Von Tag zu Tag nimmt der Nothſtand zu, von Tag zu Tag mehrt ſich das Bettelweſen, die Unzucht, Völlerei. Woher

kommt das? Mangel an gediegenen Volksschulen, Ueberfluß an Wohlthätigkeitsanstalten und Findelhäusern. Unsere Pflicht ist es, die Armuth durch Arbeit, nicht aber durch Geld zu unterstützen. Das Almosen, das wir dem einen verdienten Armen darreichen, — es verleitet hundert Andere zum Betteln. Das Kind, das eine unschuldig Gefallene im Findelhause zur Welt bringt, es deutet hundert Andern den Ort an, wo sie ihre Schande vor der Welt verbergen können. Abzuschrecken von dem Bösen soll unser Ziel sein, nicht aber dazu aufmuntern, außer wir haben auch die Mittel in der Hand, dem Uebel, das wir hervorgerufen, wirksam zu begegnen.

Wenn wir sonach Kleinkinderanstalten begründen wollen, so können diese nur dadurch ihren Zweck erreichen, daß tüchtige Volksschulen und die zunehmende Aufklärung der untern Volksklasse die Erziehung der aus den ersteren entlassenen Kinder vollenden. Wo dieses nicht der Fall ist, haben wir, statt der beabsichtigten Saat des Guten, einen Samen der Unzufriedenheit und Unbehaglichkeit im Volke ausgesäet, dessen schädliche Früchte nicht ausbleiben werden. — Doch, um von diesem Gegenstande zu einem andern überzugehen, komme ich nunmehr zu der Art und Weise, wie in Lemberg die Leichenbestattungen vollzogen werden. Ich wähle diese Erörterung besonders darum, weil man auch hierin nicht selten alle Grenzen des Verstandes überschreitet. Es war eines Tages etwa 10 Uhr Morgens, als mich ein wichtiges Geschäft über die Promenade führte, die, auf beiden Seiten von Bäumen und Gestrüppe begrenzt, die eigentliche Stadt von den Vorstädten scheidet. Plötzlich berührte eine schmetternde Trauermusik mein Gehör. Ich eilte dem Schalle nach und erblickte einen Leichenzug, wie mir ein solcher noch nie vorgekommen. Eine

Militärmusikbande in bordirter Livree eröffnete den Zug, ihr folgte eine lange Reihe der Geistlichkeit mit Kerzen in der Hand, Dominikaner, Carmeliter, Minoriten und Bernhardiner. Alsdann ein Portier in reicher Livree mit einem großen Stocke. Der Todtenwagen mit sechs Pferden bespannt. Die Pferde selbst, mit schwarzen, weißbesternten Decken verhüllt, wurden von gleichfalls reich livirten Stallknechten geführt, Bediente mit Fackeln geleiteten den von Gold- und Silberschnörkeleien überladenen Wagen, auf dem unter einem von goldenen Engeln getragenen Baldachin der rothausgeschlagene, mit goldenen Borden verzierte Sarg ruhte. So ging der Zug fast durch die halbe Stadt, von einer Menge von Wagen gefolgt, der Bernhardinerkirche zu. Hier wurde der Sarg herabgehoben und auf einen hohen, mitten im Kirchenschiffe errichteten, von unzähligen Kerzen umstellten Katafalk hinaufgehoben und ein feierliches Requiem gelesen.

Das muß Jemand vom Adel sein, dachte ich mir, indem ich zugleich einen der Umstehenden um Auskunft ersuchte. Die Antwort war: Es sei die Leiche eines Schuhmachers.

Der Mann soll, wie ich später hörte, ein armes Weib und mehrere unversorgte Kinder hinterlassen haben; demungeachtet ein solcher Prachtaufwand? — Fälle dieser und ähnlicher Art sind in Lemberg nichts Seltenes. Man hungert bei Lebzeiten, um sich im Tode einer schönen Leichen- und einer zahlreichen Geistlichkeitsbegleitung zu erfreuen, die sich natürlich dafür bezahlen läßt.

Daß die Regierung diesem Unfuge nicht steuert, obgleich ein eigenes Beerdigungs-Patent besteht, nimmt mich kein Wunder, daß aber die Geistlichkeit, die das Volk belehren soll, solche Mißbräuche eher befördert, als zu ihrer Abstellung bei-

trägt, dies gehört zu jenen Schattenſeiten Galiziens, die noch lange nicht die Sonne einer zeitgemäßen Aufklärung durchdringen wird, obgleich der gegenwärtige Erzbiſchof manches zu verbeſſern geſtrebt. Armes Volk, das ſeinen Himmel im Tode ſucht, das wenigſtens ſeine Leiche mit jenem Glanz und Schimmer zu umgeben ſtrebt, den es lebend zu erringen nicht im Stande war!

Wie wir Eingangs geſagt, iſt der Zuſtand Galiziens eher düſter als freundlich zu nennen, und ſo iſt es in der That. Die Geiſtlichkeit, das Judenthum, der Beamtendruck und militäriſcher Uebermuth, ſie nagen an dem Marke dieſes Landes. Ein halber Leichnam ſchon, braucht es nicht viel, ein ganzer zu werden. — Iſt hier eine Abhilfe zu hoffen? — Wir wollen ſie wünſchen und erwarten.

Wenn wir übrigens in dieſem Werke insbeſondere Galizien mit mehr Theilnahme als gewöhnlich geſchildert haben, ſo beruht dieſes auf einem ſehr natürlichen Grunde.

In einer Zeitperiode, wie die gegenwärtige, der man mit vollem Rechte den Beinamen des Dampf-Zeitalters beilegen darf — in einer Zeit, wo Ideen, Meinungen, Träume, Wünſche, der Gedanke und ſeine Ausführung mit reißender Dampfſchnelligkeit auf einander folgen, wo die Gegenwart mit rieſiger Anſtrengung an dem Embryo einer neuen Zukunft gebärt — gerade in ſolcher Zeit ſchien es uns höchſt intereſſant, die Kulturzuſtände eines Landes zu beleuchten, das, gegen ſämmtliche übrigen öſterreichiſchen Provinzen um mehr denn 50 Jahre zurück, einem ſtiefmütterlich bedachten, von Anbeginn vernachläſſigten Kinde gleicht.

Daß Galiziens bisheriger Zustand zu einem solchen Vergleiche berechtigt, dürfte die vorhergegangene Schilderung dieser Provinz mehr denn genügend bewährt haben. Demungeachtet hat jedes Land Augenblicke tieferer Selbsterkenntniß, in denen es seine Vernachlässigung fühlt und, von plötzlicher Aufregung erfaßt, jener lethargischen Ohnmacht zu entrinnen strebt, die dasselbe kraft- und geistestödtend aus dem Bereiche wahrer zeitgemäßer Civilisation gänzlich auszuschließen droht.

Diesen Zeitpunkt gehörig zu erfassen und der möglichsten Verwirklichung der aufkeimenden Pläne und Entwürfe selbst die härtesten Opfer zu bringen, ist die heilige Pflicht einer Regierung, die in dem zunehmenden Wohlstande ihrer Unterthanen auch das erhöhte Glück derselben und ihre eigene Wohlfahrt befördert sehen muß.

Einer solchen augenblicklichen Selbsterkenntniß scheint auch Galizien eben so wenig als seine Nachbar-Staaten entgangen zu sein, vielmehr fanden die allgemeinen Bestrebungen unseres Jahrhunderts, durch eine erhöhte Kultur und Industrie die Wohlfahrt aller europäischen Staaten und Völker zu befestigen, auch in Galizien Eingang. Auch hier theilte man die allgemeine Ansicht, daß dieser Zweck durch eine besondere Schnelligkeit und Wohlfeilheit der zwischenseitigen Communicationsmittel am sichersten zu erzielen sei. Dies bewog die Stände Galiziens, ihre ganze Aufmerksamkeit der Erbauung einer durch das Land führenden Eisenbahn zuzuwenden.

Die Zweckmäßigkeit einer solchen Unternehmung konnte hier um so weniger verkannt werden, als einerseits das Project der Kaiser Ferdinands-Nordbahn in Bochnia sein Ende erreichen sollte, anderseits aber ein ähnlicher Bau in der Richtung von Warschau über Grodzisk, Wierniwice, Nawa, To-

maszew, Petrikau ꝛc. nach der Przemsza in Aussicht gestellt wurde.

Die gänzliche Verbindung beider Bahnen mit einander durch eine mitten durch das Land zu ziehende Eisenbahn, wobei Lemberg zum Centralpunkte des ganzen russisch-österreichisch-galizischen Handels erhoben zu werden die gegründetsten Ansprüche hatte — war allerdings ein wichtiger Gegenstand und wohl der Mühe werth, ihn näher zu beleuchten und die Ausführbarkeit desselben durch eine eigene Commission in genauere Erwägung zu ziehen.

Dies geschah auch wirklich. Diese aber legte das Gutachten ab, daß eine solche Bahn nicht nur dem Lande selbst die größten Vortheile bieten müßte, wenn sie bis an die östliche Grenze fortgesetzt würde, sondern daß sie unter gewissen Voraussetzungen für die ganze Monarchie, ja für ganz Europa von größter Wichtigkeit werden würde.

Uebrigens stellte dieselbe Commission die Hoffnung auf, daß bei der gänzlichen Unmöglichkeit für die Herbeischaffung der für diesen Bau nothwendigen Geldmittel die Regierung sich bewogen finden dürfte: „die galizische Bahn für eine Staatsbahn zu erklären, und dieselbe unverzüglich in Angriff zu nehmen.“ Zu diesem Behufe erklärten sich die galizischen Stände bereit, den Ankauf des zu dieser Anlegung erforderlichen Baugrundes und dessen Uebergabe an die Regierung auf sich zu nehmen, auch stellten dieselben das Ersuchen an die Staatsverwaltung, ihr jene weitern Opfer bekannt zu geben, welche die Regierung zum unverweilten Baue dieser Bahn bewegen könnten. Fragt man nach den Resultaten aller dieser Bemühungen: — sie sind höchst traurig! Galizien darf sich nicht auf Oesterreich verlassen. Es ist sein größter Irrthum,

wenn es von dorther das Heil seiner künftigen Tage, eine unmittelbare Beförderung, Begünstigung oder gar das Erschaffen seines einstigen Wohlstandes erwartet. Oesterreich hat nie etwas versprochen, deshalb ist es nie in die Verlegenheit gerathen, das ausführen zu müssen, was es den Prinzipien seiner innern Politik zuwider erachtete.

Was Galizien sohin von dieser Seite zu erwarten hat, es liegt, ohne irgend eines weitern Commentars zu bedürfen, durch die allerhöchste Entschließung vom 16. Mai 1842 in Betreff jenes von den Ständen Galiziens unterstützten Vorschlags zur Fortsetzung der bis Bochnia geführten Eisenbahn in das Innere des Landes klar am Tage. Dieser Erlaß aber besagt: „daß Se. Majestät, ohne die Gemeinnützigkeit des Unternehmens zu verkennen, sich demungeachtet nicht bewogen fänden, die Ausführung desselben, oder auch nur die Vornahme der hierauf abzielenden Erhebungen aus Staatsmitteln zu beschließen."

So hart übrigens diese Entscheidung für Galizien klingen mag, so ist sie doch erklärlich. Der Entschluß Oesterreichs, den Bau dreier Haupt-Eisenbahnlinien auf Staats-Unkosten auszuführen, ist eine Maßregel, welche die Klugheit seiner innern Politik um so mehr ins Werk zu setzen gebot, als die unermeßlichen Vortheile, welche ein engeres Anschließen an die Fortschritte Deutschlands für Oesterreich darbietet, offen am Tage liegen und jene Nachtheile bei weitem überwiegen, die ein Abgehen von dem ursprünglichen System etwa in politischer Hinsicht nach sich ziehen könnte. Als praktischer Staat hält sich Oesterreich an das, was es mit den Händen zunächst ergreifen kann, dagegen meidet es alle Illusionen, alle Scheinberechnungen, aus denen nicht sogleich ein praktischer Nutzen

für die Totalität seines Bestandes zu ersehen ist. Der Anschluß an Deutschland und seine ganze Verlängerung bis an das adriatische Meer ist mithin schon darum nothwendig, weil diese Bahn ohne irgend eine Unterbrechung das Herz Europa's durchschneidet und Deutschlands Handel mit der reichen Industrie der österreichischen Staaten verbindet. — Nicht so ist dies bei einer Bahn nach dem Norden der Fall. Abgesehen vielleicht von dem nicht unverkennbaren Nutzen, den eine solche dem Lande bringen könnte, geht doch für Oesterreich aus dieser Unternehmung in so lange kein besonderer Vortheil hervor, als nicht auf einer Seite die Walachei, auf der andern Seite Rußland eine ununterbrochene Verbindungslinie mit sich, und durch diese die praktische Gewißheit herstellen, daß Oesterreich die Ausfuhr seines Ueberflusses nach dorthin gewinne.

Diese Aussicht ist von Seite der Walachei augenblicklich gar nicht zu gewärtigen, von Seite Rußlands erscheint dieselbe durch die vorläufige Einstellung aller Arbeiten an der Warschauer Eisenbahn auf unbestimmte Dauer hinausgerückt.

Bedarf Galizien mehr, um den eigentlichen Grund der Weigerung Oesterreichs, die projectirte Bochnia-Lemberger Linie als Staatsbahn zu erklären, gerechtfertigt zu sehen, bedarf es aber auch mehr, um die augenblickliche Trostlosigkeit aller seiner Hoffnungen zu erkennen? Ich dächte, es wäre hieran genug. Demungeachtet ist diese Provinz nicht verloren. Noch ist ihr Patriotismus, dieser ewig hellflimmernde Stern am Horizonte Galiziens nicht erloschen; noch zählt es unter seinen Ständen manche Männer, denen es um das Wohl des Landes Ernst ist, und deren geistige Kraft und Erfahrung demselben in jeder Hinsicht nützen kann. In diesen muß es die

Mittel finden, ſich ſelbſt zu helfen. Durch ſie muß es das materielle und moraliſche Gedeihen des Landes zu veredeln und dieſes dem Ziele einer allgemeinen Wohlfahrt zuzuführen ſuchen. Es darf hierbei nicht zögern, es darf ſich nicht auf die Zukunft, nicht auf die Ordnung der Natur, nicht auf den Wellenſchlag der Zeit verlaſſen. Es muß aus ſeinem lethargiſchen Schlafe erwachen, aus ſeiner ohnmächtigen Unthätigkeit zu einer kraftvollen zeitgemäßen Thätigkeit heraustreten, wenn es anders nicht erdrückt und in den Zuſtand jener gänzlichen Vernichtung verſinken ſoll, mit dem Karthago's Fall das politiſche Ende eines einſt gleich großen Reiches bezeichnete. Dazu bedarf Galizien weder des illuſoriſchen Traumes einer politiſchen Wiedergeburt Polens, noch, um dieſe zu erreichen, des Auflehnens gegen göttliche und menſchliche Geſetze, der Revolution. Auch im Sinne des Geſetzes, auch im Geiſte einer wahren unwandelbaren Treue gegen den Monarchen und das Vaterland, im Glauben an Gott und die Ewigkeit jeder Völkerbeſtimmung kann Galizien der eigene Schöpfer ſeines Glückes, ſeiner Zukunft werden.

Ein ſolches Streben kann und wird Oeſterreich nicht verkennen, ſo wenig als es daſſelbe auf die Dauer zu hindern fähig iſt. Unterſtützt erſt Galizien mit dem Schmucke ſeiner Frauen, mit dem Gelde ſeines Adels das Streben Jener, die Galiziens erhöhten Wohlſtand bezwecken, ſtatt die materiellen, ſchweißerworbenen Kräfte des Landes den hohlen Theorien eines leeren Freiheitsſchwindels nutzlos zu opfern, dann muß Oeſterreich hierin den Geiſt eines offenen kindlichen Vertrauens erblicken, und was es bis jetzt aus Staatsmitteln zu unterſtützen ſich nicht veranlaßt fand, die Beharrlichkeit Galiziens auf dem Felde treuer Loyalität, auf dem vernunftgemäßen Pfade

einer zeitgebotenen Entwickelung, sie wird für Galizien die gleiche Nachgiebigkeit erzielen, durch die Böhmen seinem immer höhern Gedeihen entgegenstrebt. —

Ob und in wiefern unter den voranstehenden Mittheilungen das wahr sei, was der Scribent eines Aufsatzes „der Panslawismus", ohne Galizien je gesehen zu haben, kühn genug zu behaupten wagt, Galizien ist weder durch zu starke Garnisonen*), noch durch übermäßige Steuern gedrückt**),

---

*) In Böhmen, dem Galizien gegenüber reichen Lande, das noch dazu drei Festungen hat, die einer stehenden Garnison bedürfen, lagen im Jahre 1841 folgende Truppen in Garnison: 6 Infanterie-Regimenter, 3 Grenadier-Bataillons, 4 Jäger-Bataillons, 5 Cavallerie-Regimenter und 1 Artillerie-Regiment. In Galizien lagen dagegen 9 Infanterie-Regimenter, 2 Grenadier-Bataillons, 7 Cavallerie-Regimenter, 1 Garnisons-Bataillon und eine Abtheilung Artillerie. — —

**) Inwiefern die Steuerlast Galiziens mäßig oder übermäßig sei, kann man füglich aus der hier folgenden Uebersicht sämmtlicher in den Königreichen Galizien und Lodomerien bestehenden Steuern v. J. 1824 entnehmen:

I. Abgaben, welche sowohl die Dominien, als die unterthänigen Gemeinden zu tragen haben.

1) Grundsteuer.
2) Zuschuß.
3) Doppelte Hausteuer.
4) Militär-Quartierbeitrag.
5) Kopfsteuer (jetzt aufgelöst).
6) Kreisamtsgebäude-Fondsbeitrag.
7) Erwerbsteuer.
8) Zollgebühr.
9) Kirchenbau.
10) Wohn- und Wirthschaftsgebäude für Pfarrer.
11) Weg- und Schankenmauth.
12) Klassensteuer (jetzt aufgelöst).
13) Rekrutirung, die Auslagen für die Zustellung und Bewachung der Rekruten.
14) Stempel.
15) Gerichtstaxen.
16) Depositenamtstaxen.
17) Gouvernialtaxen.
18) Tabulartaxen.
19) Erbsteuer und Normalschulfondsbeiträge (erstere aufgelöst).
20) Salzmonopolium.
21) Tabakmonopolium.
22) Executionen und Sequestrationen.
23) Bau der Todtenkammern.

hat Religionsfreiheit, insofern in Oesterreich überhaupt Religionsfreiheit besteht, und wird durch Gesetze hinlänglich aufge-

---

24) Pestanstalten.
25) Schulgelder an der Universität und Doctoratstaxen.
26) Trivial-Schulen.
27) Städtischer Getränksverzehrungs-Aufschlag und die Pachtung desselben.
28) Spitäler-Fondsbeitrag.
29) Silber- und Goldpunzirung (jetzt aufgelöst).

II. Steuern, welche die Dominien allein zu tragen haben.

30) Urbarialsteuer.
31) Trankſteuer, gegenwärtig Verzehrungs-Steuer.
32) Abgaben von den Wirthshäusern, Mühlen, Branntwein- und Biererzeugungs-Gebäuden.
33) Ständischer Domestikalfondsbeitrag.
34) Der zur ökonomisch-praktischen Lehranstalt angekaufte Musterhof (aufgehoben).
35) Mandatäre.
36) Justiziäre.
37) Materialien für die Dominikalkanzleien und zur Unterhaltung der Correspondenz mit den k. k. Behörden, dann die dazu erforderlichen Häuser und Beheizung derselben.
38) Kosten auf das Grundsteuer-Provisorium.
39) Die Einhebung der unterthänigen Steuern und die Verantwortlichkeit für dieselben.
40) Diäten und Reisekosten für die Kreiscommissäre, Ingenieure, Kreisphysiker und Wundärzte.
41) Medicamente für die unterthänigen Gemeinden zur Zeit einer Epidemie.
42) Die Hebammen in Lemberg und die Hebammenbildungsanstalt in Czernowitz.
43) Der Landesaugenarzt.
44) Diäten der Grenzkämmerer.
45) Kreisboten und Gerichtsdiener der Grenzkämmerer.
46) Unterstützung der Unterthanen.
47) Holzungsrecht der Unterthanen in den herrschaftlichen Waldungen, von welchen blos die Dominien die Steuern zahlen.
48) Holzungs- und Mahlrecht der Geistlichen.
49) Erbauung der Arreste.
50) Zehent, von welchem die Dominien die Steuern entrichten.

III. Schuldigkeiten, welche die Unterthanen allein treffen.

51) Scharwarken.
52) Privatstraßen und Brücken.

munterт und geſchützt, um ſeine Gewerbsthätigkeit um die Wette mit den andern Provinzen zu erweitern *).

Die Grundſteuer allein betrug im Jahr 1838 2,877,573 Fl. 26 Kr.
Nebſtbei einen Domeſtikalfondszuſchuß . . 45,000 = ꝛc.

Seit dieſer Zeit iſt in den gedruckten Landtagsverhandlungen, beſonderer Gründe halber, die Zahl der poſtulirten Grundſteuer nicht angegeben worden, woraus jedoch eher auf die Vermehrung als Verminderung der Steuer zu ſchließen iſt. Wenn übrigens auch viele von den obengenannten Steuern ſeither aufgehoben worden ſind, ſo betragen die an ihre Stelle geſetzten dagegen die doppelte Einnahme gegen früher.

*) Wie es mit der Induſtrie Galiziens beſchaffen iſt, geht aus dem nachſtehenden Berichte der Stände im Jahr 1839 an Se. Majeſtät den Kaiſer hervor: „Eure Majeſtät! Die Natur hat dieſes Land reichlich ausgeſtattet. Es gebricht ihm weder an Fruchtbarkeit des Bodens, noch an rohen Produkten; auch fehlt es ſeinen Bewohnern nicht an intellectuellen Fähigkeiten. Der Mangel an Kapitalien und an Abſatz der Produkte aber hemmen den Aufſchwung der Induſtrie und des Wohlſtandes. Während den erſteren Mangel die Errichtung des Kreditvereins heben ſoll, würde dem letzteren eine nach der Länge des Landes geführte Eiſenbahn wirklich abhelfen, weil ſie uns durch Erleichterung und Beſchleunigung des Waaren-Transportes den großen Handelsplätzen näher bringen, und durch beſſere Belohnung der Mühe und des Aufwandes der Producenten die Produktion ſelbſt befördern würde. Solch eine Erleichterung der Waarenausfuhr wird für Galizien um ſo wichtiger, wenn man berückſichtiget, daß dieſes enge Land, umgeben von Ländern, die an denſelben Produkten noch reicher ſind, und die daher von uns nichts benöthigen, alle ſeine Waaren durch weite Wege auf Rädern führen muß, indem die Mündungen ſeiner größeren Flüſſe ſich in fremden Händen befinden. Schon jetzt trachtet das benachbarte Königreich Polen durch den, die Weichſel mit dem Niemen vereinigenden Kanal, noch mehr aber durch die von Warſchau bis zur Bochnier Eiſenbahn zu führende Eiſenbahn, ſo wie auch Ungarn durch Eiſenbahnen und Dampfſchifffahrt auf der Donau, uns auf allen Handelsplätzen zuvorzukommen, und wenn bei uns der Transport nicht erleichtert werden wird, ſo wird durch Erſchwerung des Produkten-Abganges die Produktion ſelbſt ſinken müſſen."

Wie es bei dieſem Umſtande mit der Erweiterung der Gewerbsthätigkeit ſtehe, bedarf wohl keiner weitern Erörterung.

Bedeutende Gebiete stehen frei seinem Handel offen, für viele Produkte seines Landes hat es feste und sichere Abnehmer, ohne daß es durch Zölle oder Grenzgebühren der Art belästigt würde, wie es im russischen Polen der Fall ist; die Industrie, welche noch fehlt, bekommt es unter denselben Bedingungen von andern Provinzen geliefert; (??) es genießt alle Vortheile des ganzen Staates, trägt aber nur seine eigene Last. Dazu kommt noch, daß Galizien von jeher milder als die andern deutschen und böhmischen Provinzen behandelt wurde; denn es war ein Reich, das, durch ein Unrecht erworben, wenn auch Theile davon früher zu Ungarn gehörten, versöhnt werden mußte, und zudem wollte man in immerwährender Beobachtung des polnischen Nationalcharakters nie stark aufdrücken; denn wer bürgte dafür, daß nicht im entgegengesetzten Falle eine Flamme ausbreche, wie sie Polen mehrmals verderbenbringend durchlodert hatte? Galizien war ein Land, welches, wie jetzt auch Italien, dem Staate nichts einbrachte, nach und nach hat sich dieses freilich gehoben, aber der baare Nutzen für Oesterreich ist bei Galizien nicht sehr groß. Aber es arrondirt den Staat, es ist die Quelle einiger Produkte, welche sonst nicht sehr im Ueberflusse da sind, und es ist eines von den Ländern, dem unter einer weisen Administration eine schöne Zukunft bevorsteht.

„Wenn übrigens Galizien nicht jetzt schon auf einer höhern Stufe des Wohlstandes und der Bildung steht, als es wirklich der Fall ist, so ist es weniger Schuld der Regierung, als der einheimischen Administration im Lande selbst, welche, zu entfernt von dem Sitze der Regierung, sich unter dem gegenwärtigen Gouverneur Uebergriffe erlaubt."

Diese Uebergriffe bestehen jedenfalls nur in der Phan-

taſie jenes Scriblers, ſo wie überhaupt die ganzen glücklichen (?) Verhältniſſe Polens. Wir aber müſſen der Wahrheit die Ehre geben und bemerken, daß die vermeinten Uebergriffe des galiziſchen Civil- und Militärgouverneurs nur darin beſtanden haben, daß derſelbe einige Kreishauptleute gleich bei dem Antritt ſeines Gouvernements in den Penſionsſtand verſetzte, weil ſie ſich Uebergriffe erlaubt hatten. Im Uebrigen huldigt derſelbe den conſervativen Prinzipien Oeſterreichs. — Die Behandlung Galiziens iſt daher nicht „milder", ſondern eben ſo wie in ganz Oeſterreich; wenn aber einige Provinzen dieſes großen Staates demungeachtet mehr hervortreten, ſo haben ſie dies nur ihrer eigenen Thätigkeit zu verdanken, und dieſen Weg muß auch Galizien einſchlagen, wenn ihm geholfen werden ſoll.

Wenn übrigens der Verfaſſer jenes Aufſatzes noch die Behauptung aufſtellt, daß in Folge der ſogenannten Militärverſchwörung mehrere Offiziere und Unteroffiziere kaſſirt, einige verſetzt und noch andere auf eine Feſtung gebracht wurden, ſo diene demſelben zur Nachricht, daß alles dieſes wohl in ſeinem Kopfe, aber nicht in der That vorgegangen iſt, denn noch jetzt harrt man ängſtlich der Beendigung der fortdauernden Unterſuchung. Daß es mithin ſolchen Menſchen, welche über Oeſterreich ſchreiben oder ſchreiben wollen, ganz beſonders anzurathen iſt, ſich nicht ſo ſchmachvoll herabzuwürdigen und Dinge zu Papier zu bringen, die jedenfalls zur Verbreitung der falſcheſten Anſichten über die verſchiedenen Provinzen Oeſterreichs dienen müſſen, unterliegt keinem Zweifel.

Nicht „furchtlos und treu" iſt unſer Wahlſpruch, ſondern „Wahrheit und Recht." Dieſen Grundſatz haben wir noch ſtets eingehalten, ſtets getadelt, was zu tadeln, ſtets gelobt,

was zu loben war. Wir haben nicht, wie jener Scribler verſteckter Weiſe anſpielt, in den von uns ſeither herausgegebenen Anſichten über Oeſterreich (die mit dieſem Bande, als dem vierten, ſchließen), „eine chronique scandaleuse einzelner Stände oder Perſonen, oder anderſeits unbedingte Lobpreiſungen der Hochſtehenden oder Denunciationen patriotiſcher Beſtrebungen" zu liefern geſucht. Unſere Worte haben weder „Demagogie noch Stellenjägerei maskirt", wir haben Oeſterreich nicht „angefeindet", ſondern, von dem reinſten Patriotismus geleitet, dieſem Lande gezeigt, was ihm fehle, um groß und unerreichbar dazuſtehen. Wenn wir aber hierbei manche Blößen Oeſterreichs aufgedeckt, ſo geſchah dies nicht „um Oeſterreichs zu ſpotten," ſondern um die Fehler dieſes großen ſchönen Reiches in ihrer ganzen Nacktheit hinzuſtellen und auf ihre Abſtellung einzuwirken. Ob wir dies Ziel erreicht, ob wir es erreichen können oder je erreichen werden, darüber ein Urtheil zu fällen, iſt nicht unſere Sache. Können wir auch Vielem nicht abhelfen, wie dies bei den Anſichten Einzelner denen der Regierung gegenüber mehrentheils unmöglich wird, ſo ſind wir uns doch bewußt, für die geiſtige Wiedergeburt Oeſterreichs ein kleines Steinchen geliefert zu haben. Manchem zum Stein des Anſtoßes dienend, konnte es jedenfalls einer literariſchen Anfeindung nicht ermangeln.

Uns ſoll dies übrigens nicht kümmern. Wer ſeinen Gott im Buſen trägt, darf die Hölle um ſich her nicht ſcheuen. Wer das Höchſte erringen will, wer mit dem ſtolzeſten Selbſtvertrauen auf die Wahrheit ſeiner Worte, dieſem ſein ganzes Lebensglück geopfert hat, den darf es nicht beirren, wenn er auch ſelbſt der Wahrheit zum Opfer fällt.

Nicht für die Gegenwart iſt das Streben jener Männer,

denen Gott und die Liebe zu ihrem Monarchen und dem Vaterlande mehr als ihr eigenes Wohl gilt, was ſie geſäet haben, — nur die Zukunft kann es zur Reife bringen, jene erhebende ſegensreiche Zukunft, der das wahre Gottvertrauen mit gläubigem Herzen entgegenſieht.

82
.S3
v.2

Stanford University Libraries
3 6105 013 820 159

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.